

Vom heißen Stein
Roman
von
Ernst Muellenbach

ERSTES BUCH.

ERSTES KAPITEL.

Anno 1616, den 24. April, schied Cervantes aus dieser Zeitlichkeit, und zehn Tage später folgte ihm Shakespeare nach; zwei Gewaltige des Geistes, die zu gleicher Zeit Unsterbliches schufen und zuletzt der Sterblichkeit ihren Zoll zahlten, ohne jemals voneinander gewußt zu haben. Es ist anzunehmen, daß sie diese werthvollste Bekanntschaft, die ihnen auf Erden entgangen war, in einem höheren Dasein, erhaben über trennende Länder, Meere und Menschen, sogleich nachholten; und muß das eine Freude gewesen sein für alle Seligen, die dabei sein durften, als diese beiden sich zusammenfanden! Wenn sie dann im Vollgenusse ihrer jungen Freundschaft ab und zu auf die zurückgelassene Erde musternd herabschauten, so erschien ihnen natürlich manches ganz anders als den noch nicht verklärten Zeitgenossen. »Es ist merkwürdig,« sagte der erlöste Dichter des »Don Quixote«, der ja an den höheren Standpunkt schon einige Tage gewöhnt und auch bereits auf Erden weiter gereist war, »ich sage Euch, Sennor, es ist merkwürdig, wie weit der Blick an solch heiterem Maimorgen trägt, wenn er nicht mehr durch Sorgen und Sünden gleichsam wie mit einer dunklen Brille getrübt ist. Seit ich mir die holländischen Provinzen von hier aus anschau, kommt es mir ganz natürlich vor, daß sie von unserer hispanischen Majestät nichts mehr wissen wollen. Und nun seht mir einmal dort

unten in Germanien, ohnfern der niederländischen Grenze, diese hochberühmte rheinische Reichsstadt an! Es ist ein altes verräuchertes Nest, wenn man dran rührt, wird's noch schlimmer, und man kann nur sagen, Gott bessere, was daran ist. Aber ein Mann ist darin, ein Maler, dort hantirt er just vor seinem Fenster herum, der gefällt mir, auch die Bilder sind von einer guten Art, und wenn ich noch auf Erden und in selbiger Stadt weilte, so gäbe ich wohl den einen der zwei Röcke, die ich besaß, für ein vernünftiges Gespräch mit diesem Manne.«

Und der andere nickte und erwiderte: »Ihr habt recht, Sir Michael, dieser Deutsche gefällt mir. Er hat sich auf die Künste verlegt, wie ich sehe, und davon versteht Ihr ja als ein geborener Hispanier mehr als ich; aber auch abgesehen von seinen Bildern scheint er mir ein Mann von höchster Redlichkeit, und ich hätte ihn wohl gebrauchen können.«

Der Mann, der den Himmels Gästen so wohl gefiel, hatte in seiner äußeren Erscheinung wenig Anziehendes für irdische Augen. Es war eine kleine, kräftige Gestalt mit langen, flinken Beinen und breiten Schultern, von denen die rechte leider um ein erhebliches zu hoch gerathen war. Der kleine Mann hätte diesen Schönheitsfehler unschwer unter dem Deckmantel der Mode bergen können; denn die spanische Tracht, die derzeit unter den vornehmen Leuten der Stadt immer noch im Schwunge war, schien ja mit ihren Schulterwülsten und spannenhohen

Kragen eigens dazu erfunden, einen solchen Fehler wieder gut zu machen, indem sie ihn kunstvoll auf *beide* Seiten ausdehnte. Da der Kleine Maler war, so konnte ihm dieser Vortheil um so weniger entgehen; aber er blieb trotzdem seinem offenen Wams getreu, das von einem so kunstlos natürlichen Schnitt war, wie ihn in dieser Gegend nur Bauern oder Soldaten trugen, und er hatte auch einen Grund dafür vorzubringen. »Ich habe eine Stulpnase wie kein zweiter,« sagte er, »und eine hohe Schulter. Das weiß ich, und die Leute wissen es auch. Was sie an mir auszusetzen haben, das vertheilen sie hübsch auf die beiden, der eine legt mir seine Witze auf den Buckel und der andere hängt sie mir über die Nase. Wollte ich aber das Ding auf der Rückseite ausgleichen, so bliebe den fröhlichen Gesellen nur meine Nase, um daran ihren Witz zu üben, und das kann ich ihr auf ihre alten Tage nicht zumuthen, maßen sie mir jetzt an die sechzig Jahre treu gedient und nicht gesündigt hat. Gelt, mein Näschen?« Und dabei schielte er liebevoll an dem treuen Vorposten seines Gesichtes entlang, soweit seinen großen, klaren Maleraugen etwas wie Schielen möglich war. Die Leute aber lachten zu solchen überaus ernsthaft vorgebrachten Schnurren und meinten, daß der Maler Balthasar Schnurrseckel seinen Namen doch nicht umsonst trage.

Meister Balthasar oder, wie er nach ihrer Mundart hieß, Baltzer lachte auch zu ihrer Meinung. Was er selber im Stillen von den Leuten meinte, das begnügte er

sich zumeist mit seinen Bildern zu besprechen, die ja als seine Kinder und Ernährer die nächsten dazu waren.

Auch an diesem heiteren Maimorgen hatte er drei solcher stummen Zuhörer vor sich aufgestellt und unterredete sich mit ihnen sehr eingehend. Es waren drei Porträts. Das erste zeigte einen wohlbeleibten Herrn von einigen fünfzig Jahren, in prunkhafter städtischer Amtstracht, mit hohem spanischen Kragen und schwerer goldener Ehrenkette. Es war ein wenig geziert und steif gehalten, wie solche Bilder von ihren Originalen bestellt und von Meister Baltzer auch ohne Einrede geliefert wurden. Links von diesem zeigte sich in gleicher Größe das Brustbild eines schönen jungen Mädchens mit großen, lichtbraunen Augen und einem klugen Lächeln um die fein geformten Lippen. Es lag viel heiteres Selbstbewußtsein in diesen anmuthigen Zügen, auch wohl für den Nothfall ein gutes Theil Trotz, und diese beiden schätzbaren Errungenschaften schien die junge Schöne auch gegen die Mode geltend zu machen, denn in Tracht und Kopfputz hatte das vornehme Zeremoniell mit der Phantasie der Trägerin einen Ausgleich gefunden, der in den Augen minder anmuthiger Damen vielleicht mehr von ihren Reizen als von standesgemäßer Schicklichkeit verieth. Um dies schöne Haupt über dem schlanken, von dem weit zurückgebogenen Spitzenkragen frei gelassenen Halse und den breiten, durch keine spanischen Puffen entstellten Schultern ganz neidlos zu betrachten, mußte man entweder keine Dame oder ebenso schön sein.

Meister Baltzer allerdings betrachtete das Bild mit einem Wohlgefallen, das mehr als bloße Künstlerbefriedigung war, und mit einem behaglichen Lächeln musterte er das Wappen, das er just heute in die linke obere Ecke beider Bilder gesetzt hatte. »Da steht's nun,« brummte er, »und es ist gut, daß es dasteht; denn woran sollte es sonst ein künftiges Säkulum noch merken, daß die zwei wirklich zusammengehörten?« Aber sein Lächeln wurde fast bitter, als er sich dem dritten, kleineren Bilde zuwandte, das einen kräftigen graubärtigen Mann zeigte mit wunderbar strengen, vielgefurchten Zügen, angethan mit einem groben scharlachrothen Mantel ohne Schmuck und modische Zuthaten. »*Freilich* werden sie auch ohne Wappen erkennen,« fuhr er fort und wandte sich seufzend dem offenen Fenster zu.

Auf dem Fenstersims stand neben drei zierlichen Spitzgläsern eine Karaffe, mit dunkelgelbem spanischen Wein gefüllt. Meister Baltzer schenkte sich ein Glas ein und schlürfte es langsam mit Kennermiene in kleinen Schlücken aus; zwischendurch musterte er die Aussicht. Das Gemach lag hoch, wie es sich für eine Malerklausur schickt. Der Rath der Stadt hatte es ihm aus besonderer Gunst im obersten Stock eines Hauses eingeräumt, das vordem als Zeughaus und nun, in schwächeren Zeiten, als eine Art Rumpelkammer diente. Nur ein kleines Gärtchen mit blühenden Levkoien und blauen Schwertlilien gehörte zu dem Hause, dahinter aber erstreckte sich, vielfach durch Mauern zertheilt, ein weites Revier von

Gemüsefeldern und Weingärten, untermischt mit baufälligen Häusern und Scheunen der hier wohnenden Ackerbürger, bis zu dem Zwinger hin, jenseits dessen über den übel erhaltenen altersgrauen Stadtmauern auf verlassenen Wällen ein Kranz von hohen, wild gewachsenen Bäumen aufragte, die Stadt wie mit einem Waldreif umziehend. Aus den Häusermassen, die das Pfahlbürgerrevier beidseitig umfaßten, ragten zwischen zahlreichen Kirchtürmen hie und da schlankere, stumpfdachige Thürmchen auf, Wahrzeichen des patrizischen Standes ihrer Besitzer. Tauben umschwärmten sie, zogen ihre Kreise weiter und höher in der warmen Mailuft, bis sie ein langgezogener Lockpfeiff zur heimischen Thurmluke zurückrief. Auf diesen Thürmchen weilte Meister Baltzers Blick trotz ihres malerischen Aussehens minder zufrieden als auf den kümmerlichen Hütten und Häuschen der Ackerbürger. »Ja, wie sich die Zeiten ändern!« brummte er mit spöttischem Lächeln. »Die Ahnen haben aus diesen Lücken dem Feind und gelegentlich auch einander Bolzen und siedendes Pech um die Ohren geschickt, die feinen Enkelsöhnchen lassen ihre Täubchen daraus fliegen. Das Pech brauchen sie aber zwischendurch, um den Hexen einzuheizen, und so findet alles seine Bestimmung.«

Zwischen den mehr denn hundert großen und kleinen Kirchthürmen der frommen Stadt hob sich in diesem Stadtviertel einer durch seine massigen, von spitzem romanischen Thurmhelm gekrönten Formen hervor; die dazu gehörige Kirche war vor fünfzig und mehr Jahren abgebrannt und durch einen kleineren Neubau an anderer

Stelle ersetzt worden. Seitdem hieß der Thurm der Sankt Martins-Feuerthurm, oder einfach der Feuerthurm; denn auf ihm hauste jetzt in einer nach allen vier Seiten mit Auslugfenstern versehenen Wohnung einer der drei städtischen Feuerwächter; von den beiden anderen wohnte der eine auf dem Rathhausthurm, der zweite auf einem breiten Thurmstumpf der unvollendet und verwahrlost liegenden gothischen Domkirche. Diesen Wächtern lag es ob, beim ersten Anblick eines nächtlichen Brandes in ihrem Viertel mit Schlägen an die Feuerglocke ein für jeden von ihnen nach dem Rhythmus verschiedenes Signal zu geben und nach der Seite des Brandes eine brennende Fackel herauszustecken, um die Richtung zu weisen. Auch mußte der Feuerwächter alle halbe Stunden in der Nacht ein Glöcklein läuten, dessen geller Klang den Bürgern die tröstliche Gewißheit gab, daß der Wächter wirklich wach sei; er konnte sich ja am Tage ausschlafen, wie die Eulen und Fledermäuse, zwischen denen er dort oben als einsame »Haustaube« – dies war sein anmuthiger Titel im Volksmunde – wohnte.

Meister Baltzer blinzelte eine Zeitlang nach dem Thurme hinauf. Dann schüttelte er unzufrieden den Kopf. »Es ist jetzt vier Tage, daß ich den Raben nicht gesehen habe, und seinen Herrn auch nicht. Sonst schlief der Hans nicht so fest. Mit seinem verwünschten Nachtglöckchen weckt er mich alle halbe Stunden pünktlich, aber wenn ich ihn selber einmal sehen will, so werde ich wohl die hundertsechzig Stufen hinaufklettern müssen. – Und wäre es auch nur um der Kuchen willen, welche die alte

Brigitt so lecker bäckt,« fügte er schmunzelnd hinzu und schenkte sich ein neues Glas Xeres ein.

ZWEITES KAPITEL.

In diesem Augenblick wurde die Thür so ungestüm aufgestoßen, daß dem erschreckten Maler die Flasche fast entglitt. »Gott helf dir, Junge,« rief er ärgerlich dem Hereinpolternden zu, »tritt man so in ein ordentliches Zimmer?«

Der Gescholtene mußte ein paarmal Luft schnappen, ehe er antworten konnte. Es war ein hübscher, kaum zehnjähriger Bursch in Hemdärmeln, der Neffe der alten Frau, die in dem weitläufigen Hause eine Art städtischer Pfründe als Pförtnerin hatte und dem Meister Baltzer nebenbei als Stundenfrau diente. Endlich, da der Meister dem Knaben wieder mit gewohnter Freundlichkeit zunickte, brachte er stotternd hervor: »Weil der – der gestrenge Herr Bürgermeister und seine Fräulein Nichte kommen! . . . Ach, Herr, ist die aber schön!«

»So?« fragte der Maler fröhlich. »Hat sie dich heraufgeschickt, um mir zu sagen, daß sie schön ist?« und da der Knabe mit einem ernsthaften »Nein« antwortete, schob er ihm lachend einige Pfeffernüsse in die Hand. Dergleichen hatte Meister Baltzer für kleine Freunde und Freundinnen immer im Vorrath. »So,« sagte er, »deinen Botenlohn sollst du doch haben, Hendrice, aber nun stell dich hübsch an die Thür da, und wenn du sie den Herrschaften öffnest, machst du einen Diener, siehst du, so!« Aber die Anleitung, die er dem Knaben dabei gab, indem er

dessen Kopf und Rücken ein paarmal mit den Händen vor- und zurückbeugte, half doch nichts, denn als Hendricus die Thür geöffnet hatte und das vornehme Paar hereinschreiten sah, blieb ihm vor Verehrung der Bückling im Kreuz stecken.

Es war aber auch zu begreifen. Das schöne Fräulein hatte sich zwar diesmal nicht ganz so vornehm feierlich ausgeputzt, wie es auf dem Staatsbilde aussah, aber in seinem dunklen Gewand mit dem reichen Spitzenschmuck an Aermeln und Hals, mit dem hohen, federbesetzten Hute und den schimmernden Spangen an Hals und Armen mußte es für Hendricus immer noch wie ein Gebild aus höheren Welten erscheinen, ganz abgesehen von der frischen Anmuth seiner neunzehn Jahre und dem geheimnißvollen Schimmer, der die junge Erbin in den Augen reiferer und minder hemdärmliger Bewunderer umfloß. Was aber den dicken Bürgermeister betraf, der einstweilen sprachlos und heftig schnaufend in einem Armstuhl vor seinem eignen Bildniß saß, so mußte sich Meister Baltzer selbst gestehen, daß bei so vornehmen Herren der Maler unmöglich alle Würde wiedergeben kann, die sie vom Schneider empfangen haben.

Hendricus stand noch immer auf seinem Pagenposten an der Thür, mit den Augen verschlang er die himmlische Schönheit und mit den Zähnen schickte er sich eben an, die irdische Pfeffernuß zu verspeisen, ohne auf die Winke Meister Baltzers zu achten. Als nun aber das schöne Fräulein sein Gespräch mit dem Meister unterbrach und sich

jährlings zu ihm wandte, blieb ihm vor Schreck die Pfeffernuß zwischen den blanken Schneidezähnen stecken, also daß er mit seinen rothen Wangen und seinen runden entzückten Augen aussah wie ein doppelsinniger Genius der Bewunderung und des Appetits. Das schöne Mädchen aber streichelte ihm mit der weißen Hand über die braunen Locken und geleitete ihn lächelnd mit einem freundlichen Gruße an die Mutter hinaus, und nun mußte sich Meister Baltzer abermals seufzend gestehen, daß der Maler bei solch einem Wesen unmöglich all die Anmuth wiedergeben kann, die der liebe Gott hineingelegt hat – am wenigsten auf einem Staatsbilde für die Familiengalerie des Herrn Oheims.

Der Oheim hatte sich inzwischen mit Hilfe eines Glases Xeres wieder von den Mühen der Treppenbesteigung erholt und wußte nun viel Lobendes und Schmeichelhaftes für Meister Baltzer zu sagen. Er würzte seine Rede mit unterschiedlichen Stellen aus lateinischen und welschen Schriftstellern; denn Herr Winand Aare von Mechter, derzeit erster regierender Bürgermeister, war ein sehr belesener Herr, und böse Zungen behaupteten, daß er in der Regierung verschiedener Städte vor Christi Geburt besser zu Hause sei, als in der Regierung seiner eigenen Stadt. Als ihm gleichwohl einmal mitten in einem Ovidischen Verse das Gedächtniß ausging, fiel seine Nichte ein und brachte mit wohltönender Stimme das gelehrte Citat glücklich zu Ende. Das war eine von ihren Künsten; daß es nicht ihre einzige war, erwies sie alsbald, indem sie

kurzerhand nach Tafel und Kreidestift griff, um dem Meister Baltzer mit einigen sicher geführten Umrissen klar zu machen, warum ihr an ihrem Porträt eine Stelle in der Zeichnung mißfalle. Der Meister folgte ihr freundlich, widersprach und widerlegte sie auch zuletzt. »Die Schülerin hat wieder einmal zu klug sein wollen,« gestand sie mit einem Lächeln, das völlig frei von verletzter Eitelkeit war. »Sie macht aber dem Lehrer Freude,« erwiderte der alte Maler vergnügt.

Herr Winand unterbrach ihr Gespräch. »Das hättet Ihr aber doch nicht thun sollen, Meister Baltzer,« erklärte er stirnrunzelnd und deutete auf das dritte Bild. »Das schickt sich nicht.«

»Was?« fragte Meister Baltzer ruhig. »Daß ich den Mann male?«

»Ach, davon haben wir ja schon geredet,« erwiderte Herr Winand ungeduldig. »Es ist Eure Sache, und wenn Ihr durchaus den unehrlichen Meister abmalen wollt, meinethalben. Ihr seid ein Künstler, und denen muß man ein paar Sparren im Kopfe mehr zugestehen als anderen Christenmenschen. Aber Ihr hättet das Bild nicht neben das meiner Nichte stellen sollen. Das Fräulein Mechthildis Aare von Mechter neben Meister Jobst Frauentrost, unserem Nachrichter – brr!«

Meister Baltzer lächelte ein wenig spöttisch. »Verzeiht, gestrenger Herr,« antwortete er, »es ist nicht mit Fleiß geschehen. Ihr wißt, ein Maler stellt seine Bilder gern ins beste Licht und fragt wenig, wie sie zusammenkommen. So Ihr aber meint, daß die Unehrlichkeit im Bilde

und durch die Luft noch ansteckt, so können wir ja gleich hier dies zweizöllige Brett zwischen die zwei Staffeleien stellen.«

»Wie und wo hat Euch denn Meister Frauentrost eigentlich gegessen?« fragte Mechthildis dazwischen.

»Ganz, wie es sich schickt, natürlich,« erwiderte der Maler mit vielem Ernst. »Es ist da eine Scheune gegenüber der Nachrichterei, sie gehört einem Küster, also gewiß einem sehr ehrlichen Manne. In selbiger Scheune saß ich, Meister Frauentrost mußte sich in seinem rothen Mantel gegenüber an die Grenze seines unehrlichen Gartens setzen, und quer zwischen uns durch ließ ich von dem Küster eine Reihe halber Zitronen legen, wie man sie in der Pestzeit in der Hand trägt, gegen die Ansteckung, wißt Ihr. Fertig gemacht habe ich das Bild allerdings hier nach meiner Gewohnheit. Glaubt Ihr, daß das noch zu unvorsichtig war?«

Mechthildis lachte, ohne etwas zu erwidern, der Oheim aber hob den Zeigefinger und sagte halb im Ernst: »Ihr seid ein schlimmer Gesell, Meister Baltzer, und ich will lieber nicht weiter untersuchen, wo Ihr den Kerl da wirklich gemalt habt und ob Ihr seine Behausung nur von der Küstersscheune aus kennt. Macht's mit Eurem Beichtvater ab, wenn Ihr wollt. Und das mit dem Fertigmalen der Bilder zu Hause, das ist auch so eine verwünschte Grille von Euch. Hättet Ihr die schönen zwei Bilder bei mir im Mechterhause gelassen, so brauchte ich Eure vierzig Stufen nicht heraufzuklettern. – Wozu will er denn überhaupt ein Bild von sich haben?«

»Vermuthlich für seine Kinder,« erwiderte Meister Baltzer gleichmüthig. »Er wird wohl auch so eine Art Ahnengalerie haben. Die Frauentrost haben ja diesen angenehmen Posten schon seit achtundneunzig Jahren in Erbsitz, wie er mir sagte.«

»Hat der Mann Kinder?« fragte Mechthildis, die unterdes an einem Tisch Platz genommen hatte und in dem Skizzenbuch des Meisters blätterte.

»Zwei Töchter,« berichtete Meister Baltzer. »Hübsche Mädchen – wenn man das vor Seiner Gestrengen Ohren von so unehrlichen Leuten sagen darf.«

»Was wird aus ihnen?«

»Scharfrichtersfrauen – wenn sich ledige Scharfrichterssöhne um sie bewerben. Man hält bei diesen Leuten beinah so streng auf standesgemäße Partien wie bei den Ritterbürtigen. – Uebrigens,« fuhr Meister Baltzer fort, ohne das Erröthen des Fräuleins bei seiner Auskunft zu beachten, »die Freier werden sich schon finden. Es ist ein fetter Erbposten, seit die Hexenprozesse in Schwung gekommen sind. Darum hat auch wohl Meister Jobst die vielen Runzeln im Gesicht; ich denke mir, er hat allemal eine mehr bekommen, wenn er wieder ein Weibsbild foltern mußte.«

»Redet nicht so vermessen, Meister Baltzer,« versetzte der Bürgermeister verlegen; »die Hexenprozesse sind von den gelehrtesten und vorsichtigsten Juristen und Theologen angelegt, und Papst Innocentius, der sie zuerst in ordentliche Form brachte, wird wohl besser gewußt haben

als Ihr und ich, was für die Christenheit noth ist. Uebrigens sind sie in den ketzerischen Landen des Reiches beinahe überall auch. Es ist schrecklich, wie mächtig der Teufel ist.«

»Jawohl,« warf Meister Baltzer ein. »Es gibt welche, die haben alle Grade der Folter ausgehalten, ohne etwas zu gestehen. Und ganz junge Dinger darunter; beinah noch Kinder. Es hat ihnen aber doch nichts geholfen.«

»Weil sie eben das Zeichen am Leibe hatten,« erwiderte Herr Winand.

»Freilich,« bestätigte Meister Baltzer und zog mit der trockenen Pinselspitze leise über das Porträt, als ob er dem Mann im rothen Mantel noch einige Runzeln mehr ins Gesicht setzen wollte. »Weil sie eben das Zeichen hatten.«

»Ei, Meister, was habt Ihr denn da?« rief Mechthildis plötzlich und reichte ihm das geöffnete Buch hin.

Meister Baltzer blickte ein wenig verlegen auf das Blatt. »Mich dünkt, Ihr kennt dies junge Fräulein besser als ich selber.«

»Ich sollt' es meinen,« erwiderte sie. »Habt Ihr auch ein Recht, mich so hinterlistig zu konterfeien?«

Der Oheim war neugierig näher getreten. »Recht hübsch,« meinte er, »aber nicht vornehm genug.«

»Ich glaube, es ist sehr ähnlich,« bemerkte Mechthildis nachdenklich. »Da sieht man doch einmal, wie man ohne all den Putz aussieht, im einfachen Hauskragen. Wie ist's, Meister, das Blatt trenne ich mir heraus?«

»Laßt mir's,« bat Meister Baltzer, »später, wenn Ihr's einem Liebsten schenken wollt, soll er's haben.«

Das Fräulein verzog die Lippen und blätterte weiter. »Und wer ist der junge Mann hier mit dem Milchbärtchen und den Krauslocken?«

»Das ist die Haustaube oben vom Martinsfeuerthurm, Hans Maybrunner heißt er.«

»Mir scheint, Ihr liebt es, Eure Bilder wunderlich zu ordnen,« schmolte das Fräulein. »Wie habt Ihr denn den erwischt? Es steht doch keine Küstersscheune in der Luft vor dem Feuerthurm?«

»So werde ich wohl hinaufgestiegen sein,« erwiderte Meister Baltzer und schenkte dem Bürgermeister das dritte Glas Xeres ein. »Der junge Mann ist ja auch nicht ganz so unehrlich zu achten wie der Meister Frauentrost, wenn er auch eines Leinewebers Sohn ist.«

»Das wird ja immer schöner. Wie kommt der unehrliche Leineweberssohn auf den Thurm?«

»Das kann ich dir sagen, Nichte,« begann Herr Winand. »Als unsere alte Haustaube auf dem Feuerthurm gestorben war – der Matheis Fischer, weißt du, es war ein ganz braver, stiller, wachsamer Mann, du hast durch mich noch die zwei Bagdader Tauben von ihm bekommen – na, also da mußte die Wittwe natürlich vom Thurm herunter, vorausgesetzt, daß der Nachfolger sie nicht freien wollte. Es hätte sich aber wohl keiner gefunden, der die mit in den Kauf nahm, die alte Brigitt; denn sie ist wohl so alt wie unser Meister Baltzer hier –«

»Genau so alt,« bestätigte der Maler. »'s ist eine Landsmännin von mir, aus dem Nassauischen. Ein braves Weib – bäckt die besten Apfelkuchen.«

»Möglich,« fuhr der Bürgermeister fort, »aber schön war sie nie. Na, eine gute Unterkunft war ihr ja kontraktlich sicher, im Altfrauenhaus; aber sie hielt an und jammerte, so tief unten halte sie es nicht mehr aus, sie wäre die Thurmluft gewohnt. Da stellt sich auf einmal der Leineweberssohn ein, sagt, sein Vater wäre just gestorben – 's war ein Eingewanderter, draußen in einem von unseren Dörfern wohnte er – und er sei doch der Brigitte Schwesterkind, und wenn wir's mit ihm versuchen wollten, so bitte er um den Posten, so brauche die Muhme nicht herunterzuziehen. Denn das sei er ihr doch schuldig. Und da –«

»Nun?« fragte Mechthildis, die während des Berichtes die Zeichnung immer aufmerksamer gemustert hatte.

»– da haben wir's eben gethan. Es ist jetzt zwei Jahre her, du warst damals noch bei deiner Muhme-Aebtissin in Marienforst. Hat ganz gut gegangen seitdem. Ein braver junger Bursch – auch ein recht hübscher Bursch. Nur ein bißchen verträumt, aber das kommt vom Weben, und bei dem Nachtwachen wird's nicht besser. Er hat einen zahmen Raben, mit dem soll er völlig reden wie mit einem Menschen. Der Meister Baltzer ist wohl öfter oben gewesen, der treibt sich ja überall herum.«

»Was er als Maler auch muß,« versetzte Meister Baltzer. »Sonderlich wenn eine so gute Apfelkuchen und dergleichen bäckt, wie die alte Brigitte.«

»Ihr sollt mir nächstens einmal das Rezept dazu bringen,« bemerkte Mechthildis freundlich lächelnd. Dann schloß sie das Buch nach einem letzten langen Blick auf die Zeichnung und erhob sich zum Aufbruch.

Draußen kreiste über dem Gartenrevier noch ein einzelner Taubenschwarm, anscheinend wenig bekümmert um die Pfiffe, die ihm von einem auffallend plump gebauten, verwitterten Ritterthürmchen nachgellten.

»Das ist Euer Vetter, Junker Lambertus von Halveren,« sagte Meister Baltzer mit spöttischem Behagen. »Merkwürdig, was die Tauben eine Geduld mit ihm haben. Wie ist es, Fräulein, – Ihr habt ja auch zwei schöne Tauben, wißt Ihr, die silbergrauen, von dem alten Feuerwächter? Es sollen ja richtige holländische Botentauben sein. Wollt Ihr sie dem Herrn Vetter nicht schenken? Wo sind sie?«

»Auf dem Mechterhof draußen,« erwiderte das schöne Fräulein wunderlich verwirrt, »als ich zu Ostern dort war, lebten sie noch, möglich, daß sie sich unser Hofmeier inzwischen gebraten hat. Ich mache mir nichts aus den Thieren; aber für einen Narren wären sie mir doch zu gut.« Sie deutete mit der Achsel verächtlich nach dem Fenster.

»Rede nicht so gröblich von deinem Vetter,« verwies sie der Oheim, »es sind schon Schlimmere mit der Zeit klug geworden. Lebt wohl, Meister Baltzer, – also morgen schickt Ihr die Bilder, es ist mir leid, daß sie so lange noch in der Gesellschaft von dem Rothmantel hier stehen. – Ach Gott, was ist das für ein schönes Wetter! Wenn es doch wenigstens heut abend regnen wollte, dann blieben

die Leute zu Hause, und unsereins brauchte sich nicht mit der Angst zu quälen, daß die Junker und die Zünfte wieder aneinander gerathen! – Wenn's doch hageln wollte!«

Als die beiden das Gemach verlassen hatten, blickte Meister Baltzer noch eine Weile nachdenklich auf die Bilder, dann ergriff er plötzlich mit einer raschen Bewegung die kleinere Tafel und stellte sie in eine Ecke, mit der Bildseite nach der Wand. »Es ist ein Unsinn,« brummte er, »der alte Narr hat mich selber angesteckt mit seiner lächerlichen Ansteckungsangst. Und doch – wenn's mal auch hier so recht losgeht mit dem Verfolgungswahn, – ach Gott, es wäre zu schrecklich. Es sind so viele umgekommen, – weil sie das Zeichen hatten.«

DRITTES KAPITEL.

Herr Winand wußte, was er that, als er den Himmel anflehte, seinen lieben Mitbürgern die Maifreude gründlich zu verhageln. Es war eine unruhige Stimmung in der Stadt, und wenn das Wetter fortfuhr, mit seiner Freundlichkeit die angeborene Neigung zu unüberlegten Streichen in den Menschenherzen noch zu steigern, so konnten die Maitänze und Maitränke unfriedlicher verlaufen, als es sonst ihre Gewohnheit ist.

Nach dem Buchstaben der Verfassung hätte freilich von Streitigkeiten zwischen den »Junkern« und dem Volk schon seit zweihundert Jahren keine Rede mehr sein können. Denn reichlich so lange war es her, daß der Massendruck des kleinen Bürgerthums die Herrschaft der edlen

Geschlechter gesprengt und durch eine ganz demokratische Verfassung ersetzt hatte. Der geringste Handwerksmeister besaß, wofern nur sein Beichtzettel in Ordnung war, genau so viel Stimmrecht, Wahlrecht und Wählbarkeit, wie der vornehmste Patrizier. Allmählich aber hatte sich auf dem Boden dieser Verfassung doch wieder die schönste Aristokratie entwickelt, indem die führenden Männer und Familien des »Volks«, sobald sie erst zur Theilnahme an der Macht gelangt waren, die Gesellschaft ihrer früheren adligen Gegner weit angenehmer fanden und sich gleich ihnen von der Menge hoffärtig abschlossen. Das neue Patriziat beherrschte ganz wie das alte die Stadt, vererbte seine Stellen im Rathe und seine Anwartschaft auf den Bürgermeisterstab an Söhne und Vettern und versorgte die folgsamen Wähler mit der jeweils zweckmäßigen öffentlichen Meinung. Arbeitete sich einmal ein kleiner Mann durch Tüchtigkeit oder auch durch besonders eifrig bekundete Volksfreundlichkeit trotz allen Mißtrauens seiner Handwerksgenossen und Mitwähler hinauf bis in den Rath, so wurde er von dem vornehmen Element sehr bald aufgesogen, und die Spuren seiner demokratischen Vergangenheit waren bereits nach einigen Jahren kaum mehr mit der Lupe an ihm zu finden. Herr Winand erklärte sehr gelehrt, das sei im alten Rom mit dem patrizischen und plebejischen Amtsadel gerade so gewesen, der alte Sünder, Meister Baltzer, meinte sogar, es sei überhaupt der natürliche Verlauf der Dinge, und im ganzen ging es auch recht glatt. Zuweilen aber kam eine kleine Stockung in die Maschine, sei es,

weil wieder irgend ein begabter Mann, der noch nicht im Rathe saß, seine Volksfreundlichkeit entdeckt hatte, oder weil sich eine einzelne Zunft durch irgend einen Rathsbeschluß in ihrem Gewerbsertrag geschädigt fand oder weil der Uebermuth eines der Regierenden die Herde bis zum Bewußtsein ihrer Macht gereizt hatte; manchmal auch war überhaupt keine bestimmte Ursache der Störung zu fassen, und die Menge wurde einfach unruhig, weil es ihr zu still war. Alsdann kam ein großes Raçeln und Quetschen in das ganze Uhrwerk, es wurde daran herumgedoktort und gefeilt, bis die unverständige Mehrzahl der anstrengenden Arbeit müde war und die sehr verständige, amtskundige Minderheit die alten, abgenutzten Räder wieder mit dem sanften Oel ihrer Weisheit, im Nothfalle auch mit ein wenig Blut zu einem ordnungsmäßigen Gang gebracht hatte, bei dem sie allerdings nicht ganz eine Stunde in sechzig Minuten liefen und somit hinter der Zeit allmählich zurückblieben.

Die letzte größere Störung dieser Art war vor ungefähr fünfzehn Jahren gewesen, als Mechthilds Vater den Stuhl des ersten Bürgermeisters einnahm. Damals hatte die Schneiderzunft das Banner der Empörung erhoben; es war zu einem nächtlichen Tumult gekommen, und in diesem Tumult war der Bürgermeister versehentlich – von einem kurzsichtigen Stadtsoldaten – erschossen worden. Durch ein seltsames, sehr verwerfliches Mittel hatte alsdann der Amtsgenosse des Gefallenen die Ruhe wiederhergestellt, indem er der Aufregung des Volkes eine

neue Richtung gab. Dieser Mann hieß Sebalduß von Halveren; er stammte aus einem der ältesten ritterbürtigen Geschlechter der Stadt, war mit den Herren von Mechter verwandt und nach ihnen jedenfalls der angesehenste unter den Patriziern, zudem galt er als sehr reich, da er es im Gegensatze zu den meisten Ritterbürgern nicht verschmähte, nach der Weise ihrer Vorfahren das ererbte Vermögen und Ansehen in ausgedehnten kaufmännischen Geschäften wuchern zu lassen. Beim Volke und der diesem entsproßten niederen Geistlichkeit stand er trotz seines kalten, wortkargen Wesens in hohen Ehren als ein Mann von musterhafter Frömmigkeit, da er keine kirchliche Schaustellung versäumte und vor der Welt einen fast mönchisch strengen Lebenswandel führte. Ihm war es ge­läufig, sich von der Menge scheinbar dahin drängen zu lassen, wohin er wollte; und so schien er nur der öffentlichen Meinung nachzugeben, als er sogleich nach dem Tode seines Kollegen die Untersuchung gegen einige alte Weiber von geringstem Stande einleitete, die durch Hexenkünste das Gewehr des unglücklichen Schützen verzaubert und die Kugel auf den Bürgermeister gelenkt haben sollten. Damit öffnete er dem entsetzlichen Irrwahn, der damals den größten Theil der Christenheit beherrschte und auch in mehreren der Stadt benachbarten Staaten schon Hunderte von Opfern gefunden hatte, die Thore der Stadt; und vielleicht mochte er seine entsetzliche List vor sich selber mit der Erwägung entschuldigen, daß ja doch über kurz oder lang der Aberglaube auch ohne

ihn eingedrungen wäre. Seinen Zweck erreichte er allerdings; aber der einmal angefachte Fanatismus ließ es nicht bei der ersten Anklage bewenden, und einige Jahre lang gab es für Folter und Scheiterhaufen in dem engen Gebiete der Reichsstadt viel zu thun. Uns fehlt in einer milder und alles in allem christlicher gesinnten Zeit die Kraft des Erzählens wie des Hörens angesichts der Greuel jenes Verfahrens, das weibliche Wesen jedes Alters unter der Form gerichtlicher, von der Kirche geheiligter Untersuchung der peinvollsten Ermordung nach unnennbaren Qualen und noch entsetzlicheren Ehrkränkungen aussetzte und, immerfort genährt durch Haß, Verleumdung, Habsucht und einen nicht selten bis zur Selbstbeziehung gesteigerten Wahnwitz, jeder noch Verschonten auf morgen das Ende androhte, das heute die Nachbarin ereilte. Alle oft geschilderten soldatischen Grausamkeiten in den Kriegen jener und der nächsten Zeit waren nur die Lernfrüchte des Hexenprozesses, wie ihn die gelehrtesten kirchlichen und weltlichen Richter angelegt hatten und durchführten. Kenner der Akten und Listen haben die Zahl seiner gerichtlichen Opfer bis auf neun Millionen Seelen berechnet. Gegenüber einer solchen Summe verschwindet allerdings der winzige Bruchtheil, der davon, dank der Schlauheit des Bürgermeisters von Halveren, auf die Reichsstadt entfiel; auch griff die Verleumdung hier einstweilen noch nicht in die höheren Stände hinauf, sie begnügte sich mit der Vernichtung kleiner und wehrloser Seelen, und der Herr von Halveren mochte sich Glück wünschen, mit diesen unwichtigen Opfern

das Aufregungsbedürfniß der Menge auf mehrere Jahre von der Politik abgelenkt zu haben.

Mechthilds Kindheit war von diesen Entsetzlichkeiten unberührt geblieben. Als ihr Vater fiel, befand sie sich bereits über ein Jahr bei ihrer Muhme, der Aebtissin des etliche Meilen von der Stadt belegenen Cistercienserinnenstifts Marienforst. Dorthin war sie nach dem frühen Tode ihrer Mutter, einer zarten, ängstlichen Frau, auf deren letzten Wunsch gebracht worden, und dort verbrachte sie ihre Kinderjahre unter sorgsamer, friedlich-frommer Pflege, bis sie in ihrem siebzehnten Jahre nach der Stadt, in das Haus des kinderlosen Oheims und Vormunds zurückkehrte. Sie waren die letzten ihres Geschlechtes. Das ganze große Vermögen, mit dem alten palastartigen Stammhaus in der Stadt und dem großen Gute, dem Mechterhof, draußen vor den Mauern sollte sich dereinst in der Hand des verwaisten, schönen Mädchens vereinen.

Es versteht sich, daß diese Aussicht das Benehmen ihrer jüngeren Standesgenossen ebenso stark beeinflußte, wie ihre Schönheit. Auf sie selbst aber wirkten die Aufmerksamkeiten, die man ihr in der neuen Umgebung widmete, ganz eigen. Im Stift war sie inmitten einer Welt friedlichen Wohllebens und Sichgenügenlassens aufgewachsen, in welcher sich eine gewisse zuversichtliche Frömmigkeit zwanglos mit jener ehrlichen Andacht zu den Künsten und den weltlichen Wissenschaften verband, die sich in diesen vornehmen Klosterverbänden als eine weibliche Errungenschaft der Renaissance erhalten

hatte. Die Muhme-Aebtissin und ihre Chorfrauen bekümmerten sich so wenig um Hexenprozesse wie um Stadtrevolutionen. Sie sahen die Welt da draußen, von der sie ungemein wenig wußten, in einem überaus rosigen Lichte an, mit einer sinnigen Zufriedenheit, die einen Ton harmloser Schwärmerei nicht ausschloß. Es gab Feinschmeckerinnen unter ihnen, welche die Schönheit eines Virgilschen Idylls oder eines Correggioschen Gemäldes ebenso unbefangen zu genießen wußten, wie den Zauber einer frommen Kirchenmelodie. Aus dieser zufriedenen Welt war Mechthildis nun in eine andere zurückgekehrt, eine Welt voll unruhiger Selbstsucht und überhöfischer, ängstlich berechneter Artigkeiten, zwischen denen doch immer eine gewisse begehrende Rohheit durchzüngelte. Sie war klug genug, um zu wissen, warum sich diese Welt gerade ihr so geflissentlich von der anziehendsten Seite zu zeigen suchte; und während sie so mit frühreifem Verstande den Kreis der Standesgenossen, der sie umgab, und das Leben, das sie mitmachte, zu beurtheilen und fast zu verachten begann, regte sich in ihrem jungen Herzen immer gewaltiger die dunkle Sehnsucht nach etwas Großem, Gesundem, Wahrem, etwas wirklich Verehrungswürdigem. Diesem inneren Zustande des Kampfes und der Unbefriedigung entsprach ihr Benehmen. Ihre zahlreichen Verehrer nannten das Kälte oder gar Gefallsucht, was doch im Grunde nur die Friedlosigkeit eines warmen, jungen Herzens war, das niemand hat, für den es schwärmen könnte. Ihr Oheim liebte sie mit aller väterlichen Fürsorge, deren seine bequeme, harmlos

selbstsüchtige Seele fähig war, und sie erwiderte es mit kindlicher Dankbarkeit, aber zu einer wirklichen inneren Gemeinschaft fehlte diesem Verhältniß doch alles; es beruhte ausschließlich auf der Gemeinschaft des Blutes und des Standes, ohne jede Veredlung durch freie Freundschaft der Herzen. Den alten Meister Baltzer, der sie schon als Kind abgemalt und auf den Knieen gehalten, achtete sie sehr, sie freute sich jedesmal, wenn er auf seinen Wanderfahrten wieder in der Stadt oder draußen auf dem Mechterhofe auftauchte, um ihre künstlerischen Versuche in zwanglosen Lehrstunden zu prüfen und weiterzubilden. Solange ihre Unterhaltung sich dabei um äußere Dinge drehte, schreckte sie die spöttische Art des Alten um so weniger, da sie selber gerne einer verwandten Neigung nachgab; manchmal aber kam es ihr vor, als ob die Ironie des Meisters auf sie selbst und ihre heimlichsten Empfindungen ziele, und in solchen Augenblicken wäre sie vor dem bloßen Gedanken zornig erröthet, ihm freiwillig ihr Herz zu öffnen. Freundinnen hatte sie viele nach Mädchenart, aber keine Vertraute. Schließlich waren ihr nach manchen Tagen jener vornehmen, inhaltlosen Geselligkeit, die sie wie eine standesgemäße Pflicht betrachtete und mitmachte, die liebsten Stunden die, welche sie allein mit sich, ihren Studien und ihren Träumereien verbrachte.

Seit einiger Zeit – seit der Rückkehr von ihrem Osterausflug nach dem Mechterhof schien sich diese einsiedlerische Neigung in ihr noch gesteigert zu haben, und

der Morgenbesuch beim Meister Baltzer hatte ihre Stimmung nicht gebessert. Gleichgültig, fast verdrießlich beantwortete sie die Fragen der Zofe, in welchem Kleid und Schmuck sie auf dem Maifest am Abend zu erscheinen gedenke. Das ganze Fest schien ihr fast ebenso unbequem zu sein wie ihrem Oheim. Dieser stellte noch immer seine Hoffnung auf einen dauerhaften frostigen Regen, der sich unversehens einstellen und mit den Junkern auch die unzufriedenen Zünfter – diesmal waren es die Brauer und die Bäcker – vom abendlichen Ausgang abschrecken werde. Aber der Himmel verweigerte ihm diesen Polizeidienst. Ueberaus warm und sonnig blieb das Wetter, es lockte die Bäcker aus ihren dunstigen Backstuben und regte die Brauer an, schon früh am Nachmittag reichlich vom Werke ihres Fleißes zu kosten, während die jungen Patrizier schon in ihren Festgewändern stolzirten und den jüngeren Theil der Gegenpartei mit galanten Blicken nach Bürgerstöchtern und Mägden noch mehr reizten. Herr Winand sah ein, daß sich die Obrigkeit diesmal selbst helfen müsse. In aller Eile versammelte er den Rathsausschuß zu einer geheimen Sitzung, der auch die Hauptleute des Stadtmilitärs beiwohnten. Alsdann stieg er seufzend in seine Sänfte und ließ sich durch den lauen, von allerlei aufregenden Liedern und Rufen belebten Abend heimtragen, um Mechthildis abzuholen. Sein bester Trost war noch, daß Herr Sebaldus von Halveren auch in diesem Jahre wieder als zweiter Bürgermeister waltete. Der hatte ja vordem schon einmal den Tumult zu stillen gewußt, und Herr Winand war

einer von den bequemen Leuten, denen die Anerkennung fremder Geschicklichkeit leichter fällt, als sich selber anzustrengen.

VIERTES KAPITEL.

Das Brautlaufhaus, wo sich die patrizische Gesellschaft heute zum Maitanz versammelte, war ein prächtiger Bau mit hohen Treppengiebeln, den der Rath vordem in reicheren Zeiten auf allgemeine Unkosten errichtet hatte, um dort Prunkmahle, Bälle und vornehme Hochzeiten zu feiern. Es war ein schöner großer Festsaal darin mit schachbrettartig eingelegtem Parkett, und dieser Saal füllte sich jetzt mit einer solchen Menge farbiger Gestalten, daß es selbst dem von der Musikantenbühne aus zuschauenden Meister Baltzer fast zu bunt vor den Maleraugen wurde. Die schönen jungen Patrizierinnen mit funkeln dem Geschmeide an den rosigen Ohren und weißen Hälsen suchten einander zu überbieten an Pracht und Farbenreiz ihrer festlichen Hülle, und das ist ja auch heutzutage noch so, nur daß unsere vornehme Mode bei solchen Festen auch Oberarme und Schultern nach dem Abhärtungssystem behandelt und den hierdurch gewonnenen Kleiderstoff an irgend einer überraschenden Stelle des Kostüms ablagert. Damals aber hoben sich die anmuthigen Frauen und Jungfräulein nicht von einem ernsten Hintergrunde von Waffenröcken und trauerfarbigen Fräcken ab, vielmehr erschienen sie in all ihrer Pracht doch nur wie bescheidene Wiesenblumen

zwischen der Farbensymphonie ihrer männlichen Begleiter, und wenn Meister Baltzer in diesem lebendigen Regenbogenspiel nach einem Ruhepunkte suchte, so mußte er sich schon mit dem breiten Rücken Herrn Winands begnügen, dessen dunkle Fläche wenigstens nur durch den sechs Zoll breiten Scharlachbesatz und die dicke goldene Kette unterbrochen wurde. Er stand just zwischen seiner Nichte Mechthildis und ihrer Freundin Johanna Reynolds, einer munteren, etwas rundlichen, goldhaarigen Schönheit in himmelfarbenem Gewand, und Meister Baltzer verschwieg es dem neben ihm sitzenden Rathskapellmeister nicht, daß ihm der Herr Bürgermeister in diesem Augenblick vorkomme wie eine Hummel zwischen einem rothen und einem blauen Schmetterling. Wie aber verblaßte der Farbenschimmer dieser Schmetterlinge gegen die beiden, die ihnen zu galantem Gespräch gegenüberstanden! Jobst Kannemann war der eine, – sein Geschlecht gehörte noch nicht lange zur Gesellschaft, erst sein Vater hatte gefunden, daß die Kannemanns nunmehr genug Gold aus der Bräupfanne gemünzt hätten, um den Bierbrauerschurz mit dem schwarzen Rathsmantel zu vertauschen, und so konnte man es dem Junker Jobst nicht verargen, daß er sein junges Wappen recht deutlich zur Schau trug und die ungeschlachte Gestalt in ein Gewand zwängte, das ganz mit goldenen, zweischwänzigen Löwen auf dunkelblau und roth gestreiftem Grunde besät war. Neben ihm aber stand oder vielmehr ließ sich hängen ein unendlich hagerer, spitzknochiger

Jüngling mit einer langen, spitzen Nase in dem bartlosen Gesicht und glatten, langsträhnigen, semmelblonden Haaren; das war der Junker Lambertus Halveren von der Kaulen, des Bürgermeisters einziger Sohn. Er war kaum drei Jahre älter als Mechthildis und theilte mit ihr das Schicksal, überall Aufsehen zu erregen, nur in verschiedenem Sinne; die Frauen lächelten über seine Erscheinung und entsetzten sich vor seiner Fistelstimme, und die Bürger pflegten seine geistigen Vorzüge mit dem Erfahrungssatze abzuthun, daß ja die höchsten Häuser immer unter dem Dach am dürftigsten ausgestattet seien. Nur sein Vater theilte den Irrthum vieler schlaun Männer, in einen dummen Sohn verliebt zu sein, er war sogar ein wenig eitel auf ihn, und wenigstens das nahm Lambertus, der von Haus aus ein ganz gutmüthiges Geschöpf war, als gehorsamer Sohn von ihm an. Somit legte er auch etwas an seine äußere Erscheinung, und noch nie hatte er sich so gefallen wie heute, in einem himmelblauen Wams von spanischem Schnitt mit feuerfarbenen Schlitzten an den gelben Aermeln, dazu weiter abwärts einem unförmlich ausgestopften Kleidungsstück mit grünen und rothen Puffen, aus denen sich dann plötzlich ganz unvermittelt die langen, von grauen spanischen Tricots umschlossenen Beine erstreckten. Johanna Reynolds lobte seine Erscheinung sehr, sie erklärte ihm, er sehe aus wie ein Storch, der sich als Papagei verkleidet habe, und es sei ein erfreulicher Anblick. Dann ließ sie sich von dem löwenbesäten Jobst Kannemann zum Reigen leiten, und

während Junker Lambertus noch in seiner Seele nach einer geistvollen Wendung suchte, um seine Base Mechthildis um die gleiche Ehre zu bitten, hatte diese bereits die Hand ihres Oheims ergriffen, der sich mit einem Seufzer der Ergebung in die für seine Wohlbeleibtheit nicht mehr ganz mühelose Auszeichnung schickte. Und feierlich, in einem Mittelstand zwischen langsamem Schreiten und müßigem Hüpfen, zog der künstlich verschlungene Reigen zu der Weise eines von Geigern und Zinkenisten begleiteten Liedes durch den Saal hin, an dem einsamen verkleideten Storch vorüber.

Mißmuthig verließ er den Saal und schlotterte ins Erdgeschoß, wo der Rathswirth an solchen Abenden drei Trinkstuben bereit hielt, eine große rechts für die Diener, Fackel- und Sänftenträger der Herrschaften, eine kleine Hinterstube links für die Herren vom Rathe und daneben eine größere Vorderstube für sonstige Standespersonen. In dieser nahm Junker Lambertus Platz, um bei einem einsamen Glase Malvasier über sein Mißgeschick zu trauern. Er hatte sich doch so fest vorgenommen, heute abend Mechthildis und Johanna Reynolds durch wohl-abgewogene Vertheilung seiner Huldigungen ein wenig aufeinander eifersüchtig zu machen, weil er gehört hatte, daß dies die Neigung der Mädchen schüre! Und nun ließen sie ihn von vornherein beide links liegen. Aber man sollte ihn noch kennen lernen. Vorab die Base Mechthildis mit ihrem Hochmuth. Für die nächste Zeit war er fest entschlossen, sich überhaupt nicht mehr nach ihr umzusehen. Mochte sie dann selber fühlen, wie weh das thut;

vielleicht daß er der Reuigen später edelmüthig entgegenkam – aber nur ja nicht zu früh!

Zur selben Zeit saß in der hinteren Stube der Bürgermeister Sebaldus von Halveren vor einem Becher herben Rothweins, den er am liebsten trank, und gab seinen Gedanken Audienz, während er scheinbar dem politischen Gerede einiger Rathsherren aufmerksam folgte. Er überließ es seinem Kollegen, beim Tanze die Obrigkeit galant zu vertreten, während er selber auf dem Posten blieb, um für einen allfälligen Volkstumult die sorgfältig von ihm vorbereiteten Maßregeln zu leiten. Seine Gedanken trafen übrigens ganz seltsam mit denen seines Sohnes zusammen. Auch er dachte an Mechthildis, er dachte nebenbei daran, daß ihr Oheim ein fetter, lebenslustiger älterer Herr sei, vollblütig und kurz von Athem, und das Ergebnis seiner Rechnung war ebenfalls, daß sein Lambertus und die Nichte Mechthildis wohl zusammenzubringen seien – aber noch nicht, nur ja nicht zu früh!

Unterdeß hatte Lambertus in der Vorderstube Gesellschaft erhalten, andere junge Herren von Stande, die einen freundschaftlichen Umtrunk dem Tanze vorzogen, sei es, daß sie die eine unter den vielen just nicht finden konnten, oder daß sie überhaupt schon zu blasiert für so gewöhnliche Galanterien waren. Sie zechten, schwatzten und zogen besonders über das unverschämte Handwerksvolk her, das nie Ruhe gebe, bis man es einmal gehörig unter den Daumen nehme. Plötzlich aber scholl in

ihr lärmendes Gerede noch lauterer Lärm von der Straße her, und als sie neugierig und thatendurstig hinausstürzten, fanden sie dort bereits eine ausgedehnte Rauferei vor, die zum Mittelpunkt auffallenderweise ein großes auf einem Handkarren liegendes Bierfaß hatte.

Etliche ehrsame Meister von der Brauerzunft wollten den Bäckern auf deren Zunfthaus einen Besuch abstat-ten zwecks gemeinsamer Weiterberathung, und als Gast-geschenk führten sie auf einem von kräftigen Bräubur-schen bedienten und eskortirten Karren, gewissermaßen auf ihrem Bannerwagen, ein ziemliches Faß Märzenbier mit. Leider aber ging ihr Weg durch die Gasse, an wel-cher das Brautlaufhaus lag, und hier waren sie mit eini-gen Nachtwächtern und herrschaftlichen Dienern anein-ander gerathen. Durch das Erscheinen der jungen Kava-liere gewann das aristokratische Prinzip einstweilen die Uebermacht, gleichzeitig aber zeigte sich von der ande-ren Seite der Gasse ein Trupp Bäcker, die ihren Freunden zu Hilfe eilten. Unter den Bräuknechten war einer, der sich durch so große Gemüthsruhe wie Körperstärke aus-zeichnete, in der Hand hielt er einen ungeheuren steiner-nen Deckelkrug, der ihm zur Labung und Wehr diente, in-dem er immer umschichtig den Krug zum Munde führte und dann wieder einem Gegner an den Kopf stieß, zuwei-len aber auch einen Verwundeten ohne Unterschied der Partei daraus tränkte. Als dieser starke Mann die bunte Gestalt des Junkers Lambertus erblickte, stutzte er einen Augenblick, trank und reichte den Krug dem Junker mit den Worten hin: »Proficiat, Herr Stieglitz!«

Lambertus von Halveren war wirklich sehr gutmüthig und ohne kriegerische Neigung, aber in diesem Augenblicke wallte doch so etwas wie ein letzter Rest vom Blute seiner ritterlichen Ahnen in ihm auf, er zog seinen kurzen Galadolch und stürzte auf den starken Mann los. Der aber parierte den Hieb mit seinem Krüge, so daß die Klinge absprang, dann stülpte er den Krug vorsichtig über seines Gegners Haupt um: es mochte immer noch eine Maß Bier darin gewesen sein.

Diese Unthat aber entflammte den Zorn der Junker, und nun wurde das Gefecht wirklich ernstlich, zumal auch von beiden Seiten der Gasse wie andererseits aus dem Brautlaufhause den beiden Parteien immer neuer Zuwachs kam. An den hohen Fenstern des Tanzsaales drängten sich die Frauen und Jungfrauen, Hals und Haupt sorgfältig mit Tüchern gegen die Nachtluft geschützt und mehr neugierig als entsetzt, denn ihre Nerven waren Schlimmeres gewohnt, und bei einem Bürgerkampfe auf deutschem Boden hatte die Frauenehre nichts zu befürchten. Zwischen Mechthildis und Johanna Reynolds stand Herr Winand und suchte vergebens den Knäuel der Kämpfenden durch die Künste seiner Beredsamkeit zu entwirren; ein Zipfel von Mechthildis' rothseidenem Tuch flatterte über seinem kahlen Haupte. Plötzlich leuchtete das Tuch wie eine Flamme auf im Widerschein eines grellen Lichtes, das sich von obenher über den Kampfplatz ergoß. Der Bürgermeister Sebaldu von

Halveren hatte zwei auf dem Dache inmitten großer zinnerner Wasserbüten – der Feuergefahr wegen – stehende Pechtonnen anzünden lassen. Das war das Zeichen, das er für alle Fälle mit dem auf dem Rathhause bereit stehenden Stadtmilitär verabredet hatte.

Die Bürger kannten die Bedeutung dieses Fanals nicht, erstaunt blickten sie auf, es ward einen Augenblick ruhig, so daß Herr Winand Hoffnung auf Gehör fand. Jetzt aber brummen durch seine Worte drei tiefe Glockentöne, immer und immer in demselben Takte wiederholt. Vor der unheimlichen Bedeutung dieses Zeichens verstummte der Streit völlig, die Hände sanken und die Gesichter wandten sich einander ängstlich fragend zu. Da scholl von dem Fenster neben Herrn Winand scharf und schneidend die helle Stimme des Meisters Baltzer herunter: »Schämt euch, Herren und ehrsame Bürger, in solcher Stunde zu hadern! Vertragt euch und rettet! Hört ihr's nicht? Das kommt vom Martinsthurm. Es brennt!«

Und im nächsten Augenblicke wälzte sich die Menge, Junker und Bürger durcheinander, im Sturmschritt die Gasse hinunter, dem Martinsthurm zu. Nur etliche Herren vom Rathe und die herrschaftlichen Diener blieben bei den Frauen zurück, deren Entsetzen jetzt größer war als vorher.

Als die Menge auf dem nächsten freien Platze anlangte – sie hatte sich inzwischen um eine Abtheilung heranziehender Stadtsoldaten vermehrt, ohne dadurch an Ordnung zu gewinnen – richteten sich aller Augen

nach der plumpen Thurmmasse auf, die von hier aus zu sehen war.

Die Fackel vor der Wächterstube wies nach der Richtung hin, aus der sie eben gekommen waren.

Und immerzu brummt die dumpfen Schläge des Glockenhammers von dem Thürme herüber.

Ein Theil der Menge verlief sich jammernd. Es waren die Leute, nach deren Wohnsitzen die Fackel hinwies; hilfsbereite Freunde und Verwandte eilten ihnen nach. Andere aber drängten weiter dem Thurme zu. Man mußte doch wissen, wo es denn eigentlich brannte.

Der große Platz vor dem Thurme, wo vordem die Kirche gestanden, war schwarz von Menschen. Man rüttelte an der Thurmpforte, sie war verschlossen, das Schloß mußte aufgebrochen werden. Als es endlich gelang, stürmten ein Dutzend Männer mit Laternen die Treppen hinauf; allen voran, mit merkwürdiger Behendigkeit, Meister Baltzer.

Athemlos harrete die Menge ihrer Wiederkehr. Die Feuerglocke war verstummt. Plötzlich erlosch auch die Fackel unter einem kräftigen Guß, ein Regen von Wassertropfen stäubte herunter, und einer der Kundschafter, den leeren Eimer im Arme haltend, rief einige Worte herab; aber sie zerflatterten im Winde unverstehbar. Zugleich aber stürzte ein anderer aus der Thür und rief mit lachendem Gesicht: »Nirgends brennt es! Der Feuerwächter hat den Lärm vor dem Brautlaufhaus für Brandlärm genommen!«

Während die Menge ihm noch mit unendlichem Lachen und Johlen dankte, polterten seine Genossen hinter ihm die Thurmterrasse herunter und riefen: »Er ist fort! Der Feuerwächter ist ausgerückt! Schon seit vier Tagen! Die alte Brigitt ist diese vier Tage unser Feuerwächter gewesen! Der Meister Baltzer sitzt oben bei ihr und tröstet sie!«

Und endlich erschien auch der Maler, ein altes, überaus häßliches Weiblein an der Hand führend, schwenkte sein Barett und rief: »Leute, das ist sie, die heute nacht groß Unglück verhütet hat mit ihrem blinden Lärm!«

Da brach der fröhliche Beifall in doppelter Stärke wieder los, und ein paar Trommler von den Stadtsoldaten mußten dem Bürgermeister Winand erst Gehör schaffen. »Ehrsame Bürger!« rief er von der Vorterrasse des Thurmes aus, »dies ist fürwahr ein gelinder Ausgang. Nun geht und schlaft euch aus, oder wenn ihr das vorzieht, zecht, soviel ihr wollt, nur bitte ich mir aus, in Fried' und Eintracht. Der Rath zahlt die Zeche, und allen Beschwerden soll thunlichst Abhilfe werden. Wir werden den Morgen nicht herankommen lassen, bis wir alles untersucht haben!«

Herr Sebalduß von Halveren aber fügte, zu einem Offizier der Stadtsoldaten gewandt, mit seiner trockenen Stimme bei: »Alles soll untersucht werden. Auch dieser seltsame Feuerlärm, der uns ja so weit zupass kam, und das Verschwinden des Wächters. Drei Mann auf den

Thurm, und niemand hereinlassen. Die Alte bringt einstweilen aufs Rathhaus in sicheres Verwahrsam. Wir werden sie selber genau verhören.«

FÜNFTES KAPITEL.

Am folgenden Morgen stieg die Sonne heiter und aufmunternd über der Reichsstadt empor; aber sie fand ein anders gestimmtes Geschlecht. Die politischen Zwistigkeiten waren wieder einmal beigelegt. Der Rath hatte sich noch in der Nacht mit den Zünften ausgeglichen und ihre Forderungen zumeist bewilligt; einige Haupthähne waren obendrein mit einem Brocken Regierungsherrlichkeit kirre gemacht, und bei den übrigen sorgte der Katzenjammer, vielfach auch eine gehörige Gardinenpredigt ihrer Frauen dafür, daß sie einstweilen genug hatten. Dazu aber kam eine große Neuigkeit, die den verlorenen politischen Aufregungsstoff reichlich ersetzte: die alte Brigitte Fischer, des vorlängst und hoffentlich selig verstorbenen Feuerwächters eheleibliche Wittwe, war als eine greuliche Hexe überführt worden.

Einstweilen allerdings nicht überführt, nur angeklagt. Aber für die Auffassung der Bürger floß das zusammen, und diese Auffassung entsprach durchaus dem sinnreichen Gange des Hexenprozesses, nach welchem ein hartnäckiges Leugnen der peinlich Verhörten einem Geständniß gleichzuachten war: denn, so begründeten die gelehrten Väter der Prozeßordnung diesen merkwürdigen Grundsatz, wenn die Angeklagte gesteht, so ist sie schuldig, und wenn sie leugnet, so kann dies nur durch Hilfe

und auf Anrathen des Teufels geschehen, der sie wider die peinliche Befragung unempfindlich macht: also ist sie dann erst recht schuldig.

Die alte Brigitte hatte in dieser Nacht den Wandel der Menschengunst erstaunlich tief erfahren müssen. Als sie, halbtodt vor Müdigkeit und Schrecken, aus ihrem Thurme trat, war sie mit einem Sturme heiteren Beifalls empfangen worden, dem ihre Nerven kaum mehr gewachsen waren; eine halbe Stunde später saß sie in einem anderen Thurme hinter Schloß und Riegel, und als sie nach dreistündigem Warten aus diesem geführt wurde, um in einem feierlich erleuchteten Saale vor den Schranken einer in schwarze und scharlachne Mäntel gehüllten Rathversammlung Bericht zu erstatten, hätte sich kein Mensch wundern dürfen, wenn sie der Sprache nicht mehr mächtig gewesen wäre. Statt dessen hatte sie einen Bericht gegeben, der sich in der Form ganz klar, inhaltlich aber freilich sehr wunderbar erwies. Ihr entschwundener Nefte Hans Maybrunner sei allezeit ein Träumer gewesen. Anstatt den Tag über zu schlafen, habe er ganze Nachmittage über den Büchern gesessen, die noch von ihrem seligen Manne da waren, und dann habe er wieder stundenlang auf seinem Waldhörnchen musiziert oder mit seinem zahmen Raben über das, was in den Büchern stand, diskutirt wie mit einem Menschen, oder er sei in tiefen Gedanken auf und ab gelaufen in seinem Thurmgefaß wie in einem Käfig. »Sonderlich hat er viel von einem Buche geschwärmt, worin geschrieben stehe, wie

eine gefangene Prinzessin ihrem Ritter durch eine Taube Botschaft sendet und ihn herbeiruft. Es gibt ja solcher Schnurren mehr aus der alten Zeit. Er hat es mir vorgelesen, bis ich mir die Ohren zuhielt, und dann hat er mit dem Raben drüber geredet und hinausgeschaut über die Stadtmauern hinaus und gerufen: ›Ha, wenn mir die Botschaft käme! Wenn ich so gerufen würde!‹ und solches Zeug mehr. Und eines Tags, vorigen Dienstag war's, ich hatte gerade wieder gebacken, da kommt er und sagt, er habe die Botschaft erhalten, die Taube habe sie ihm gebracht, und er müsse nun fort, durchs Severinsthor und weiter, der Taube nach. Gar nicht beruhigen hab' ich ihn können; so hab' ich ihm schließlich gesagt: ›In Gottes Namen, so geh, aber wart bis zum nächsten Quatember, da ist dein Lohn bei den Herren fällig, und mir ist es auch recht‹; denn, ihr Herren, ich bin doch schon recht schwach in den Beinen, und ich muß sagen, daß mir das Altfrauenhaus jetzt lieber wäre als der hohe Thurm. Aber am zweiten Tag drauf in der Früh, es fing kaum an hell zu werden, da steht er auf einmal vor meinem Bett, ganz fertig, mit dem Raben auf der Schulter, und sagt: ›Muhme, jetzt muß ich fort! Sie ist gestern wieder da gewesen und hat gemahnt, und es ist etwas in mir, das drängt mich fort und läßt mir keine Ruhe mehr hier oben. Bringt dem Herrn Bürgermeister die Schlüssel und haltet Euch gut, so Gott will, bin ich bald wieder da!‹ Und wie ich mich besinne, da war er schon fort. Ich auf und angezogen und will schon zu Seiner Gestrengen, aber wie ich

mir vorstelle, was der dazu sagen wird, da läuft's mir sie-
dig übern Rücken, und ich getrau' mir's nicht. Wart einen
Tag, sag' ich zu mir, der kommt schon wieder, und im
Nothfall kannst du auch die Wache halten, hast's ja man-
che Nacht für den Matheis selig gethan. Und so hab' ich
mich einen Tag um den anderen weiter gefürchtet und
eine Nacht um die andere weiter gemacht, aber gekom-
men ist er nicht. Bis diese Nacht, da seh' ich auf einmal
überm Brautlaufhaus zwei Flammen aufsteigen, – Herr
Gott im siebenten Himmel, denk' ich, da brennt's! Und
stecke die Fackel aus, und dann an die Glocke und den
Hammer gerührt und immerzu so, bis die Männer kamen.
Und nun möcht' ich bloß wissen, wo der arme Narr sich
herumtreibt.«

Dieser Bericht, den die alte Brigitte in ihrer ober-
ländischen Mundart höchst treuherzig vortrug, hatte
für Rathsherrenohren immerhin einiges Ueberraschendes
mehr als für einen Dichter oder Gemüthsarzt. Wenn aber
zu jener Zeit etwas überraschend erschien, so fand sich
immer wenigstens einer, der die Sache ganz einfach mit
einem Wort erklärte. Der Bürgermeister Sebalduß war es
diesmal nicht, – ein junger Rathsherr, der seine Dumm-
heit sonst standhaft in Schweigen hüllte, rief das Wort
aus: »Wenn das keine Hexerei ist!« Als die alte Brigitte
das schreckliche Wort hörte und sah, wie sich verschie-
dene der Herren bekreuzten, fiel sie in Ohnmacht, und
mit dieser verdächtigen Handlung hatte sie eigentlich
schon ihr Schicksal besiegelt. Während etliche mitleidige
Rathsknechte ihr draußen im Vorzimmer wieder auf die

Beine halfen und sie mit einigen Bissen labten, schossen drinnen im Saale die Verdachtsgründe gegen sie auf wie Fliegenpilze in einer warmen Septembarnacht, und nun war es allerdings der Bürgermeister Sebalduß, der die unverhoffte Entdeckung eifrig und umsichtig ausnutzte. Als der Morgen graute, war die Brigitte Fischerin bereits zu sicherem Gewahrsam im sogenannten Hexenkeller, über der Folterkammer, an den Stadtfron Meister Frauentrost ausgeliefert und hatte die bestimmteste Aussicht, binnen kurzem noch eine Treppe tiefer zu gelangen; denn so viel stand bereits so gut wie fest, daß sie ihren Neffen erstlich durch den Raben, der ein verkappter Buhlteufel gewesen, an sich gelockt und nunmehr durch denselben Raben »gesterbt« und den todten Leichnam fortgeschafft hatte, und zwar in der Walpurgisnacht! Für eine solche Hexenthats lagen verschiedene ganz gleiche Präcedenzfälle vor, darunter einer aus dem benachbarten kurfürstlichen Gebiete; ein Rathsbote war bereits mit der Bitte um Ueberlassung der Akten unterwegs. Im Laufe des Tages aber sammelte sich eine große Anzahl weiterer Inzichten gegen das alte Weiblein an, und es war noch nicht das Schlimmste darunter, daß sie während der jüngsten Kinderseuche verschiedene kerngesunde Kinder auf dem Markte oder in Kramläden angesehen und gestreichelt hatte, die dann noch selbigen Tages von der Seuche angesteckt und bald darauf gestorben waren.

Die ganze Stadt sprach davon, und der Bürgermeister Winand Aare von Mechter sprach auch mit dem Meister

Baltzer davon, als ihm dieser nach dem Mittagsmahl seine beiden Bilder brachte. »Da seht Ihr, wie wunderbar es sich oft ändert in der Welt, Meister Baltzer. Gestern noch oben auf dem Feuerthurm, sozusagen die höchste in der ganzen Stadt, und heute unten im Hexenloch. Aber es gibt freilich der Beispiele viele für solchen Luciferssturz. Schon die alten heidnischen Dichter wissen vieles davon zu erzählen.«

»Jawohl,« versetzte Meister Baltzer, »die Menschen sind allezeit wunderbar miteinander umgegangen. Ihr nehmt das Ding wie ein Gelehrter, gestrenger Herr, und sozusagen als Philosoph. Aber ich muß sagen, mir ist einiges noch nicht klar. Ist es denn auch sicher, daß dieser Hans Maybrunner mit seinem verwünschten Raben die Stadt nicht einfach zu Fuß und durch das Severinsthor verlassen hat, wie es ihm seine verrückte Abenteuerlust eingab?«

Der Bürgermeister sah ihn überrascht an. »Wo denkt Ihr hin, Meister Baltzer? Alsdann müßten ihn doch unsere Thorwächter gesehen und aufgehalten haben. Die haben aber ausdrücklich bezeugt, daß sie sich keiner strafbaren Unachtsamkeit schuldig gemacht haben. Wie hätte auch ein Kerl mit einem Raben auf der Schulter soldatischer Wachsamkeit entgehen können?«

»Na,« murrte Meister Baltzer, »was diese Wachsamkeit betrifft –! Ich bin auch schon ein paarmal zwischen Nacht und Morgen zum Mechterhof durch das selbige Thor hinausgezogen, ohne daß mich die Kerle anhielten.«

»Weil sie es Euch ansahen, daß Ihr einen Freipaß habt. Nein, davon kann keine Rede sein. Denkt nur, was das wieder für ein Geschrei unter den Zünften gäbe, wenn die Wachsamkeit städtischer Thorwachen in Frage gestellt würde! Unsereins hat ohnedies Schererei genug, und ich bin nur froh, daß ich mit der weiteren Untersuchung nichts zu thun habe. Zum Glück hat mein Vetter Sebaldus von Halveren heuer den Vorsitz in Malefizsachen.«

»Der wird's schon ausrichten,« versetzte Meister Baltzer. »Aber bei alledem, gestrenger Herr, wenn die alte Brigitte nun doch unschuldig wäre, solltet Ihr Euch ihrer nicht annehmen?«

»Ich weiß nicht, was Ihr wollt,« erwiderte Herr Winand sehr verdrießlich. »Ihr seid gerade wie meine Nichte, die hat mir schon bei der Morgensuppe mit Seufzen und Bitten in den Ohren gelegen, und jetzt sitzt sie in ihren Gemächern und schmolzt; Ihr seht ja, nicht einmal Eure Bilder können sie herunterlocken. Was geht Euch und sie und mich das alte Weib an? Es hat ein jeglicher genug für sich selber zu sorgen in der Welt.«

»Das ist gewiß,« gab Meister Baltzer zu. »Ich zum Beispiel muß wieder einmal wandern, und ich darf denn wohl gleich von Euch Urlaub nehmen, gestrenger Herr. Der erlauchte Graf zu Nassau braucht meine Kunst in Diez, und ich kann es ihm nicht weigern, maßen er doch mein erster Landesherr war.«

»Es gefällt mir nicht, daß Ihr Euch so viel mit dem ketzerischen Herrn abgebt,« bemerkte Herr Winand. »Aber

schließlich, es ist Eure eigene Sache, und die Kunst ist frei, das habe ich in Welschland gelernt, und Ihr seid ja auch dort gewesen. Wie lange wollt Ihr denn dort bleiben?«

»Fürs erste nur ein paar Tage. Wenn ich aber mit dem erlauchten Herrn eins werde, gehe ich wohl zum Sommer wieder hin, auf etliche Monate wenigstens. Ich werde mir alsdann dort ein Häuslein miethen, und eine Haushälterin brauche ich auch dazu; denn es taugt einem Maler nicht, wenn er zu viel an der Herren Tafeln herum-schmaust.«

»Nun,« sagte Herr Winand gutmüthig, »so geht mit Gott und hütet Euch vor Erkältung und Hexenwerk.«

Mechthildis war während dieses Gesprächs nicht zum Vorschein gekommen; aber als Meister Baltzer die Gemächer ihres Oheims verlassen hatte, fand er draußen eine Zofe, die ihn zu ihrer Herrin hinaufbat. Er kannte schon den Weg zu dem Wohngemach Mechthildis', das vor Zeiten ihrer Mutter angehört hatte; er kannte auch die einzelnen Stücke der prunkvollen, alten Ausstattung bis zu dem zierlich geschnitzten Betpulte in der einen Ecke.

Das war alles unverändert geblieben; andere Dinge aber waren mit der neuen Herrin eingezogen, die man sonst nicht gewohnt war, in den Schmollstuben der jungen vornehmen Reichsbürgerinnen zu finden: eine kleine Staffelei, etliche Reihen dickleibiger Bücher in ungeheuer soliden Einbänden und sogar ein kleines Schreibepult mit silberbeschlagenen Fächern.

Mechthildis sah blaß und betrübt aus; ihre Augenlider waren geröthet, und es war sehr unrecht von dem alten Meister, daß er sich erst mit wortreichen Wendungen über ihre fast allzu gelehrten Studien ausließ und schließlich sogar ein Buch aus der Reihe zog, um zu sehen, was sie denn studiere. »Ach so, die alten Dichterbücher aus den ritterlichen Zeiten,« sagte er, indem er sie ganz eigen anlächelte, »wo die Helden so kühn und die Mägdlein so minniglich waren und fromme Tauben Botschaft trugen von einem zum anderen? Nehmt Euch in acht, hochgeneigtes Fräulein, ich fürchte, das paßt nicht mehr in die Zeit, und man kann Ungelegenheiten damit machen.«

»Laßt das,« sagte Mechthildis erröthend, »was Ihr von der Sache denkt, will ich wissen.«

»Von den Büchern da? Ei, ich denke, es sind ergötzliche Phantasien –«

»Von der – der Hexengeschichte,« unterbrach sie ihn fast schluchzend. »Ihr habt mir doch selber von der Alten erzählt und von dem –«

»Ich?« fragte Meister Baltzer sehr erstaunt. »Ich gebe mich nie mit Hexen ab. Bin ihnen noch nie begegnet. Den Teufel habe ich schon öfters getroffen, – Ihr wißt, was das Sprichwort sagt: Mäler, Frauen, Teufel, Pfaffen haben überall zu schaffen, – und so treffen sie auch einander. Und es kann ja sein, daß der Teufel sich die alte Brigitte holt. Herr Sebaldus von Halveren wird schon das Seine dazu thun. Vielleicht nimmt ihm aber der Teufel

auch die Mühe ab. Aber thut nur nicht so,« setzte er hinzu und faßte sanft die Hand Mechthildis', »seht Ihr, der Teufel hat heutzutage Auswahl, warum sollt' er just die Aeltesten holen? Und wenn Ihr hört, daß er sie doch unversehens geholt, so denkt in Gottes Namen, daß er sie nicht gleich zu seiner Großmutter gebracht hat. Vielleicht hat er sie nur irgendwohin versetzt, wo es auch ganz nett ist, um sich von ihr Apfelkuchen backen zu lassen; aber sagt's niemand, daß Ihr so freundlich vom Teufel denkt, und nun gebt mir günstigen Urlaub, denn ich muß abreisen zu meinem gnädigen Herrn zu Diez, der noch keine Hexe in seinem Ländchen hat verbrennen lassen und es auch ferner nicht thun wird.«

Es mußte etwas eigen Beruhigendes in dem Blick liegen, mit dem der alte Maler diese wunderlichen Reden begleitete, denn das schöne Fräulein sah ihn fast schalkhaft lächelnd an, und als er sich verabschiedete, schaute sie ihm mit so dankbaren Blicken nach, wie sie sich seit ihrer Muhme-Aebtissin keiner mehr von ihr verdient hatte. Ihr Abendgebet an diesem Tage war länger und ihr Schlaf kam später als sonst. Es waren aber viele geringe Frauen in der Stadt, die in dieser Nacht gar keinen Schlaf fanden, weil sie sich mit Schauern erinnerten, daß die alte Brigitt auch mit ihnen oftmals gesprochen und ihren Namen oft genug grüßend genannt hatte, um ihn auch unter der peinlichen Befragung einmal unversehens zu sprechen – und sie damit als Mitschuldige zu bezeichnen.

SECHSTES KAPITEL.

Früh morgens um sieben Uhr sollte die Befragung der Hexe beginnen. Die Kommission freute sich sehr über die Vorsicht, mit der Meister Frauentrost das Hexenloch verwahrt hatte. Drei Schlösser, alle drei zu mehrerer Sicherheit vorher mit Weihwasser besprengt, lagen vor der schweren eisernen Thür. Aber als die Thür endlich ächzend aufsprang, da befand sich's, daß der Teufel doch noch mächtiger ist als alle menschliche Vorsicht. Er hatte doch Eingang gefunden, – ein empfindlicher Schwefeldampf zeugte noch von seinem Besuch. Von der Hexe aber war nichts zu sehen. Der Teufel hatte sie geholt – vermuthlich durchs Rauchloch; denn die starken Eisengitter vor dem einzigen kleinen Fenster waren unversehrt. Nun konnte sich Meister Frauentrost auch den schrecklichen Lärm erklären, den er in der Nacht gehört zu haben versicherte.

Der Fall war merkwürdig genug, – insofern er sich vor der Untersuchung ereignet hatte und auch der Körper der Hexe verschwunden war. Denn das war leider nichts Ungewohntes, daß eine peinlich Befragte plötzlich unter der Folter starb, und in solchen Fällen war es anerkannt, daß der Teufel die Seele geholt hatte, weil er ihren weiteren Geständnissen vorbeugen wollte. Hier aber hatte der Böse die Vorsicht noch weiter getrieben. Es blieb nichts übrig, als den Fall als ein »schätzbares Präcedens« zu den Akten zu nehmen.

Der Prozeß gegen die alte Brigitt war nun aus der unterirdischen Verhörkammer, in der schon die Sessel für die Kommission und die Werkzeuge für Meister Frauentrost und seine Gesellen bereit gestanden hatten, ganz in das Gebiet der wissenschaftlichen Erörterung versetzt. Die Bürger verhandelten ihn in ihren Trinkstuben, die gelehrten Juristen und Theologen in dickleibigen Schriften und Gegenschriften. Die Ordensprediger und Pfarrer der Stadt wetteiferten in Dankespredigten, worin sie der gottesfürchtigen Bürgerschaft Glück wünschten, weil der Böse, ohnmächtiger Versuche müde, sie zugleich von seiner und seiner Dienerin Anwesenheit befreit habe. Meister Frauentrost konnte seine schaurigen Werkzeuge einstweilen wieder wegpacken, ohne daß die Furchen in seinem Antlitz sich um eine vermehrt hatten.

Man war schließlich ganz zufrieden mit diesem Ausgang. Für einen anziehenden Gesprächs- und Vermuthungsstoff war ja auch so gesorgt, und es hatte sogar seine Vorzüge, von einer Hexe zu reden, die selber nichts mehr aussagen konnte. Uebrigens erstreckte sich die allgemeine Befriedigung auch auf vornehmere Kreise. Mechthildis verrieth ein stilles Vergnügen über die diabolische Unterbrechung des Prozesses, das ihren Oheim zu der Bemerkung veranlaßte, seine Nichte sei doch noch zarteren Gemüthes, als er gedacht. In der Regel pflegten die jungen Patrizierinnen nicht so viel Schauder vor der Thatsache zu empfinden, daß ein verdächtiges altes Weib ordnungsmäßig »torquirt« werden sollte. Aber ihm selbst, Herrn Winand, war die Sache auch ganz recht.

Von dem natürlichen Widerwillen, der ihm bei seiner Nichte auffiel, war seine Seele auch nicht ganz frei; zudem gab es in dieser Seele eine Ecke, in welcher ein starker Zweifel gegen die völlige Zuverlässigkeit des peinlichen Prozesses lebte, wenn auch Herr Winand ebenso wenig wie andere vorsichtige Politiker seiner Zeit daran dachte, sich durch Aeüßerung dieses Zweifels unangenehme Tage zu machen.

»Alles in allem bleibt es ein merkwürdiger Fall,« meinte er, als er ungefähr vierzehn Tage nach dem Ereigniß mit Meister Baltzer in seinem Saalgemach auf dem Mechterhof beim Frühtrunk saß. Der alte Maler war tags zuvor von seiner Reise zurückgekommen und auf dem Mechterhof bei Herrn Winand eingekehrt, – nur auf eine halbe Woche, dann wollte er für längere Zeit nach Diez übersiedeln. Mechthildis verweilte noch in der Stadt, heute aber wollte auch sie ihren Landaufenthalt beginnen.

Es war ein schöner sonniger Maimorgen, draußen in dem Ziergarten des Fräuleins blühten die ersten Rosen, vereint mit ihrem Dufte zogen durch das offene Fenster die Lieder der verliebten Vögel, die in den Kirschbäumen und Fliedersträuchern ihr Hochzeitsglück besangen, und von fern her, aus dem alten Buchenwalde, klang sogar der Ruf eines Kuckucks herüber. Der saß aber schon auf kurfürstlichem Gebiete und versorgte das städtische nur im Nebenamt mit seinem Rufe.

Meister Baltzer hatte während der Auseinandersetzungen seines Wirthes nachdenklich ein Bild betrachtet, das

an der gegenüberliegenden Wand des Gemaches hing. Das Bild stellte ein junges Mädchen von überaus anmuthigen und fast allzu zarten Formen dar, in bräutlichem Schmucke. Es war das Porträt von Mechthildis' Mutter, Meister Baltzer hatte es vor beinah zwanzig Jahren kurz vor seiner zweiten Reise nach Welschland gemalt, und ungeachtet alles dessen, was er angeblich auf dieser Reise gelernt, hielt er es für sein bestes Bild.

»Ja,« bemerkte er jetzt, »natürlich ist's ein eigener Fall. Der Pater Ignatius Kleutermann aus dem Jesuitenkolleg drüben in Eurer Stadt will ja ein besonderes Buch darüber schreiben, und wie ich den Mann kenne, wird es ein tiefes Werk werden.«

»Das wird es gewiß,« erwiderte Herr Winand mit einem fast verschmitzten Lächeln, »aber alles weiß der gute Pater Kleutermann doch auch noch nicht, wenn er auch eine Autorität in Hexensachen ist, seit er vor zwanzig Jahren bei dem ersten Massenbrand im Kurfürstlichen drüben die richtige Form und Stelle entdeckt hat, womit der Teufel seine schlimmsten Gefährtinnen am Leibe zeichnet. Denn seht Ihr, Meister Baltzer – ganz unter uns und weil ich weiß, daß Ihr schweigen könnt –: das weiß der Pater Kleutermann doch nicht, daß der Kerl, der Hans Maybrunner, wirklich und wahrhaftig an jenem Morgen mit seinem Raben aus unserer Stadt gegangen ist!«

Meister Baltzer nahm diese Mittheilung so gelassen auf, daß der Bürgermeister beinahe böse wurde. »Woher wißt Ihr denn das, gestrenger Herr?« fragte er.

»Man sollte es Euch eigentlich gar nicht sagen,« erwiderte Herr Winand. »Ihr thut ja doch, als ob Ihr alles von selbst wüßtet. Auch wärt Ihr der einzige, der es außer dem Rathe erführe, – doch ja, meiner Nichte hab' ich es auch erzählt, und so will ich's Euch denn auch in Gottes Namen verrathen. Es ist jetzt zehn Tage her, da faßten uns die Gewaltdiener ein paar fahrende Spielleute ab, die sie am Wall beim Kaninchenfang erwischt hatten. Und die Spitzbuben ließen mir aus dem Gefängniß bestellen, sie wüßten eine wichtige Sache, die sie mir aber nur gegen Freilassung gestehen wollten. Na, schließlich nahm ich sie mir mit Beistimmung meiner Kollegen vor, und da berichteten sie, daß sie einem jungen Kerl, so und so angethan, mit einem Raben auf der Schulter und einem Waldhörnchen am Bande, drüben im Kurfürstlichen am ersten Mai begegnet seien; und das sei ja wohl am Ende der verschwundene Feuerwächter gewesen, von dem die ganze Stadt spreche. Sie hätten damals just von ihrer Bande Abschied genommen, die weiter ins Reich, dem Oberland zu, zog, und der habe sich der Kerl dann angeschlossen, weil er denselben Weg habe. Gesprochen hätten sie selber nicht viel mit ihm, nur sich erkundigt, wie man am besten ungeschoren in die Stadt komme; er habe ihnen gesagt, er sei einfach durchs Severinsthor gegangen, aufgehalten habe ihn niemand, und so hätten

sie auch diesen Weg genommen und seien auch ungefragt hereingekommen. Und das war auch ganz natürlich; denn seht Ihr, der Thorgraf ist schon seit vier Wochen auf einer Wallfahrt unterwegs, und die zwei Halunken von Stadtsoldaten, die damals den Posten in der Severinsthorburg hatten, die hatten just am Abend vorher den Namenstag ihrer Frauen gefeiert, die alle zwei auf den christlichen Namen Walpurgis getauft sind, und um ihren Rausch ungestört auszuschlafen, hatten sie einfach das Thor offen gelassen. Das haben wir aber erst später herausbekommen.«

»So, so,« machte Meister Baltzer und schlürfte bedächtig an seinem Weine. »Ihr habt doch eine köstliche Sorte in Eurem Keller, gestrenger Herr, – und was hat denn der hochweise Rath mit diesen Entdeckungen angefangen? Habt Ihr dem Durchbrenner nachspüren lassen?«

»Wo denkt Ihr hin, Meister Baltzer?« versetzte der Bürgermeister. »Das wäre eine hübsche Geschichte geworden, wenn die Zünfte davon Wind gekriegt hätten, wie der aus der Stadt gekommen ist. Und dann – wozu sollten wir ihm nachspüren? Uns liegt doch nichts an dem Kerl. Nein, wir haben die zwei fahrenden Burschen einfach schwören lassen, daß sie die Sache verschweigen würden, und dann sind sie mit einem Gulden Zehrgeld über die Grenze gebracht worden. Die zwei Thurmsoldaten werden schon reinen Mund halten, übrigens hat sie der Rath natürlich von dem Posten weggenommen und wieder unter die Truppe gesteckt, unter Erhöhung zu Gefreiten, weil sie doch Frau und Kinder haben und

der Sold nicht so hoch ist wie die Trinkgelder am Thor. Aber weshalb ich Euch die Geschichte erzählt habe: seht, geholt hat der Teufel die Alte ja nun einmal, und er wird auch wissen, weshalb; aber wenn der Hans Maybrunner jetzt wirklich da draußen im Reich herumstrolcht, so war das doch am Ende wahr, was sie uns damals erzählt hat. Und das weiß der Pater Kleutermann nicht. Im übrigen, wie ich Euch schon sagte: mir ist es recht, daß der Teufel kurzen Prozeß gemacht hat, denn es ist ein widerwärtiges Ding mit den Malefizsachen, wenn sie auch fast in aller Herren Ländern, rechtgläubigen und ketzerischen, im Schwange sind, und ich wollte, mein Vetter Sebaldu hätte sie nie bei uns aufgebracht.«

»Amen,« fügte Meister Baltzer hinzu. »Ich wollte, es wäre ein Rathsbeschluß, was Ihr da sagt, gestrenger Herr. Auch um des Rathes willen. Denn es ist leichter, ein Ding aufbringen als aufhalten, und wer steht euch Herren dafür, daß der Verdacht nicht auch einmal von den alten Bettelweibern und Thurmwächterwittwen auf eure eigenen Hausfrauen und Töchter überspringt?«

Herr Winand ließ seinen Becher sinken und sah den Maler maßlos erstaunt an. »Ihr seid ein Narr, Meister Baltzer. Seht Euch einmal gefälligst das Wappen auf Eurem Sessel da an, meint Ihr, daß irgend ein albernes Geschwätz den Namen einer trüben werde, die ein solches Wappen führt? Ihr seht Gespenster.«

Meister Baltzer lächelte bitter. »Mit dem Gespenstersehen ist es eine eigene Sache, gestrenger Herr. Ihr seid ja belesen. Die Geschichte von der heidnischen Prophetin

Kassandra kennt Ihr doch? Die sah auch Gespenster, die Leute wollten es ihr nur nicht glauben. Und was diesen ehrwürdigen Wappenschild auf Euren Stühlen angeht, er ist zwar sehr schön geschnitzt und man merkt ihm seine vierhundert Jahre schon am Stil an, aber meint Ihr, daß die Volksmeinung, wenn sie einmal im Fieber ist, sich viel an ein Ritterwappen kehrt? Der Bischof zu Bamberg hat es auch gemeint, als er so fleißig wider die Hexen und Zauberer im Volke arbeiten und ihrer dreihundert und etliche verbrennen ließ, dreizehn Brände nacheinander; aber zum dreizehnten Brand holten sie sich die Hexen schon aus seiner Hofburg, und zuletzt hat er es miterleben müssen, wie sein siebzehnjähriger Neffe und letzter Blutsverwandter als Zauberer aus sonderlicher Gnade mit dem Schwerte gerichtet ward, weil er zu viel in den Büchern las und das Teufelszeichen an seinem Leibe trug, das kleine braune Mal unter der linken Achsel, ganz nach Kleutermannscher Vorschrift, zunächst dem Herzen. Und nun, gestrenger Herr, merkt wohl auf: was würdet Ihr sagen, wenn es Euch genau so erginge wie dem Bischof?«

In jähem Schrecken fuhr Herr Winand von dem Sessel auf. »Was wollt Ihr damit sagen, Meister Baltzer?« rief er keuchend.

»Was Ihr daraus verstanden habt,« erwiderte der andere leise. »Sie hat das Zeichen.«

»Woher wißt Ihr das?«

Meister Baltzer schwieg und blickte nach dem Bilde hin.

»Ah,« seufzte Herr Winand, und indem er das Bild betrachtete, fügte er beklommen hinzu: »Ihr waret immer ihr Vertrauter, Meister Baltzer.«

»Ich verstehe Euch,« antwortete der alte Maler. »Ihr meint, was ich von jener dort über ihr Kind weiß, brauchen nicht viele sonst zu wissen, und ich glaub's auch. Ja, ich war ihr Vertrauter. Und, gestrenger Herr, wenn Ihr auch eben noch so stolz auf das Wappen da wieset, so laßt Euch doch sagen, es ist nicht oft ein Vertrauen so theuer erworben worden wie dieses. Ihr wißt wenig, wie einem armen verwachsenen Kerl zu Muthe ist, der unversehens merkt, daß er sich so recht von Herzensgrund just in die verliebt hat, die ihm die Unerreichbarste ist. Als ich das Fräulein von Hernoth, Eures Bruders Braut, für ihren braven Bräutigam malen mußte, da habe ich das Bild da mit meinem Herzblut gemalt, und drum ist es mein bestes geworden. Ein anderes Bild aber, noch ein viel besseres, hatte ich mir von ihr behalten in meiner armen Seele; was ich diesem Bilde in tausend Schmerzen gelobt, das hab' ich rein und redlich gehalten, und darum war ich ihr Vertrauter vor anderen und durfte es sein. – Genug davon. Ihr wißt, wie sorgsam sie darauf hielt, daß sie des Kindes immer selbst wartete und es keiner dienenden Magd überließ, und Ihr wißt nun auch weshalb. Und selbst, wenn die eine oder andere darum wüßte, – 's ist ja nicht schlimm und denkt kein Mensch daran, solange der Hexenruf schweigt. Aber alsdann, – wenn's erst so weit ist, daß jedes alte Weib denkt: weißt du keine mehr, die mit dabei gewesen sein kann –«

»Meister Baltzer, quält mich nicht mit Eurer schrecklichen Phantasie,« stöhnte Herr Winand. »Es ist zu greulich. Wie um Gottes willen kommt Ihr nur darauf, es mir jetzt zu sagen, wo Ihr so lange geschwiegen habt?«

Meister Baltzer überlegte einen Augenblick, dann stand er auf und versicherte sich, ob die Thüren fest im Schloß seien. »Ich will Euch auch etwas im Vertrauen erzählen, was der Pater Kleutermann nicht weiß,« begann er leise, nachdem er wieder Platz genommen. »Ihr waret ja bei dem einzigen Verhör der Brigitt zugegen, und Ihr habt ganz recht, sie hat damals die Wahrheit gesagt. Aber nicht die ganze Wahrheit. Das Wichtigste hat sie mir vorher gesagt – oben auf dem Thurme – und wenn Ihr wollt, könnt Ihr mich jetzt verhaften, denn ich hab' sie geheißt, es vor euch Herren zu verschweigen: nämlich daß die Taube, die den Unglücksmenschen fortlockte, eine von Eurer Nichte Mechthildis war. – Ja, sagt noch nichts, es kommt noch mehr. Seht einmal hier.«

Mit zitternden Fingern faßte Herr Winand das winzige Ding, das ihm Meister Baltzer hinreichte. Es war ein ganz schmales, seidenes Blättchen, in eine Federspule gedreht, darauf stand zierlich wie mit der Nadel geschrieben ein Verschen:

»Ich steh' allein, wer holt mich ein,
Wer holt mich heim vom heißen Stein?«

Verständnißlos blickte Herr Winand auf die kaum lesbar kleine Schrift. »'s ist ein Kinderreim, die kleinen Mädchen singen ihn seit etlichen Jahren beim Spielen,« murmelte er.

»Stimmt, gestrenger Herr,« antwortete Meister Baltzer. »Sie singen ihn, wenn sie Hexe und Freier spielen. Das heißt, eines, die Hexe, steht auf dem Scheiterhaufen und singt den Reim, und dann kommt ein anderes und singt:

›Ich will, ich will dein Ritter sein,
Ich hol' dich heim vom heißen Stein.«

Das ist dann der Ritter, der holt sie aus den Flammen, befreit und freit sie. Die jungen Edelfräulein in den Klosterschulen schreiben das Verschen auf einen Ball und werfen ihn, die ihn fängt, darf Ritter sein und bekommt ein Pfand von der Hexe oder einen Kuß. Alles Kinderspiel. Kinderspiel auch, wenn so ein junges verträumtes Fräulein einmal in seiner Einsamkeit hier auf dem Mechterhof das Verschen vor lauter Langeweile und Verdrehtheit in eine Federspule dreht und seinen Tauben an die Schwanzfeder klebt, wie es die Holländer mit ihren Brieftauben thun –«

»Meister Baltzer!«

»Und Zufall, wenn die Tauben nach ihrem früheren Schlag hinfliegen und dort eine just einem verträumten, halbverrückten jungen Gesellen in die Hände fällt, der in dem Verschen eine himmlische Offenbarung sieht –«

»Aber nun hört auf, Meister Baltzer!« rief der Bürgermeister und faßte ihn mit beiden Händen am Arm, »was soll das alles?«

»Das soll weiter nichts, gestrenger Herr, als daß die alte Brigitt am Morgen, nachdem ihr würdiger Neffe durchgebrannt, auch eine Taube abgefangen und in ihr die eine von dem Pärchen erkannt hat, das ihr Mann weiland dem Fräulein geschenkt. Und daß sie, nachdem sie das Thier vermuthlich abgedreht, um es zu braten, beim Rupfen das Ding da an der Schwanzfeder fand. Glücklicherweise kann sie nicht lesen. Und daß, wenn der Teufel – ich wollte sagen, wenn ich ihr nicht erst Schweigen geboten und nachher der Teufel sie schleunigst der Neugierde Eurer Kommission entrückt hätte, der Meister Frauentrost ihr vermuthlich nothgedrungen und, wie ich zu seiner Ehre annehmen darf, wider Willen die Geschichte entlockt hätte. Was aber aus einer solchen Kinderei alles in einem Hexenprozeß werden kann, das brauche ich Euch nicht zu sagen, gestrenger Herr. Spätere Zeiten werden darüber ungläubig lachen, aber ich meine, unsereinem vergeht das Lachen bei dem Gedanken.«

Herr Winand Aare von Mechter saß eine Weile schweigend, die rundlichen Hände fest zusammengeballt. Als der Maler das Blättchen wieder an sich nahm, griff er danach. »Es ist besser, wenn es bei mir bleibt,« sagte Meister Baltzer kurz, wickelte das Blättchen wieder in die Spule und barg beides in seiner Brusttasche.

»Habt Ihr – ich meine, weiß sie –?« begann Herr Winand endlich.

Der Maler schüttelte den Kopf. »Durch mich nicht, – und auch Ihr dürft sie nichts davon merken lassen,« sagte er. »Von allem nichts, versteht Ihr, gestrenger Herr? Sie hat genug Gewissensbisse ausgestanden, da sie aus dem Bericht der Alten erfuhr, was der Zufall aus ihrem kindlichen Spiel gemacht. Also Ihr schweigt, und das bitte ich Euch mir bei dem Bilde dort zu geloben.«

»Ich gelobe es,« sprach Herr Winand. »Meister Baltzer, was habt Ihr mir heute aufs Herz gelegt! – Aber –« er blickte den Maler ängstlich an – »die Brigitt?«

»Ei, Herr,« sagte Meister Baltzer verwundert, »die hat ja der Teufel geholt!«

Herr Winand lächelte trübe. »Ich glaube, den Teufel kenne ich jetzt, und Meister Frauentrost kennt ihn auch,« sagte er und ergriff die Hand des Malers. Es war, als ob er noch etwas hinzufügen wollte, aber der Alte bewegte abwehrend den Kopf, und so sahen sie sich nur lange schweigend in die Augen.

»Geht, geht, gestrenger Herr,« sagte Meister Baltzer, »mich dünkt, ich höre Eurer Nichte Wagen auf den Hof fahren, vielleicht wäre es Euch lieber, wenn Ihr Euch zuerst etwas von unserem gelehrten Gespräch erholt, ehe Ihr sie begrüßt.«

Herr Winand neigte seufzend das Haupt und verließ schweren Schrittes das Gemach. Der Maler blickte ein Weilchen zu dem Bilde auf, welches jetzt im breiten Sonnenstrahl aufleuchtete. Endlich stand er auf und zog bedächtig den Vorhang des Fensters halb zu. »Das Licht ist

zu heiß,« murmelte er, »es beißt einem ordentlich in die Augen.«

Dann ging er, Mechthildis zu begrüßen, die ihm auf dem Flur entgegenkam, strahlend von Jugend, Anmuth und wahrhaft herzlicher Freude, als ob sie den liebsten Verwandten in dem kleinen, grauhaarigen Manne begrüßte.

*

SIEBENTES KAPITEL.

Durch das wildschöne Thal der Eltz wanderte am letzten Sonntag dieses denkwürdigen Maimonds ein junger schlanker Bursche der Mosel zu. Er trug ein sehr bescheidenes Felleisen, dazu an der linken Seite in lederner Hülle ein kleines Waldhorn, und ein großer Rabe flatterte ungeschickt, mit gestutzten Flügeln, neben ihm her, mit aller verdrießlichen Geschäftigkeit, deren ein Rabe fähig ist. Die blauen Augen des Jünglings aber lachten in sorgloser Wanderlust, und sein frisches Gesicht mit den rothen Lippen unter blondem Milchbärtchen blühte wie eine Mairose.

Das war Hans Maybrunner, dessen Geschick zur selben Zeit der Pater Kleutermann und verschiedene andere Gelehrte so lebhaft beschäftigte. Während sie sich über seine vermeintliche Höllenfahrt fast um den Verstand stritten, hatte er auf seiner Wanderfahrt den Verstand so ziemlich wiedergefunden.

Einen halbverrückten Träumer hatte ihn Meister Baltzer im Aerger genannt; und nichts Besseres war er auch,

als er an jenem Morgen nach der Walpurgisnacht unter dem Bogen des Severinsthores herschritt. Eine gewisse Anlage zum Grübeln und Träumen hatte er vom Vater geerbt; denn der alte Leineweber war einer von den Stillen im Lande, die sich äußerlich der herrschenden Kirchenmeinung fügten, um ganz für sich ihre Privatreligion zu pflegen. In seiner nassauischen Heimat hatte er die reformirten Predigten gehört und seinen Sohn vom Predigertaufen lassen, später, als er nach dem Tode seines Weibes in das Gebiet der katholischen Reichsstadt eingewandert war, machte er auch dort die nothwendigsten Formen des Bekenntnisses seiner Kunden mit; für sich aber hing er seinem ganz eigenen theologischen Studium nach, welches vornehmlich aus zwei unter sich sehr verschiedenen Theilen bestand, nämlich der Auslegung der Offenbarung Johannis und der Betrachtung der Größe und Güte Gottes in seinen kleinen Werken, in Blumen, Bäumen und Thieren. Zur Theilnahme an der Ergründung des schwierigen Buches war Hans glücklicherweise noch zu dumm, in das andere Theil der väterlichen Theologie wurde er daheim und auf Gewerbsgängen zu den Bauern frühzeitig eingeführt und bewies eine schöne Begabung; übrigens lernte er von dem Vater auch Lesen, Schreiben, das nothwendige Rechnen und sogar einige Geographie, sowie Musizieren, welches alles der theologische Leineweber besser verstand als Geldverdienen. Oft hatten sie zu ihren Studien nur ein sehr schmales Stück Brot zu essen, und den Wein dazu lieferte ihnen der Wasserkrug. Solche wirthschaftliche Enge wirkt auf eine schwärmerische

Veranlagung noch besser als der Mairegen aufs Korn; während aber die Schwärmerei bei dem Alten sozusagen nach innen schlug und sich zu einer immer genaueren Kenntniß des himmlischen Jerusalem auswuchs, reifte sie in dem Gemüthe des Jünglings zu einer unbestimmten starken Sehnsucht, etwas Großes, Ungewöhnliches zu thun – für andere Leute; denn für sich hatte er von klein auf gelernt nur wenig zu wünschen. Als er dann bald nach dem Tode des Vaters auf Bitten seiner Muhme Brigitt den Feuerwächterposten auf dem Martinsthurm übernommen, fand er dort in den Ritter- und Märchenbüchern seines Vorgängers eine gefährliche Geistesnahrung bereit. Vieles von diesen wunderbaren Abenteuergeschichten war ihm schon bekannt aus dem Kreise seiner früheren ländlichen Kunden, wo sie, verstümmelt, verworren und grotesk übertrieben, in den Spinnstuben fortlebten. Nun traten sie ihm entgegen, zierlich und beredt ausgeführt, mit all der Glaubwürdigkeit, die für den unerfahrenen Jüngling noch alles Gedruckte an sich besaß. Aus dem krausen theologisch-mystischen Gerede seines Vaters war ihm die Vorstellung der »Berufenen« sehr geläufig, die der Herr »zu seiner Zeit« auswählt und weihet zu unerhörten Wunderthaten; und was waren jene Helden seiner Bücher, die, von Zauberern und Feen auf

wunderbare Weise unterwiesen und beschirmt, mit Drachen und ganzen Heeren kämpften, Prinzessinnen befreiten und Königreiche neu ordneten, anders als solche »Berufene«, ins Weltliche übertragen? Höchstens diese weltlichen Zuthaten war er geneigt, für Erfindung der Erzähler zu halten; denn seinem schlichtfrommen Herzen verstand es sich von selbst, daß der vom Allmächtigen Beschützte keiner Ritterrüstung und demantenen Klinge bedürfe, um auszuführen, wozu er berufen. Den Kern der Erzählungen aber wagte er nicht anzuzweifeln; sie waren wahr, denn wie hätte man sie sonst wider besseres Wissen aller aufschreiben und drucken dürfen? Und was einmal geschehen war, mußte auch heute noch möglich sein. So spintisirte er sich recht verstandesmäßig in den Traum hinein, vielleicht auch einmal einer solchen Sendung gewürdigt zu werden. Sein Aufenthalt selbst, wo der Himmel so nah, die Aussicht so weit und kein nüchterner Berather zugegen war, unterstützte die Entwicklung seiner Träumerei. Vor dem Meister Baltzer, der noch am häufigsten den Aufstieg wagte – theils um der Aussicht willen, theils wirklich aus Verehrung für die heimische Backkunst der alten Brigitt –, verbarg Hans mit der gewöhnlichen Vorsicht solcher Schwärmer seine Gedanken um so sorgfältiger, je bestimmter sie sich in ihm zur fixen Idee auswuchsen. Inzwischen hatte sich auch in der Seele der alten Brigitt eine Wandlung vollzogen, sie empfand es täglich schwerer, treppab, treppauf um die Dinge zu humpeln, die man im Altfrauenhaus zu ebener

Erde haben konnte, und gab dem Neffen immer deutlicher zu verstehen, daß er doch besser nicht zu ihr gezogen wäre. In solchem Widerstreit schwärmerischer Abenteuerlust und einer durch das Knurren des alten Weibchens noch verbitterten dienstlichen Haft hatte es dann nur eines Zufalls bedurft, der just in dem Lieblingsbuch des Jünglings und somit auch in seinen Zukunftsträumen schon vorgedeutet war, um seiner Ueberlegung den letzten Stoß zu geben. Er fühlte sein Gewissen in keiner Weise beschwert, als er den Thurm verließ; denn der Muhme geschah ja doch nach ihrem Willen, und aus dem Dienste der Stadt entband ihn ein höherer Dienst, zu dem er sich jetzt berufen glaubte.

Der Inbegriff dieser Berufung war einfach und klar: irgend ein verlassenes, jedenfalls sehr frommes und edles weibliches Wesen zu befreien, dessen Würdigkeit schon aus der geheimnißvollen Art erhellte, wie es ihm durch eine Taube die Botschaft zukommen ließ. Allerdings fand er, daß etwas weniger Geheimniß nichts geschadet hätte; denn die Richtung zu seiner Reise gab ihm weiter nichts als der Flug der Taube, die ungefähr aus der Gegend des Mechterhofs zu ihm genah und auch wieder dorthin ins Blaue entschwunden war. Immerhin glaubte er aus der Botschaft auch zu wissen, wie der Ort hieß, wohin ihn die unbekannte Hilfsbedürftige als Retter berief, und es galt nur noch diesen Ort ausfindig zu machen und zu erreichen. Er ging dabei ganz sinnvoll und geschickt zuwege. Mit Hilfe eines Nürnberger Landkartenstichs, der

das werthvollste Stück in dem litterarischen Nachlaß seines Vorgängers bildete, hatte er sogleich nach dem Taubenwunder sorgsam festgestellt, nach welchen Gegenden der Flug der Botin hinwies. Daß der Ort nicht in der Nähe lag, wußte er, denn die Namen sämtlicher Burgen und Weiler im Bereiche der Stadt kannte er ja pflichtlich; und wann hätte auch jemals ein junger Fant, der auf Abenteuer zog, den Endpunkt seiner Thaten in der Nähe gesucht?

Wenn es sich um die Erreichung eines besonders verrückten Zieles handelt, pflegen selbst dumme Leute in der Wahl und Benutzung der Mittel klüger und flinker zu sein als zu irgend einem vernünftigen Zwecke, und Hans Maybrunner war von Natur noch lange keiner von den Dümmlern. Es paßte ihm vorzüglich, als die fahrenden Spielleute, die er nach einigen Stunden Weges jenseits des Mechterhofes drüben im Kurfürstlichen getroffen, ihm anboten, an Stelle ihrer in die Stadt gezogenen Genossen bei ihnen einzuspringen. Die allgemeine Wegrichtung der Bande ging eben jenen Gegenden zu, denen auch Hans zustrebte, einstweilen bis zur Ahr; und das genügte ihm, um den unverhofft gebotenen Reiseposten annehmbar zu finden. Ueber seine eigenen Beweggründe sprach er sich nur mit etlichen vorsichtigen und ausweichenden Worten aus, und die anderen drängten auch nicht mehr in ihn, da sie von sich selber wußten, daß ein kecker Gesell zuweilen seine besonderen Gründe haben kann, den heimischen Gerichtsbezirk eilend

zu verlassen. Uebrigens paßte er in seiner halb bäuerlichen, halb stadtknechtmäßigen Kleidung mit derben Lederschuhcn, ledernen Beinkleidern, Lederwams und flachem Filzhut vollkommen zu den fahrenden Spielleuten, und selbst sein kunstreicher Rabe fand einen Kollegen in Gestalt eines spanischen Aeffleins, das dem Posaunisten der Bande gehörte und unterwegs meist in der Posau-ne stak. Der Posaunist war ein kräftiger langer Bursch, nicht häßlich, aber seine Augen blickten mitunter überaus tückisch, und beim Gehen zog er das linke Bein ein wenig nach, weshalb ihn seine Kameraden den latschen oder lahmen Hieronymus nannten. Er war eigentlich der einzige, der dem neuen Bruder von vornherein nicht behagte. Sehr gut gefiel ihm dagegen der Führer, der die Schnabelflöte künstlich und fein zu blasen verstand und mit seinem bestimmten Wesen die Herrschaft sicher ausübte, obzwar er nur ein kleiner, graubärtiger Mann war. Seine Redeweise war von einem gutmüthigen Spotte gewürzt, und wenn er sprach, kam es zuweilen Hans vor, als ob er den Meister Baltzer noch hörte.

Mit dieser Bande, die nach ihrem Führer den Namen der Zülpichsbrüder führte, zog Hans Maybrunner nun etliche Wochen herum, wobei allerdings die eigentliche Marschrichtung ziemlich stark durch allerlei Haken- und Seitenmärsche verlangsamt wurde. Städte und größere Flecken umgingen sie sorgfältig, denn dort drohten ihnen die meisten Belästigungen, weniger von Gassenvögten und Amtsmännern, als von ihren schlimmsten Widersachern, den ansässigen, zunftmäßigen Stadtmusikanten

oder Kunstpfeifern. Auf dem Lande aber waren sie, wenn auch nicht als ehrlich erachtet, doch immer gern gesehene Gäste, denen man gern eine Spende gönnte, zumal wenn der hübsche Hornist einsammelte. Mit diesem aber ging unter den tausend Eindrücken eines lustigen und freien Wanderlebens allmählich eine heilsame Wandlung vor. In den ersten Tagen hatte er unermüdlich mit großer Schlaueit umgehört, um den Weg nach dem Ziele seiner Sendung zu erfahren, ohne diese Sendung zu verrathen. Denn er war ja in der Ueberzeugung ausgezogen, daß auf irgend einer Burg, benannt der heiße Stein, eine überaus schöne und tugendreiche Dame seiner warte, um sich von ihm befreien zu lassen und ihm mit hohen Gnaden zu lohnen. Wie diese Dame aussah, wußte er natürlich nicht, in seinen Träumen nahm sie ziemlich genau die Züge des Fräuleins Mechthildis Aare von Mechter an; denn diese Züge, obgleich er das Urbild kaum vom flüchtigen Ansehen in der Kirche kannte, waren ihm durch das Bildniß in Meister Baltzers Buch bekannt, und er hatte sie dort genug bewundert zu einer Zeit, wo er so Schönes nur selten zu sehen bekam. Aber dies Bild und die ganze schwärmerische Idee verblaßte wunderlich schnell, je weiter er in die Welt hineinzog. Nirgends schien ihm diese Welt einen Weg zu seinem vermeintlichen Ziele zu weisen; dafür bot sie unendlich viel Bunt und Schönes, das mächtig auf seine offenen Sinne wirkte und ihn mit einer ganz neuen Lebenslust erfüllte. Er wurde lässiger in seinem Nachforschen, gab es allmählich ganz auf, und nach

etlichen Wochen hatte er sich darein gefunden, das »Taubenwunder« selbst nicht eben aufzugeben, doch umzu-
deuten: es erschien ihm jetzt als eine Art dankenswerther
Kriegslist des lieben Gottes, die weiter nichts bezweck-
te, als ihn aus seiner dumpfen Wächterstube in die schö-
ne freie Welt hinauszulocken, wo sich denn gewiß auch
noch über kurz oder lang Gelegenheit bot, Bedrängten zu
helfen – wenn auch keinem Burgfräulein.

Inzwischen war er nicht gewillt, diese schöne Welt im-
mer mit den Zülpichsbrüdern zu durchkreuzen. Ein Zu-
fall trennte ihn von der Bande, indem er ihm zugleich
das ursprüngliche Ziel seiner Ausfahrt unversehens ent-
hüllte. Es war abends in einem Wirthshaus an der Ahr,
die meisten hatten sich in dem ungewohnten schweren
Rothwein einen ziemlichen Rausch getrunken, lärmten
oder weinten je nach Veranlagung. Der latsche Hierony-
mus aber lehnte in einer Ecke neben seinem gleichfalls
betrunkenen Aeßchen und spottete mit lallender Zunge
über die Kerle, die nichts vertragen könnten. Da sollten
sie erst einmal nach Bacharach kommen und den Wein
vom heißen Stein trinken!

Bei diesen Worten schlug Hans das Herz höher. »Ihr
seid wohl sehr bekannt auf dem heißen Stein?« fragte er
möglichst unbefangen.

Der latsche Hieronymus fuhr zusammen, sah den jun-
gen Hornisten giftig an und schrie: »Was wißt Ihr davon,
he?« Der Rausch war bei ihm plötzlich aus dem Renom-
miren ins Krakeelen umgeschlagen, er rückte Hans mit
ungewissen Schritten auf den Leib und betheuerte laut,

daß er dem Kerl das Genick brechen werde. Die anderen wollten dazwischen treten, aber der Rabe kam ihnen zuvor, indem er dem Angreifer ins Gesicht fuhr und die Nase mit einem geschickten Schnabelgriff erheblich zwickte. Alsdann zog er sich mit zufriedenem Krächzen auf die Stuhllehne seines Herrn zurück. Der latsche Hieronymus wurde darauf von den anderen mit seinem Affen in einen leeren Gänsestall gesperrt, um Rausch und Streit auszuschlafen, Hans aber begehrte nunmehr Urlaub, da es doch immer Unfriede zwischen ihm und dem Posauner setzen werde; auch habe er sich ja nur bis in diese Gegend verpflichtet. Man entließ ihn ungern, aber freundlich, und früh am anderen Morgen zog er ab, um nun ernstlich dem heißen Steine zuzustreben, wenngleich er an seine Sendung dorthin im früheren Sinne kaum mehr glaubte.

Aus mancherlei Gründen verschmähte Hans die bequemere Straße, die den Fluß abwärts zum Rheine führte und dort in die große Schlagader des Stromlandes einmündete. Vielmehr zog er quer durch das stillere Gebirgeland zwischen Ahr und Mosel, wo sich ihm in manchem Dorfe Gelegenheit bot, durch seine Musik und die Kunststücke, die er seinem Raben beigebracht, ein hübsches Zehrgeld zu verdienen; vor den Ueberfällen der »Waldbrüder« aber, die in dieser Gegend noch zahlreicher waren, als die vielen kurtrierischen Galgen, an denen sie hätten hängen sollen, schützte ihn der allgemeine Freipaß derer, die selbst nichts haben.

Und so hatte Hans nun, dem Erlebten fröhlich nachsinnend, am schönsten Sonntagabend die Mosel erreicht, und eine halbe Stunde später trug ihn ein Kahn flußabwärts nach einem Dorfe auf der anderen Seite, von wo die Straße bergewärts nach Boppard führt. Eine lustige Gesellschaft theilte mit ihm den Kahn, Burschen und Mädchen, die ein örtliches Kirchenfest mit Tanz, Trunk und Jahrmarktstrubel zu jenem Dorfe hinüberlockte. Trotz seiner langen Tagereise versagte Hans es sich nicht, in dem bunten Treiben herumzuschlendern, bis er schließlich vor einem Wirthshaus Anker warf, gegenüber einem alten Winzer, der dem bescheidenen Fremdling freundlich einen Sitz neben seiner Tochter einräumte.

Es saß aber ein unholder Gast unfern des Tisches, an dem Hans mit der hübschen Winzerin so traulich anstieß, als ob er seine unbekannte Edeldame und die Taubenpost völlig vergessen hätte. Dem Aussehen nach war es ein entlassener Kriegsknecht, ein gewaltig großer, breitschulteriger und schwarzbärtiger Kerl mit einem schwarzen Pflaster auf dem einen Auge, in ungeheuren geschlitzten Pluderhosen, wie sie derzeit nur noch besonders altmodisch oder besonders renommistisch angelegte Kriegsleute trugen. Der Kerl hatte sich während des Abends schon verschiedenemal lästig gemacht, bis ihm der Wirth zuletzt weiteren Trunk verweigerte. Diese Maßregel hatte ihn in eine überaus gereizte Stimmung gebracht, und als nun Hans Maybrunners Rabe, wahrscheinlich in der Absicht, an der allgemeinen Fröhlichkeit nach seinen beschränkten Mitteln theilzunehmen, ihm ein krächzendes

»Rab, Rab, alterr Kamradd!« hinüberrief, zog er sein Messer und näherte sich der friedlichen Gruppe mit der Erklärung: »Dem Vieh schneid' ich den Hals ab, und das feine Knäblein da soll auch dran glauben, so wahr ich Matz Pusterwald heiße!« Es war aber, als ob etliche kräftige Winzerburschen nur auf diese Herausforderung gewartet hätten, so unverzüglich hatten sie den Mann mit den Pluderhosen auf den Boden gestreckt und begannen nun auf die Rückseite des Schreienden loszuhauen, als ob es der beste Weinbergsboden wäre.

Eine ziemliche Menge versammelte sich um sie und verfolgte die Strafvollziehung mit sachverständigen Blicken bereit, im richtigen Augenblick ihr »Genug« zu sprechen, einstweilen aber noch aufmunternd. Plötzlich aber drängte sich durch die Menge ein langer, hagerer Mann in Pilgertracht, mit Stab und Muschelhut. »Haltet inne,« jammerte er, »o was sehe ich, mein unglücklicher Bruder, muß ich dich so wiederfinden! Denkt euch, ihr guten Christen, acht Tage habe ich ihn in Koblenz vergeblich zu unserer Pilgerfahrt erwartet, und nun treffe ich ihn hier noch in seinem alten Sündenkleid und sozusagen betrunken!« Alsdann faßte er den Geprügelten, der sich unterdes mit vielem Aechzen erhoben hatte, und leitete ihn aus der Menge weg, um ihn, wie er versicherte, an einem stillen Orte gründlich zu vermahnen und sogleich die Pilgerfahrt mit ihm fortzusetzen.

Die Winzer brummten noch einiges über die herumstrolchenden Kriegsgurgeln; übrigens sei es mit den fahrenden Pilgern auch ein zweifelhaftes Ding, der Rock mache noch keinen Pilger, und unter jedem zweiten Muschelhut stecke ein Tagedieb. Hans Maybrunners Stern aber war durch den Vorfall noch gestiegen, man behandelte ihn wie einen alten Bekannten und Landsmann, und sein Rabe genoß die zärtlichste Fürsorge der hübschen Mädchen, die wohl wußten, wie dankbar ein Mann für freundliche Behandlung seines Hausthiers ist.

ACHTES KAPITEL.

Als Hans am folgenden Morgen in einer sauberen Wirthskammer erwachte, tauchten erst allmählich in ihm eine ganze Reihe anmuthiger Erinnerungen vom gestrigen Abend auf. Er erinnerte sich sogar verschiedener weiblicher Versuche, ihn in die Kunst des Tanzens einzuweihen. Der Ausgang des Abends aber verlief sich in eine undurchsichtige Wolke angenehmen Weindunstes.

Es war ihm, als hätte er sich noch nie so fröhlich und zu allem Lustigen aufgelegt gefühlt. »Der Alte gestern abend hatte recht,« dachte er, »im Weinland bekommt der Wein doch ganz anders!« Der freundlichen Wirthin, die ihm zum Abschied statt des Kerbholzes noch eine wohlgefüllte thönerne Flasche am Riemen überreichte, hätte er am liebsten einen Kuß gegeben, welcher Einfall ihm bei seiner leiblichen Muhme Brigitt nie gekommen war. Als er dann die Uferberge erklommen und unter schattigen Wipfeln hinschritt, war es ihm, als ob

in diesem gesegneten Lande immerfort so morgens wie abends Kirmes wäre, nur daß statt der Dorfgeiger vom vergangenen Abend hier die kleinen Waldvögel musizierten und statt der lustigen Winzermädchen Eidechsen und Schmetterlinge über den glatten Moosboden huschten und flogen. Er wurde so übermüthig, stimmte bald mit einem frischen Liede in die Weisen der Vögel ein, bald sprang er über einen Waldquell ganz ohne Noth hin und her, winkte mit seiner Flasche nach einer durch die Lichtungen von hohem Berggipfel herniederdrohenden Burg herüber und trieb solcher Streiche mehr, daß es dem ernstesten Raben ganz unheimlich zu Muthe wurde. So wunderbar wirkten die Geister des Moselweins in Hans Maybrunners Seele nach, vielleicht that auch die Erinnerung an seine schmucken Tanzmeisterinnen noch ein übriges dazu. Allgemach aber, wie die lautesten Stimmen des Waldes verstummten und mit den heißeren Strahlen der Sonne die große Stille sich über das grüngoldige Dämmerreich zu breiten begann, wurde ihm ernster und frömmer zu Muthe. Es fielen ihm allerlei Reden seines Vaters ein von der Waldfeier, die der liebe Gott selber hält, wenn er im Schweigen der wachsenden Mittagsstille durch seinen grünen Tempel geht, seine Werke beschaut und findet, daß sie gut sind; seine Seele schwoll von Andacht, wie sie vorher in eitel Lustigkeit gesprüht hatte, und als er, schon näher am Ziele denn am Ausgang seiner Wanderung, an einem Kreuzweg eine kleine Kapelle fand, trat er hinein, um sich in heißem, wortlosem Gebete dem Herrn des Waldes und der Welt anzuempfehlen.

Es war eine ganz winzige, alte Waldkapelle, mit einem dürftigen, von verwelkten Kränzen halb umhüllten Bilde des heiligen Hubertus; statt einer Thüre schloß nur ein blütenübersäter Wildrosenstrauch das Gotteshäuschen von der Hauptstraße ab, und das Murmeln eines Bächleins klang von der Seite des anderen, in eine Schlucht hinabführenden Weges aus der Tiefe durch ein zerbrochenes Fensterchen herauf. Eben aber, als Hans wieder hinaustreten wollte, mischte sich in das Murmeln der Klang von Fußritten und groben Mannesstimmen, und als er vorsichtig durch das Fensterchen lugte, erkannte er zu seinem großen Erstaunen den pluderhosi-gen Matz und dessen bußfertigen Freund, der aber sehr in Widerspruch zu seiner Pilgertracht jetzt ein rostiges kurzes Reitergewehr, einen sogenannten Dragon, trug.

Die beiden waren so nahe an die Kapelle getreten, daß Hans jedes ihrer Worte verstehen konnte.

»s ist noch zu früh alleweil,« sagte der Pilgersmann, nachdem er eine Weile die Hauptstraße hinabgeäugt. »Du aber auch mit deiner Ungeduld! Das kommt alles von deinem unsinnigen Gesöff. Gerade wie die Geschichte gestern abend. Wenn ich dich gestern nicht herausgeholt hätte, so hätten dich die Knollfinken von Bauern todtgeschlagen.«

»Halb haben sie's schon,« brummte der dicke Matz und rieb sich unter dem Rücken. »Den Kerl, den mit seinem Galgenvogel, der die Geschichte angestiftet hat, – wenn ich den in die Finger kriege, der hat sein letztes Sprüchlein gesprochen.«

Hans überlief es kalt bei diesen Worten, denn er verstand wohl, wen der greuliche Landstreicher mit seiner Drohung meinte; und dabei lehnte sich der Unhold so nahe an die Mauer, daß Hans die Spitze seiner langen Messerscheide zwischen den Rosen dicht vor sich sah. Fest preßte er den Kopf des Raben in die Falten seines Rockes, damit ihn der Vogel nicht durch einen Ausbruch seiner Redseligkeit verrathe.

»Wart, bis du ihn kriegst,« antwortete der Pilger gleichgültig. »Heut gibt's was Besseres. Der reiche Holländer hat mehr Geld bei sich, als sonst in einem halben Jahre von Boppard durch den Wald geht. Und dann haben wir noch das leckere Töchterchen zum Zuspitz.«

»Sag mal, langer Pilger, ist denn auch dem Mauskopf zu trauen, daß er uns die beiden sicher abliefert?« fragte der andere.

»Potz Daus, das will ich meinen,« erwiderte der Lange. »Da verlaß dich nur drauf. Meinst du, der Mauskopf hätt' umsonst diese acht Tage drunten in Boppard den Frommen gespielt, bis sie ihm die Kutsche anvertrauten? Nein, alles was recht ist. Ordentliche Kerls müssen ein Zutrauen zu einander haben. Ehrlich Wort und ehrlich geteilt, wenn er uns das Pärchen da unten in die Schlucht kutschirt hat. Und dann aber auseinander! Der Mauskopf muß mit den Pferden ins Pfälzische 'rüber.«

»Ich mach', daß ich ins Kölnische nach Rhens komme.«

»Und ich pilgere ruhig weiter nach Trier,« schloß der »lange Pilger«, während sie wieder vorsichtig den Schluchtweg hinabschritten. »Kerls wie ihr müssen Angst

haben, hinter meinem Rock hier sucht kein Amtmann den Teufel. – Uebrigens, einen Tag währt's immer, bis sie die zwei hier finden.«

Die letzten Worte klangen bereits nur noch undeutlich herauf. Hans wartete noch eine Weile, dann schlich er sich vorsichtig wie ein Wiesel, aber mit zitternden Gliedern, auf die Landstraße und kroch so noch eine Strecke fort. Alsdann aber erhob er sich und schritt, so schnell er konnte, fürbaß auf Boppard zu, während der Rabe ihn aufgereggt umflatterte.

Nach einer halben Stunde Wegs sah er in der Ferne eine schwerfällige Kutsche herankommen, von zwei kräftigen Gäulen gezogen. Er stellte sich seitab und wartete.

In der Kutsche saß ein älterer Mann in bequemer dunkler Tracht mit breitem Spitzenkragen; seine Züge waren sehr verwittert, Schnurr- und Knebelbart ganz ergraut. Neben ihm lehnte ein junges Mädchen, trotz der Wärme in einen großen Mantel gehüllt, aus dem fast nur ein Theil ihres Gesichtes hervorlugte.

Weit aufmerksamer als diese beiden faßte Hans den Kutscher ins Auge. Es war ein mittelgroßer, spitzknochiger Gesell mit langen rothen Haaren und einer merkwürdig langen spitzen Nase. Hans bemerkte mit vieler Freude, daß er keine andere Waffe als seine Peitsche führte. Dann winkte er dem Rothhaarigen geheimnißvoll, trat an den Wagenschlag und fragte höflich: »Um Vergebung, Herr, seid Ihr der reiche Holländer?«

Der Herr sah ihn überrascht an. »Wenn Ihr der reiche Holländer seid, der aus Boppard, so hab' ich Eurem Kutscher da was zu bestellen,« fuhr Hans fort.

Der Kutscher hatte die Pferde zum Stehen gebracht und wandte sich um.

»Es ist mein Vetter, Mynheer,« rief er und zwinkerte Hans verständnißvoll zu. »Er wird mir etwas zu bestellen haben von wegen der Herberge für Euch.«

Damit war er abgestiegen und näherte sich Hans, der ein paar Schritte zurückgetreten war. Im nächsten Augenblicke aber hatte ihn Hans von hinten am Kragen gefaßt, niedergeworfen und kniete nun mit vieler Kraft auf ihm herum.

Der Herr im Wagen hatte ein Pistol hervorgeholt und zielte auf Hans. »Schießt nicht,« schrie dieser, »es ist ein Räuber, er wollte Euch den Räubern zuführen,« und während der Herr die entsetzt aufschreiende und sich an ihn festklammernde Dame mit etlichen Worten beruhigte und aus dem Wagen kletterte, mühte er sich mit aller Kraft, den Kutscher unter sich zu halten. Bei dem Ringen ging mit diesem plötzlich eine Veränderung vor, der unmäßig lange rothe Skalp fiel ab und ein Schädel voll kurz geschorener, struppiger Borsten zeigte sich.

»O so!« sagte der Holländer sehr gelassen. Er schien kein Mann von vielen Worten zu sein, aber sehr thatkräftig. Nach einer Minute hatte er bereits mit Hans Maybrunners Hilfe den verdächtigen Mann geknebelt, mit seiner eigenen Peitschenschnur kunstvoll gebunden und

visitirt, wobei außer einem breiten Messer auch ein ellenlanger dicker Strick zum Vorschein kam. Mit diesem wurde der Kerl in das sogenannte Schiff unter dem Wagen gebunden. »So, damit wären wir fertig,« sagte der Holländer. »Könnt Ihr kutschiren? Nicht? Na, ich auch nicht, wenigstens nicht vom Bocke aus. Dann müssen wir's so versuchen.«

Mit einiger Mühe gelang es ihnen, die Pferde, die glücklicherweise vom kältesten Schlage waren, zum Umdrehen zu bringen, worauf sie als Fuhrleute neben dem langsam fahrenden Wagen herschritten. Der Rabe saß unterdes in der Kutsche bei dem schönen Fräulein. Er hatte ihr die Perücke des falschen Kutschers im Schnabel gebracht, und wenn sie es auch verschmähte, diese sonderbare Huldigungsgabe anzurühren, so versöhnte sie den Ueberbringer doch durch freundliches Krauen, – und durch die Blicke heißen Dankes, die sie aus ihren großen schwarzen Augen seinem Herrn zusandte. Hans hatte noch nie so seltsame mandelförmige, schwarze Augen gesehen, auch die Farbe des schönen Gesichtes war anders, als er es bis dahin an irgend einer christlichen Frau oder Jungfrau bemerkt hatte.

»So,« sagte der holländische Herr, »das Schiff wäre im richtigen Fahrwasser, alles richtig verstaute, nun legt mal los, wie sich das eigentlich verhält?«

NEUNTES KAPITEL.

Hans erzählte, und der holländische Herr hörte schweigend zu. Nur zuweilen maß er mit einem schnellen,

scharfen Blicke die Züge des Erzählers, als ob er an ihnen die Zuverlässigkeit des Berichts ablesen wollte. Hans ertrug diese prüfenden Blicke sehr ruhig, und der alte Herr schien mit dem Ergebnis zufrieden zu sein.

»Warum rief Ihr denn erst den Kerl da vom Bock, anstatt uns gleich zu warnen?« fragte er endlich.

»Damit er uns nicht entrinnen oder gar beim ersten Wort mit Euch und dem Wagen weiterjagen könnte,« antwortete Hans.

Der Holländer nickte befriedigt. »Das ist gut so. Ihr bedenkt Eure Sache vorher. – Nun, Ihr habt mit dem Willen des Höchsten meiner Tochter und mir einen großen Dienst gethan. Dafür bin ich in Eurer Schuld und will's nicht vergessen.« Er faßte die Hand des Retters und schüttelte sie herzlich. Hans war fast verwundert, da ihm das, was er gethan, eigentlich als selbstverständlich und keines großen Lohnes bedürftig erschien. Mehr noch verwirrte ihn der Dank, den ihm nun auch das schöne Fräulein mit vielen, hastig gestammelten Worten ausdrückte.

»Wer seid Ihr denn aber, wie heißt Ihr, und wohin zieht Ihr in so wunderlichem Geleit?« fragte der Herr, auf den Raben deutend, der jetzt auf dem Handschuh seiner neuen Freundin saß.

Hans überlegte einen Augenblick, dann erwiderte er: »Hans Maybrunner heiß' ich, war vordem ein Thürmer und ziehe nach Bacharach in – in besonderen Geschäften. Seid Ihr bekannt auf dem heißen Stein, Herr?«

Der Holländer sah ihn mit einem seltsamen Lächeln an. »Ich denke wohl, daß ich es bin,« erwiderte er langsam; »aber was wollt Ihr auf dem heißen Stein, Hans Maybrunner?«

»Herr,« stotterte Hans, »ich – man – man braucht mich dort.«

»So!« versetzte der Herr noch immer lächelnd. »Nun, ich sehe wohl, daß ich nicht weiter in Euch dringen soll. Auf den Weg will ich Euch gleichwohl dorthin helfen. Aber zuerst müssen wir den Kerl da an den kurfürstlichen Statthalter oder, wie sie's hier heißen, Amtmann in Boppard abliefern und Euer Zeugniß niederlegen. – Erschreckt nicht,« fuhr er fort, da er sah, wie sich Hans bei der Aussicht auf ein polizeiliches Verhör verfärbte, »wir sind beide Fremdlinge in diesen Grenzen, und es ist mir so lieb wie Euch, wenn ich die Geschichte abkürzen kann, indem ich mich für Euch verbürge. Ich denke, das kann ich jetzt, Hans Maybrunner,« setzte er mit freundlichem Lächeln hinzu.

Unterdeß waren sie an einer Wegkreuzung angelangt, wo der Wald sich lichtete. Zwischen dem Buchengrün schimmerten vom Ausgange des breiten, wohlgepflegten Querwegs, über Obstgärten und Rosenhecken, die weißen Mauern und Thürme eines weitläufigen schloßartigen Baues herüber. Der Holländer winkte etlichen Wegarbeitern, die neugierig grüßend von ferne standen, und übergab ihnen mit einigen Worten den Gefangenen; Hans merkte an dem Benehmen dieser Leute, daß sein neuer Bekannter, wenn auch ein Fremder, hier in großem

Ansehen stand. »Das ist das Benediktinerinnenstift Marienberg,« erklärte ihm der Holländer. »Sie nennen es das hohe Kloster, wegen seines Reichthums und weil alle die katholischen Prinzessinnen vom Rheine hier erzogen werden, auch viele von ihnen hier als Chordamen bleiben. Ich höre eben, daß der Amtmann heute im Stifte zu Besuch weilt, und wie mir scheint, sehe ich ihn da hinten schon neben dem Wagen der Aebtissin reiten. Das spart uns Weg und Zeit.«

Auf dem breiten, kiesbestreuten Wege näherte sich ein glänzender Zug langsam der Waldecke: drei schönbespannte Staatskarossen, besetzt von Damen in vornehmem Ordenskleide, geleitet von einer Schar berittener Diener und Kavaliers. In dem vordersten Wagen saß eine ältere, streng blickende Dame mit funkeln dem Kreuz auf der Brust, einer etwas bescheidener gekleideten Gefährtin gegenüber; neben dem Wagenschlag ritt ein ziemlich junger Herr in prunkvoller Galakleidung, die zahlreichen goldenen Quasten und Knöpfe an seinem seidenen Mantel, die breite gestickte Feldbinde und die Agraffen seiner Hutfedern funkelten fast noch anspruchsvoller als das goldene Kreuz auf dem dunklen Mantel seiner Dame.

»Das ist die hochwürdigste Frau Aebtissin Amalia,« erklärte der Holländer leise, »und der neben ihr reitet ist der gestrenge Herr Amtmann zu Boppard, Junker Damian von der Leyen; nun paßt auf und macht mir keine Dummheiten.«

Unterdeß hatte der gestrenge Herr sich umständlich von den Damen verabschiedet und trabte nun mit einigen von seinem Gefolge näher, während die stiftlichen Wagen langsam weiterfuhren. »*Quel accident!* Ihr macht uns neugierig. Kommt Ihr schon wieder von Eurer Moselfahrt zurück, und in solchem Geleite, Mynheer Adriaan van Tessel?« rief er höflich besorgt. »Ich will nicht hoffen, daß Euch oder dem werthen Fräulein ein Unfall in unserem Bezirke widerfahren sei!«

»Es ist noch Gott sei Dank gut abgelaufen, Euer Gnaden,« antwortete der Holländer, »weil dieser junge Mann hier, mein Bote Hans Wächterlein, der mit einer geschäftlichen Botschaft an einen meiner Geschäftsfreunde in Bacharach von der Mosel unterwegs war, uns zur rechten Zeit Warnung und Beistand gab. Sonst wäre es uns übel ergangen.« Dann berichtete er dem Amtmann, der von seinem Pferde gestiegen war und fast ängstlich zuhörte, mit kurzen Worten sein Erlebniß und ließ auch Hans wiederholen, was er von den beiden Wegelagerern und ihrem Gespräch wußte.

Der Amtmann quittirte zunächst mit wortreichen Aeußerungen seines Bedauerns und versicherte sich in besonders zierlichen Wendungen, ob auch dem Befinden des Fräuleins dies erschreckliche Abenteuer nichts geschadet habe. Sogar für Hans fielen einige lobende Worte mit ab. »Ja, es ist ein zuverlässiger junger Mann,« bestätigte der Holländer. Offenbar aber war es dem vornehmen Amtmann bei alledem nicht recht geheuer.

»Und was gedenkt Ihr nun in der Sache zu thun, insonders verehrter Herr?« fragte er schließlich sehr zukommend.

»Nun, Euer Gnaden,« meinte Mynheer van Tessel, »es wäre mir lieb, wenn wir's einfach und ohne die bürgerlichen Ortsgerichte machen könnten. Den Kerl habt Ihr ja, unser Zeugniß auch, wir können es ja nachher zu einer Euch gelegeneren Stunde zu Protokoll geben, und ich möchte für mein Theil die Gerichte nicht weiter angehen, da ich eilig bin und auch den Hans Wächterlein gerne bald mit Briefen von mir weiter rheinaufwärts reisen sähe.«

Das Antlitz des Vertreters Seiner kurfürstlichen Durchlaucht verklärte sich bei diesen Worten zusehends. »Ganz Eurer Meinung!« rief er. »Ihr seid nicht bloß ein großer Kaufherr, Mynheer van Tessel, sondern auch ein weiser Mann, der sich in der Welt ausweist. Natürlich werde ich sogleich eine Streife nach den Schnapphähnen abordnen, und wenn sie noch dort am Sankt Hubertushäuschen hocken, so werden meine Landreiter sie schon kriegen. Anderenfalls freilich, wenn sie schon ins Pfälzische hinübergewechselt haben, oder auf Rhens zu in Seiner kölnischen Durchlaucht Gebiet, dann müssen wir erst schriftlich verhandeln. Aber wir fassen sie dann wohl ein andermal. Hingegen, wenn sich die Dickköpfe da unten, die Bopparder Schöff'en, darein mischen, so gibt es ein Geschreibe bis zum Kurfürsten hinauf und eitel Belästigung für Euch – und auch für das kurfürstliche Amt. Sie

sind immer dabei, wenn es gilt, uns und unserer Fürsorge für die Sicherheit in ihrem sogenannten Stadtwalde etwas nachzureden. – Kommt nur heute nachmittag um die vierte Stunde zu mir unten auf die Burg, wir nehmen ein Protokoll auf, ich werde sorgen, daß der Kerl bis dahin alles gestanden hat, was wir brauchen, um ihn kraft unserer Vollmacht hängen zu lassen, und dann ist der Fall erledigt. Kann ich Euch sonst dienen, – wollt Ihr eine Schutzwache durch den Wald –«

»Vielen Dank, Euer Gnaden,« erwiderte Mynheer van Tessel höflich. »Ich denke, daß ich heute noch zu Schiff rheinab bis Koblenz fahre, unsere Diener haben wir schon voraus dorthin gesandt. Ich wollte meiner Tochter ein Stück Moselland zeigen, aber das kann ich auch von Koblenz aus flußaufwärts. Aber wenn Ihr mir einen Paß für meinen Boten hier –«

»Sollt Ihr haben, Mynheer, natürlich; heute nachmittag kann er ihn mitnehmen. Bis dahin lebt wohl, ich muß der hochgeborenen Frau Aebtissin nach, – Damendienst, Damendienst! *Tout pour Dieu et les dames*, – nicht wahr, mein liebwerthes Fräulein? Aber wirklich ganz hergestellt von dem Schrecken? Ach, ich wäre untröstlich, wenn es nicht so wäre! – Also auf Wiedersehen, – Euer Diener, Fräulein Renata. – Sorgt, Vetter, daß der Kerl krumm geschlossen wird, – vielleicht hilft Ihr ihm auch schon zu einigem Geständniß!«

Die letzten Worte rief der Amtmann von Boppard schon vom Sattel aus einem seiner Kavaliers zu; dann

sprenge er mit bewundernswerther Eleganz dem Wagenzug nach, während der Angeredete den Verbrecher von einigen Knechten binden ließ und auf einem Seitenwege nach der am Strome oberhalb der Stadt gelegenen Burg geleitete. Mynheer van Tessel blickte dem Zuge der Reiter und Wagen mit seinem gewohnten Lächeln nach, dann wandte er sich zu Hans und sagte: »Nun, Hans Wächterlein, wie Ihr jetzt einstweilen heißen müßt, ich würde Euch gern im Wagen mitnehmen, aber Ihr habt mit Euren offenen Ohren wohl vernommen, daß der Herr dort« – er winkte mit der Schulter hinter dem Amtmann her – »alles Aufsehen vermeiden will. Ihr werdet Euch deshalb auch noch einigen äußeren Aenderungen unterwerfen müssen; ich besorge das. Einstweilen folgt uns langsam nach, beim Wirthe ›Zum Schwanen‹, unter der Burg am Rhein, werdet Ihr Euer Quartier bereit finden. Für Euren Einlaß am Stadttthore Sorge ich, nennt nur meinen Namen. Ihr kennt ihn doch?«

»Jawohl, Mynheer van Tessel,« antwortete Hans völlig verblüfft. Der Wagen des Holländers war schon lange verschwunden, als der neugetaufte Hans Wächterlein noch auf demselben Flecke stand und mit den Erlebnissen dieser Stunde rang; und erst als er sich endlich anschickte, dem Wagen zu folgen, bemerkte er, daß sein Rabe fehlte. Der hatte sich einfach von der schönen Dame im Wagen entführen lassen.

Die Wache unter dem alten baufälligen Thor ließ Hans auf den Namen Mynheers van Tessel mit einem brummen »Weiß schon!« passiren. Schwieriger war es ihm, sich

in der Stadt selbst zurechtzufinden; denn die Straßen waren zumeist nur krumme und überaus enge Durchgänge zwischen den größtentheils aus Holz und Fachwerk gebauten, mit allerlei verräucherten Schnitzereien und hohen Spitzgiebeln geschmückten Häusern, dazu waren die oberen Stockwerke vielfach noch in die Gasse vorgebaut, also daß man ohne Gefahr, zu fallen oder ein erhebliches Streifchen Himmel zu sehen, aus einem Speicher auf den anderen quer über die Straße steigen konnte. Auf den Gassen selbst lag vieles, was nicht dahin gehörte, und dazwischen tummelten sich Kinder, Hunde, Hühner und sogar etliche schnurksende Schweinchen mit mehr Behagen als Rücksicht auf den Wanderer umher.

Ein ganz anderes Bild that sich urplötzlich vor Hans auf, als er sich endlich durch die dumpfigen Gassen zum Rheinstapel hingefragt hatte. Da lag wieder vor ihm im blendenden Mittagsscheine der Rhein, von grünen, burggekrönten Bergen ringsum fast wie ein See umschlossen, belebt von Nachen mit weißgrauen Segeln und blitzenden Rudern. Ueber das Steinufer des schmalen Stapelplatzes ragten die Masten mehrerer großer Frachtschiffe auf, die hier anlegen mußten, die abwärts fahrenden, um den Durchgangszoll zu entrichten, die zu Berg fahrenden, um die Zugpferde zu wechseln; der Platz wimmelte von Menschen, das Wiehern und Stampfen der Pferde vermischte sich mit dem Geschrei der Schiffsführer, die sich mit den kurfürstlichen Zöllnern über die Höhe des Zolles herumstritten und betheuerten, die Hessischen in St. Goar, die Pfälzer in Caub hätten ihnen nicht halb so

viel abverlangt. Dazwischen klangen die rauhen Trinklieder rastender Halfterknechte. Ueber dem ganzen Gewirre von feilschenden, lärmenden und theils betrunkenen Männern ragte stolz und drohend die kurfürstliche Burg auf, mit vier starken Eckthürmen und tiefem Wassergraben, über dem aus den Mauerluken die unheimlichen Mäuler der Kanonen erschrecklich hervorgähnten.

Unterhalb der Burg lag ein friedlicheres Haus, über dessen Thor sich ein hölzerner, weiß angestrichener Vogel mit unglaublich langem Halse wiegte. Als Hans sich, ganz verwirrt von all dem Lärm, diesem Hause zuwandte, sah er Mynheer van Tessel neben dem dicken Wirth winkend im Thorweg stehen.

»Das ist Hans Wächterlein, Herr Wirth,« sagte der Holländer; »zeigt ihm sein Losament und gebt ihm, was er braucht, er wird alsdann mit meiner Tochter und mir in der Rosenstube oben speisen. Und im übrigen – keine Entschuldigungen mehr! Die Geschichte ist ja gottlob gut abgelaufen, und Ihr werdet künftig vorsichtiger in der Annahme neuer Knechte sein.«

Damit wandte er sich ab und stieg die Treppe hinauf. Der Wirth murmelte noch etliches sehr verlegen und kleinlaut hinter ihm her, alsdann geleitete er Hans mit einer Höflichkeit, die diesem beinahe unheimlich vorkam, auf ein dieser Höflichkeit entsprechendes, erstaunlich nett ausgestattetes Zimmer.

»Dies ist Euer Losament, lieber, junger, werthgeschätzter Freund,« sagte er. »Es ist das beste, was ich nach denen von Eurem Herrn und dero Fräulein Tochter habe. Gefällt es Euch?«

»Es ist ein ganz gutes Zimmer,« erwiderte Hans, der allmählich in die Diplomatie hereinwuchs und sich vornahm, über nichts mehr verwundert zu erscheinen.

»Das ist es,« bestätigte der Wirth bescheiden, »und ich darf sagen, es haben schon vornehme Leute darin logirt. Erst vorigen Herbst, zu Martini, hat sich der hochgeborene Herr Rheingraf in Person in diesem Zimmer recht christlich betrunken. Aber für Euch, hochgeschätzter, insonders lieber Freund, ist mir ja gewiß nichts zu schade. Ihr habt mir ja nicht bloß meine zwei guten Gäule und den Wagen, sondern durch nebstbei statthabende Errettung des Herrn und des gnädigen Fräuleins auch den guten Ruf meines Hauses sozusagen bewahrt! Und nicht wahr,« setzte er vertraulich hinzu, »Ihr leget ein gutes Wort für mich ein bei Mynheer und lasset die Geschichte nicht weiter verlauten? Es soll Euer Schade nicht sein! – Ach Gott, es ist schon schwer genug für mich! Die hohe Frau vom Marienberg droben weiß ja doch schon um die Geschichte, was soll die dazu sagen, daß ihr durch meine Unvorsichtigkeit ein Mann wie Mynheer Adriaan van Tessel beinahe verloren ging, der dem Stift erst voriges Jahr zu Martini wieder fünfundvierzig Fuder abgekauft hat, und alles mit guten Wechselln auf Frankfurt glatt bezahlt!«

»Was ist das für ein Packen auf dem Bette?« fragte Hans, um dem verwirrten Gerede des Dicken eine Ende zu setzen.

»Das habe ich für Euch hingelegt, wie Mynheer befahl. Ich hoffe, Ihr werdet zufrieden sein, – noch ganz neu, mein Bruder, der Schneider, hat es für den Stiftsjäger gemacht, aber der Kerl zahlt ja doch nie. Und Ihr habt just dieselbe Statur, die Heiligen haben es sichtlich so gefügt.«

Als der Dicke sich nach vielen Komplimenten entfernt hatte, untersuchte Hans den Packen, der auf dem sauber gedeckten Bette lag, und betrachtete den Inhalt eine Weile sehr erstaunt. Sodann wusch und strahlte er sich und begann bedächtig sein abgetragenes Thürmer- und Spielmannsgewand mit dem anderen zu vertauschen, das er dem Packen entnahm; und als er sich dann musterte, gestand er sich erröthend, daß er freilich in diesem feinen grünen Wams mit grauen Kniehosen und Strümpfen schon eine andere Figur vor fremden Leuten mache. Da er nun aber unversehens noch eine neue Ueberraschung in der Tasche des Wamses entdeckte, erröthete er noch viel mehr und suchte hastig den Weg nach der Rosenstube auf.

Mynheer van Tessel saß im Vorzimmer am Schreibpult. Er empfing Hans sehr freundlich und musterte ihn mit wohlgefälligen Blicken. »Ich freue mich, daß Ihr es mir nicht abschlagt, Euch als meinen Boten zu verkleiden, da ich Euch doch für einen solchen ausbeute und gebrauchen will,« sagte er.

»Herr,« erwiderte Hans, indem er einen kleinen, wohlgespickten seidenen Beutel aus der Tasche zog, »das Gewand habe ich angezogen und nehm' es dankbar an, da Ihr es zu wünschen scheint. Aber das hier nicht. Ich habe Euch nicht um Geld geholfen, den Kerl festnehmen.«

Mynheer van Tessel lächelte und legte ihm die Hand auf die Schulter. »Das braucht Ihr mir nicht erst zu sagen,« erwiderte er. »Mit Geld bezahlt man so etwas überhaupt nicht. Das bezahlt der liebe Gott schon auf andere Weise. Aber wenn Ihr den Beutel als Andenken behalten wollt, – meine Tochter hat ihn mir einmal gestickt –, so thut Ihr mir und ihr gewiß auch eine Freude. Und nun laßt uns zu Tisch gehen, meine Tochter sitzt schon nebenan mit Eurem schwarzen Kameraden und wartet auf uns.«

ZEHNTES KAPITEL.

Hans Maybrunner hatte noch niemals an vornehmer Leute Tisch gesessen; und wenn er versucht hätte, sich bei dieser ersten Gelegenheit wie ein »galanter und courtoiser Kavalier« zu benehmen, so wäre er auf dem schlüpfrigen Boden hoffnungslos ausgerutscht. Weil er aber derartiges eben gar nicht kannte, so lief die Sache ganz gut ab; denn er besaß den natürlichen Anstand, der besser vorhält als alle mühsame Ueberkleisterung innerer Rohheit. Nur vielleicht ging die Offenheit etwas zu weit, mit der er seine schöne Nachbarin bewundernd musterte. Allerdings hätte ihre fremdartige

Anmuth auch dem blasirtesten Kavalier auffallen müssen. Jetzt, da sie ohne Mantel, im Reisekleid, doch immer noch prächtig angethan, vor ihm saß, empfand Hans erst recht, wie sehr sie sich von allen Schönen, die er bisher gesehen, unterschied. Sie war überaus zierlich gebaut, zumal ihre Hände waren sehr schmal und klein; was ihm aber am meisten auffiel, war die Farbe dieser Hände, des ovalen Gesichts und des schlanken Halses. Es war ein lichtes, fast wie Mattgold schimmerndes Braun, aus dem sich die vollen tiefrothen Lippen und die großen, von langen dunklen Wimpern geschützten schwarzen Augen gar eigen abhoben. Auch das Haar, das sich in mehreren schweren, mit Perlen umwundenen Flechten um das Köpfchen schlang, war glänzend schwarz. In ihrem seltsamen Wesen, wechselnd zwischen träumerischem Schweigen und plötzlicher, fast leidenschaftlicher Beweglichkeit erschien sie wie ein bunter, fremder Vogel, den Wind oder Menschen aus seiner tropischen Heimat in die kühleren Lande des Nordens gelockt. »Wie ein Vögelchen« nährte sie sich auch, nur gleichsam von den Speisen naschend und dazu aus zierlichem Kelchglas einen dunkelrothen, süßen Wein schlürfend. Ihr Vater zog den Bopparder Wein vor, er sprach den derben, nach rheinischer Sitte scharf gewürzten Speisen fleißig zu, ermahnte auch Hans zu gleichem Fleiß und sorgte dafür, daß der Römer des Gastes nicht leer blieb; an der Unterhaltung der beiden betheiligte er sich wenig, hörte nur behaglich zu und wechselte ab und zu einige Worte mit dem Wirthe, der selbst aufwartete und ganz

selig über die freundliche Stimmung Mynheers war. Das Fräulein sprach ein böses Deutsch, nicht immer verstand Hans sogleich, was sie mit leiser, etwas verschleierter Stimme sagte; offenbar aber fanden beide bei dem Gespräch ein Vergnügen, das durch kleine Mißverständnisse noch erhöht wurde. Der Rabe saß auf Renatas Stuhllehne, sie lachte wie ein Kind über seine Streiche; Hans konnte sich nicht satt an ihrer heiteren Anmuth sehen. Sogleich aber wandelte sich ihr Wesen zur vollkommensten vornehmen Würde, als gegen Schluß des Mahles der Wirth einen blondlockigen jungen Mann hereingeleitete, der die Kleidung eines Pagen in den Farben des Junkers von der Leyen trug und ein zierliches, mit Mandelkonfekt und Blumen gefülltes Körbchen in der Hand hielt.

Dieser blonde Jüngling schien bei dem Herrn, dessen Farben ihn schmückten, ordentlich Anstandsstunden genommen zu haben, so umständlich und überhöflich begrüßte er Herrn Adriaan van Tessel und besonders Renata, um dieser dann schließlich mit einer halben Kniebeugung das Körbchen zu überreichen: »Mein gnädigster Herr läßt dem hochverehrten Fräulein mit nochmaliger sonderlicher Gratulation zur glücklich gehabten Bewahrung vor *affreusen* Gefahren dieses unwürdige Geschenk als ein Dessert überreichen, hoffend, sie werde solches seiner Bitte gemäß mit eben solchem Gemüth zu nehmen nicht verschmähen, als aus dem es gesandt wird.«

Während Renata das Körbchen mit einigen dankenden Worten annahm, empfand Hans das unerklärliche, aber

sehr lebhaftes Gefühl, als ob er den blondlockigen Boten, der ihn völlig zu übersehen schien, am liebsten von allen Menschen durchprügeln möchte. Aber dieser thörichte Wunsch legte sich sogleich wieder, als das Fräulein nach Verabschiedung des amtsmännischen Pagen anfang, dem Raben einiges von dem Konfekt zur Auswahl vorzulegen. Dieser schien ebensowenig Neigung für die Leckereien aus der Burg zu haben wie sie; er ließ die Stücke nach kurzer Prüfung aus dem Schnabel fallen und gab seiner absprechenden Meinung durch einige kraftvolle Krächzlaute Ausdruck, wobei er die Augen vorwurfsvoll verdrehte.

»Er mag dergleichen nicht,« erklärte Hans, den das Fräulein rathlos ansah, »es ist wider die Natur dieser Vögel, sie würden davon sterben, und das wissen sie.« Und da ihn ihre schwarzen Augen noch immer so aufmerksam anschauten, begann er einen eingehenden Vortrag über die Neigungen und Abneigungen der Raben. Das Fräulein hörte so andächtig zu wie ein braves Schulkind, die Lippen vor Neugier ein wenig aufgezogen, so daß dahinter die weißen Zähnnchen durchschimmerten; als aber der Dozent dazu überging, die geistigen Vorzüge seines Gegenstandes durch Beispiele zu erläutern und den Raben seine besten Kunststücke eins nach dem anderen vormachen ließ, schlug sie die Hände vor Vergnügen zusammen und lachte, als ob sie noch nie etwas Herrlicheres gesehen hätte.

Ihr Vater hatte sich unterdes in das Nebenzimmer zurückgezogen, um einen Brief fertig zu schreiben, den er

Hans mitgeben wollte. Als er, durch die Heiterkeit Renatas angezogen, belustigt durch die Thür schaute, lief sie zu ihm hin und flüsterte ihm, die zarten Arme um seinen Nacken schlingend, mit bittender Miene eifrig zu, in einer fremden, wohlklingenden Sprache.

Mynheer zog ein bedenkliches Gesicht. »Meine Tochter hat sich ganz in Euren schwarzen Tausendkünstler da vernarrt,« sagte er zu Hans, »sie meint, ob Ihr ihn ihr wohl verkaufen wolltet? Sie wolle ihn so gut halten wie ihre drei Papageien in Amsterdam.«

»O, viel, viel better!« betheuerte Renata und sah Hans mit gefalteten Händen erwartungsvoll an, »wilt ghij, Mynheer?«

»Nein,« sagte Hans, »um Geld gebe ich ihn nicht, aber wenn das Fräulein ihn als eine Verehrung von mir annehmen will, so soll es mir eine große Freude sein,« – und damit sprach er ganz wahr; denn als ihm nun das Fräulein und ihr Vater jedes in seiner Weise dankten und Renata ihr neues Besitzthum liebkosend streichelte, empfand er eine Freude, als wäre er der Großmogul und hätte soeben einem guten Freunde zum Geburtstag die Insel Ceylon oder eine ähnliche Kleinigkeit verehrt.

Es war ihm fast wie das Erwachen aus einem schönen Traume, als Mynheer ihn jetzt an das Ziel erinnerte, dem er doch vor kurzem noch mit phantastischer Sehnsucht zugestrebte. »Dieser Brief ist an den Domine Govaert Friso, jedes Kind in Bacharach kann Euch zu ihm führen, und er wird Euch auch den Weg auf den heißen Stein

weisen,« setzte er lächelnd hinzu. »Nun aber ist es Zeit, daß wir zur Burg gehen.«

Ziemlich beklommen folgte ihm Hans. Es verlief aber alles sehr glatt und schnell. Junker Damian von der Leyen, der sie in einem überaus ehrwürdig aussehenden Amtszimmer hinter einem riesigen Aktentisch empfing, hatte die Zeit wahrhaft ausgenutzt. »Es ist alles schon in Ordnung, Mynheer,« rief er dem Eintretenden zu. »Der Kerl – die zwei anderen fassen wir nächstens – hat alles gestanden, was wir von ihm wissen wollten; einer von unseren Karmeliterpatres hat ihn schon in der Arbeit, um ihn auf sein letztes Stündchen vorzubereiten. Es ist eigentlich eine unnöthige Formalität, daß Ihr Eure Zeugenaussage unterschreibt, der Prozeß ist ja erledigt. Aber wenn Ihr wollt, – hier habe ich sie aufschreiben lassen, bitte, seht zu, ob es stimmt. Und da ist der Paß für Euren Boten, gültig in meinen beiden Aemtern Boppard und Oberwesel; durch die calvinischen Aemter Sankt Goar und Bacharach kann ich ihm nicht helfen, aber da werdet Ihr schon mit einer Empfehlung von Euch weiter reichen als mit jedem Paß. Wenn also das Protokoll stimmt, – ja? – nun dann wäre ja alles in Ordnung, – unterzeichnet nur, – kann der Bursch da auch schreiben? Wahrhaftig, ja. Ich sag's ja, diese Holländer, alles können sie, sogar ihren Knechten bringen sie das Schreiben bei. Und hier ist der Paß. – Also, Ihr wollet wirklich fort, hochgeehrter Herr? Nun denn, empfehlet mich ganz besonders dem liebwert-hen und holdseligen Fräulein, reiset mit Gott und kommt

bald wieder, unsere katholischen Winzer können das holländische Geld allezeit so gut brauchen, wie Eure calvinischen Glaubensgenossen in Bacharach. Geld hat keinen Glauben. *Au revoir*, hochgeehrter Herr, *au revoir!*« –

»Da seht Ihr, Hans, wie die Fürsten und ihre Stellvertreter in Eurem Vaterlande mancherorten Gesetz halten,« sagte der Holländer ernst, als sie wieder aus der Burg waren. »Es sind gottlob nicht alle so. Aber merkt es Euch und lernet daraus, wenn Ihr einmal klagen hört, daß so viel Armuth und Unlust im Lande sei. Das kommt von oben. Gerechtigkeit erhöht ein Volk. Nun aber kommt und nehmt den Abschiedstrunk mit uns, dort liegt das Schiff, das uns nach Koblenz hinunter tragen soll. Ihr bleibt am besten bis morgen früh hier im Schwanen, Eure Zeche ist schon gemacht. Vergeßt nur Euren neuen Namen nicht, ehe Ihr in Bacharach seid!«

ELFTES KAPITEL.

Um die dritte Stunde am folgenden Nachmittag kehrte Hans zu einer kurzen Rast in dem uralten Gasthaus zur Lilien in Sankt Goar ein. Er hatte an diesem Tage schon mehrerer Herren Länder durchwandert und viel Schönes unterwegs betrachtet mit dem ganzen Behagen eines, der mit Geld und Papieren genügend ausgerüstet ist, um auf der breiten Heerstraße sorgenfrei zu reisen. Bei den hessischen Zollwächtern am Thore zu Sankt Goar und bei dem Lilienwirth genügte die bloße Berufung auf Mynheer van Tessel, um dem Boten dieses einflußreichen Kaufmanns dieselbe Anerkennung zu schaffen, die ihm

die kurtrierischen Thorhüter und Landreiter angesichts seines Passes zutheil werden ließen. Es war köstlich, nach vier Wochen eines polizeischeuen Vagabundenlebens so anerkannt und sicher zu reisen; köstlicher noch, während des Wanderns immer wieder daran zu denken, wie freundlich Renata van Tessel ihm noch vom Schiffe aus zugnickt und nachgeschaut hatte. Diese Erinnerung beherrschte seine Seele so völlig, daß selbst die Neugier, was und wen er nun auf dem heißen Stein finden werde, dahinter zurücktrat. Einem unverdorbenen Herzen wandelt sich die Freude unschwer zum Wunsche, anderen Freude zu machen. Während Hans vor seinem Mahle saß, hörte er draußen vor der Hausthür den Wirth scheltend und abweisend reden, und hinausschauend gewahrte er zwei Franziskanermönche, die den ketzerischen Wirth demüthig um einen Imbiß baten. Sie waren ihm schon unterwegs aufgefallen, noch im katholischen Gebiete, wo sie vor einem Winzerhäuschen bei einem guten Trunk Weines saßen, während er im Staube der Straße vorüberschritt. Nun hatte sich das Blatt gewendet. Hans aber that es leid, die beiden bärtigen Männer – einer war schon in hohen Jahren – so kläglich betteln zu sehen, zumal er daheim in der Reichsstadt von ihren Ordensbrüdern manche kleine Freundlichkeit empfangen hatte. Er winkte dem Wirth und hieß ihn, auf seine Kosten den Fremden Speise und Trank zu bieten. Die beiden Mönche dankten überrascht und gerührt mit manchem lateinischen und deutschen Spruch für die unvermuthete Gabe, die sie draußen, bescheiden auf der Bank vor der

Thüre sitzend, verzehrten. Der Wirth schien etwas beschämt. »Eigentlich habt Ihr recht,« sagte er zu Hans, »es sind doch auch Menschen wie wir, und ich bin wahrhaftig kein karger Filz. Aber ich darf es nicht thun, um meiner Stammgäste willen. Ich würde ja riskiren, daß unser Pfarrer es nächsten Sonntag von der Kanzel herab rügte, wenn es herauskäme, daß der Wirth zur Lilien ein paar papistischen Glatzköpfen etwas umsonst gegeben hätte. Bei Euch ist es etwas anderes, Ihr seid ein Reisender und mögt schenken, wem Ihr wollt. Ueberhaupt seid ihr Holländer ja nicht so, ich bin selbst in Amsterdam gewesen und habe gesehen, wie sich Reformirte und Katholiken da gegenseitig helfen. Einem Wirth könnt's schon recht sein, wenn wir auch etwas davon annähmen.« Da sich unterdes einige einheimische Gäste einstellten, brach er seine freigeistigen Reden vorsichtig ab, aber er bediente Hans sehr freundlich, und bei der Abrechnung fiel der Posten für die Franziskaner merkwürdig niedrig aus.

»Wenn ich Euch rathen darf,« meinte der Wirth, »so solltet Ihr noch ein Stündlein oder zwei bleiben. Es zieht ein böses Wetter überm Hunsrück zum Rhein her.«

Hans lehnte den guten Rath ab, aber nach einer kurzen Strecke Weges fand er, daß der wetterkundige Mann wahr gesprochen. Eine schwere, dunkle Wolkenmasse, in deren fahlen Rändern es unablässig flimmernd aufzuckte, schob sich vom Westen her, und das Unwetter brach los, als der Wanderer eben in jene unheimlichste Enge eingetreten war, wo der Strom schmal, tief und

dunkel sich zwischen hohen, schaurig steilen, von keiner menschlichen Wohnung belebten Bergwänden hindurchpreßt. Zumal eine ungeheure, massige Felskuppe des rechten Ufers stemmt sich in furchtbarer Schönheit den Fluten entgegen. Diesem Berge gegenüber, unter einem die Straße überwölbenden Felshang, barg sich Hans in einer kleinen Grotte, um das schlimmste Unwetter vorüberzulassen. Die Finsterniß der tiefhängenden Wolken und der strömende Regen verpfälhten ihm die Aussicht fast ganz. Nur wenn ein besonders greller Blitz hindurchfuhr, erschien das Riesenhaupt des jenseitigen Felsens einen Augenblick wie in Feuer gebadet, und in der sogleich wieder niedersinkenden Finsterniß scholl dann der rollende Donner, vom Wiederhall einmal über das andere zurückgeworfen und wieder aufgefangen, doppelt schaurig.

Ebenso plötzlich aber, wie das Unwetter losgebrochen war, brach es auch nach einem letzten furchtbaren Blitz und Donner ab. Der Regen rieselte nur noch leise nach; die Wolken zerrissen und die eben noch empört aufwallenden Wogen glätteten sich im freundlichsten Sonnenschein.

Schon in den einzelnen sekundenlangen Pausen des Gewitters war es Hans ein paarmal gewesen, als hörte er ganz in seiner Nähe ein einförmiges Gemurmel von Menschenstimmen, ohne daß er die Worte zu erkennen vermochte. Als er nun aus seinem Versteck vortrat, sah er kaum fünf Schritt weiter, unter einer zweiten Grotte, die beiden Franziskaner stehen.

»*Benedicite*,« rief der Aeltere, als er ihren Gönner wiedererkannte, »treffen wir uns hier? Da haben wir Euch ja gleich mit unserem Gebet ein wenig für Eure Guttat danken können. Nun wahrhaftig, das war ein Wetterchen! Da kann einem ein bißchen Fürbitte bei den Heiligen nichts schaden, wenn man auch ein Ketzer ist wie Ihr, junger Freund. Und noch dazu an einem solchen Orte. Wißt Ihr auch, daß Ihr jetzt recht eigentlich bei dem heiligen Goar zu Gaste gewesen seid? In dieser Grotte hier hat er sein erstes Bett gehabt, und auf der Klippe dort seine erste Predigt gehalten, recht im Angesicht des Widersachers, wie es sich für einen Heiligen schickt. Denn wie heißt jener Fels da drüben? Die Lurlei heißt er, das ist verdolmetscht der Stein des Lauers, – des Bösen, – *diaboli petra*! Drüben auf der steilen, düstern Wand lag er wie ein Raubvogel, um den Seelen der Scheiternden aufzulauern, bis der heilige Gottesmann ihn mit manchem kräftigen Sprüchlein herunterscheuchte, daß er ins Wasser fuhr, und es zischte auf, wie wenn ein glühendes Eisen hineinfährt. Lest nur in der Legende nach, oder wenn Ihr einmal nach Koblenz kommt, fragt bei unserem Bruder Pförtner nach dem Bruder Sebastianus, so will ich es Euch verdolmetschen. Aber freilich, jetzt glauben sie in dem Nest da drunten nicht mehr an den Heiligen, von dem es doch den Namen hat, und da hat auch der Böse wieder Macht bekommen und lauert wie zuvor. He?! Ist nicht erst voriges Jahr ein Kahn mit gutem Rheinwein für unser Kloster an dieser verruchten Stelle versunken?«

Nach diesen beweiskräftigen Worten schlug der Bruder Sebastianus ein Kreuz nach der Lurlei hinüber und wandte sich mit dem Jüngeren, der bewundernd zugehört hatte, zum Weitergehen. Hans freute sich der Weggenossen, die sich als heitere und gesprächige Männer erwiesen und ihn mit aufrichtigem Wohlgefallen behandelten. Auch bestanden sie darauf, daß er mit ihnen bei ihren Ordensbrüdern in Oberwesel einkehrte und im kühlen Refektorium einen Becher leerte. »Dort sind wir wieder auf kurtrierischem Boden, – und habt Ihr uns mit Eurem ketzerischen Rheinfelser getränkt, so soll Euch unser gutkatholischer Engehöller auch munden.«

Die beiden Mönche hatten ein Geschäft ihres Koblenzer Klosters in Lorch, gegenüber Bacharach, zu bestellen. »Bis an die Bacharacher Grenze gehen wir mit Euch,« meinte Bruder Sebastianus, »dort wohnt ein frommer Fährmann, der uns um Gotteslohn ins Mainzische übersetzt. Denn Eure pfälzischen Calviner in Bacharach lassen uns nicht herein.«

Sie hatten Oberwesel und die Schönburg schon hinter sich, als sie an einem Winzerhäuschen vorüberkamen, das völlig unbewohnt schien und mit den letzten Spuren eines einst sorgsam gepflegten friedlichen Heims doppelt traurig von der Schönheit der Gegend abstach. Die Barfüßer wandten den Blick ab und bekreuzten sich. Dann, als sie vorbei waren, sagte der Aeltere: »Da hätte Euch auch ein frommes Sprüchlein nichts geschadet, junger Ketzer. Auf die Jungen und Hübschen hat es der Teufel immer am ärgsten.«

»Da habt Ihr wohl recht, Bruder Sebastian,« sagte der Jüngere. »Die Maria Schäfferin in dem Häuschen da war ja auch noch ein junges Blut. Und dann erst das Kind. Erzählt dem jungen Gesellen die Geschichte doch.«

Es war eine Geschichte, dergleichen die Welt damals zu Hunderten in einem Jahre erlebte. Die Maria Schäfferin war eine junge Winzerswittwe gewesen, die mit ihrem zehnjährigen Töchterchen in jenem Hause lebte. Eines Tages hatte man sie und das Kind eingezogen auf die Aussage einer Hexe hin, die auf der Folter unter anderen auch diese beiden als Theilnehmerinnen bei den nächtlichen Teufelstänzen auf dem Königsstuhl bei Rhen-se angezeigt hatte; und vier Wochen darauf waren sie beide, »nach erlangtem Geständniß«, verbrannt worden. Ihre Habe verfiel dem Fiskus.

»Ich verarg's Euch nicht, wenn Euch eine Gänsehaut überläuft,« sagte der Bruder Sebastian. »Wenn man denkt, wie mächtig der Teufel ist!«

»Gewiß,« meinte der andere Mönch. »Denkt doch nur an die Geschichte, die uns gestern unser gelehrter Bruder Marcellus erzählt hat!«

»Wie war das eigentlich, Bruder Placidus?« fragte der Aeltere. »Ihr wißt, ich war gestern mit dem Esel terminiren und bin ums Zuhören gekommen.«

»Ja, genau habe ich den Fall auch nicht verstanden. Aber ich glaube, so war es. Es war da in irgend einer Stadt, unten nach dem Niederlande zu, eine alte Thurm-wächterswittwe, eine greuliche Hexe muß es gewesen sein. Und sie hatte einen Raben bei sich. Die kommt eines

Tages und sagt, ihr Neffe, der Thurmwächter, sei am Morgen nach der Walpurgisnacht von einer Taube fortgerufen worden und aus der Stadt gegangen. Und den Raben habe er mitgenommen. Wie aber die Herren die Sache näher besahen, da fanden sie, daß der Teufel in dem Raben saß. Der habe den jungen Kerl – Hans Maiwurm hieß er, oder so ähnlich – umgebracht und fortgeschleppt.«

»Nun, das ist ja nichts Neues,« meinte Bruder Sebastian und strich sich den grauen Bart. »Eine Hexe muß dem Teufel immer von Zeit zu Zeit eine Seele liefern.«

»Ja, wartet nur. Das Merkwürdigste kommt noch. Die Hexe haben sie natürlich eingesperrt, und anderen Tages –«

»Haben sie sie peinlich befragt?!« schrie Hans so entsetzt, daß beide Mönche ihn mitleidig anstarrten und Bruder Sebastian etwas wie »weiches Kinderherz« murmelte.

»Nein,« fuhr der Jüngere fort, »das ist es ja. Als sie sie anderen Tags befragen wollten, war sie weg. Rein weg. Der Teufel hat sie durch die Wand geholt.«

»Hm, so,« murmelte Bruder Sebastian. »Aber so was kann vorkommen. Ich erinnere mich, der Guardian erzählte uns einmal über Tisch eine Geschichte aus Benevent, – Ihr wißt, das ist für die welschen Hexen, was der Königsstuhl für die unsrigen und der Blocksberg für die lutherischen Hexen aus Sachsen ist. Da hatte der Teufel eine dicke alte Frau in einem Nadelbüchsen aus dem

Gefängniß geholt, als Henkersknecht verkleidet. Das Nadelbüschchen haben sie hernach gefunden, aber die Hexe war nicht mehr drin.«

»Ja, aber jetzt kommt das Allermerkwürdigste,« sagte Bruder Placidus und hob den Zeigefinger auf. »Die Geschichte ist einem Jesuiten in die Finger gefallen, der in selbiger Stadt Professor ist, und der hat natürlich gleich eine Schrift darüber aufgesetzt, worin er beweist, wie und warum der Teufel in dem Raben saß und den jungen Burschen holte. Und unseren Fratres in selbiger Stadt hat er dabei auch einen Hieb versetzen wollen, weil der junge Bursch bei denen etlichemal die Predigt gehört habe.«

»Natürlich,« brummte Bruder Sebastian. »Wann läßt ein Jesuit auch einmal die frommen Brüder ungeschoren? Aber sie haben's ihm hoffentlich heimgezahlt, dem Schleicher?«

»Ja, darum haben sie ja gerade an den Bruder Marcellus geschrieben, weil der sozusagen ein Ausgelernter in dem Fach ist. Und denkt euch, just an dem Tage, wo Bruder Marcellus morgens den Bericht kriegt, kommt nachmittags ein fahrender Spielmann mit einem Aeßchen, ein Hinkfuß noch obendrein, ins Kloster und erzählt so ganz nebenbei, daß derselbige angeblich vom Teufel geholte Wächter Hans Maiwurm mit seinem Raben eine ganze Zeit mit ihm und seiner Bande als Musiker herumgezogen sei.«

»*Benedicite*,« rief der Bruder Sebastian und blieb stehen, »was sagt Ihr da?! Dann war am Ende der vermeintliche Wächter selber der Gottseibeius?«

»Beinahe habt Ihr's getroffen, aber nicht ganz. Ach, Ihr kennt den Bruder Marcellus nicht! Das ist ein *homo profunditatis*, ein tiefer Geist. Nun, ich will Euch nur sagen: der junge Bursche war freilich mit im Teufelsbündniß, aber der Rabe – war die Hexe selbst.«

»Ah!«

»Der Rabe war die Hexe,« wiederholte Bruder Placidus fast schwärmerisch. »Die beiden ziehen jetzt zusammen hier im Land herum, aber man wird sie doch noch einmal fassen. Der Kommandant in Ehrenbreitstein hat gleich gestern abend darum an den Amtmann in Boppard Bericht geschickt, daß man auf sie fahnden soll.«

»Aber weshalb hat sie denn die Geschichte den Herren erzählt?« fragte der Aeltere.

»Nun,« meinte der andere, »das ist ja eben das Feine. Einfach nur, um die Herren und nebenbei die Spürnase von Jesuiten zum Narren zu halten! Sie wußte ja doch, daß der Teufel sie nachts aus dem Gefängniß holen würde. Und dann ist sie als Rabe ihrem sauberen Neffen wieder zugeflogen. Wer weiß, wieviel Seelen die zwei jetzt schon wieder auf dem Gewissen haben.«

»Schrecklich,« murmelte Bruder Sebastian. »Es kann einem ordentlich bang werden. Aber auf die Schrift von unserem Bruder Marcellus wider den Jesuiten freue ich mich. Er hat eine spitze Feder und wird es dem Schwarzrock schon zu fühlen geben. Aber da ist unser Fährmann, – und dort ist auch schon das Bacharacher Rheinthor; da seid Ihr am Ziel, junger Freund. Nein, hat Euch die Geschichte angegriffen! Man sollte meinen, Ihr

hättet den Hans Maitrunk, oder wie er heißt, mit seinem Raben selber gesehen.«

»Was denkt Ihr!« stotterte Hans.

»Nun, nun, es war ja bloß Scherz. Lebt wohl, und hütet Euch vor allem Teufelswerk!«

ZWÖLFTES KAPITEL.

»Wenn Ihr zu dem Domine wollt,« sagte die kurpfälzische Schildwache am Bacharacher Rheinthor und deutete mit der Pike nach einem hochgelegenen weißen Häuschen zwischen den Weinbergen, »steigt nur dort hinauf. Er wird noch oben sein.«

Der Aufstieg über glatte Schieferhänge und unebene, steile Treppchen war nicht leicht. Dergleichen war Hans von seiner Thurmterrasse her gewohnt. Niemals aber hatte er diese mit einer Last überstiegen, wie er sie jetzt auf dem Herzen trug. Ganz erschöpft ließ er sich auf der Bank nieder, die einige Schritte vor dem Häuschen auf einem kleinen Felsvorsprung angelegt war. Sie stellte dem Geschmack dessen, der sie sich als Ruhesitz gebaut, ein gutes Zeugniß aus. Der köstlichste Ausblick eröffnete sich von hier auf die Stadt, die inmitten ihrer sechzehnthürmigen starken Mauer im engen Thale wie in einer Wiege von Reben lag, überragt von der gewaltigen Burgfeste Stahleck, deren Flanke als köstliches Kleinod die rothschimmernde Sankt Wernerskirche schmückte. Jenseits

der Stadt schweifte der Blick über die wald- und weinreichen Höhen bis zum Niederwald hin, von deren Scheitel stolze Burgen auf langgestreckte Dörfer im Thal niedergrüßten, und zwischen den grünen Ufern schimmerte der Rhein im letzten Tagesscheine wie ein silbernes Band im farbigen Wappenschild. Die laue Luft war erfüllt von köstlichem Duft der Reben und wilden Rosen, und von allenthalben her klangen fröhliche Lieder und Rufe feierabendfroher Menschen.

Aber für Hans war all dies Liebliche verloren. Seine Sinne waren verschlossen durch die ungeheure Sorge, die der verworrene Bericht des Bruders Placidus auf sein Gewissen geladen hatte. Nun wußte er, welch schreckliches Schicksal er durch seine Flucht auf sich und auf seine einzige Verwandte beschworen hatte. Ueberall folgte ihnen nun das blutdürstige Gespenst eines Irrwahns, der am ersten die bedrohte, die sich von ihm innerlich frei zu halten wußten. Hans gehörte zu diesen. Sein Vater, der das eigene Kapital an Aberglauben ganz in theologische Mystik umgewechselt hatte, war frei vom Hexenwahn gewesen und hatte auch seinen Sohn davon frei erhalten, – immer freilich mit der Mahnung, die aufgeklärte Ansicht für sich zu behalten und der Obrigkeit, die das Schwert in der Hand hat, nicht dreinzureden. Das war der Grundsatz vieler Tausende, Gelehrter und Ungelehrter; auch Hans war mit ihm bis dahin ausgekommen, zumal er in seinem weltfernen Dasein wenig Gelegenheit gehabt hatte,

die schrecklichsten Aeufferungen des herrschenden Irrwahns kennen zu lernen. Jetzt aber hatte ihn das Gespenst am Kragen, – durch seine eigene Schuld, wie er sich verzweiflungsvoll wiederholte. Am meisten bedrückte ihn das ungewisse Schicksal seiner Muhme. So viel hatte er dem unklaren Gerede des Mönches entnommen, daß sie noch rechtzeitig ihren Peinigern entrückt worden sei: aber durch wen und wohin? Hätte er jetzt durch eine offene, rasche That nur das Schicksal der Alten aufklären können, er hätte zugegriffen, ohne sich zu bedenken. Aber dazu wußte er keinen Weg. War er doch eben selber erst in zwölfter Stunde dem Gebiet des Trierer Kurfürsten entwichen, dessen Amtleute vielleicht jetzt schon nach dem jungen Hexenmeister mit dem Teufelsvogel fahndeten! Dabei fiel ihm ein, daß er seine einstweilige Rettung nur dem Zufall verdankte, der ihn mit den Holländern zusammengeführt. Nur Mynheer van Tessels Freigebigkeit und Renatas Neigung zu dem Raben hatten ihn von den Kennzeichen befreit, unter denen die Häscher nach ihm suchten; und dieser Gedanke löste seine Beklommenheit in einem innigen Dankgebete auf.

Indeß war aus der Thür des weißen Häuschens ein Mann hervorgetreten, der den Betenden aufmerksam betrachtete. Erst als Hans aufblickend mit Erröthen gewahrte, daß seine Andacht nicht ohne Zeugen geblieben war, trat der Mann einige Schritte näher und sagte mit einer sehr tief und voll tönenden Stimme: »Ihr waret, glaub' ich, in einem Geschäft, bei dem man keine Seele stören

soll. Nun aber sagt mir: Wer seid Ihr, wie kommt Ihr hierher und was sucht Ihr?»

»Ich komme von Boppard und habe einen Brief von Mynheer van Tessel an den Domine Govaert Friso zu bestellen.«

»Der bin ich,« erklärte der Mann und nahm den Brief, den er sogleich öffnete.

Während er las, hatte Hans Muße, den Mann zu betrachten. Er wußte, daß die holländischen Calvinisten ihre Geistlichen Domine nannten, und das Gewand des überaus hoch und stark gebauten Mannes konnte zur Noth als Haustracht eines Geistlichen gelten: ein schwarzes Wams mit breitem weißen Umlegkragen, schwarze Kniehosen und weiße Strümpfe nebst derben Lederschuhen; auch der buschige, schon weißgefärbte Knebelbart war nichts Ungewöhnliches an einem Diener der Kirche. Das Gesicht aber war überaus verwittert, sonnverbrannt und an Stirn und Wangen von mehreren tiefen Narben durchquert, deren größte sich zwischen den Augen bis unter die langen, flachsfarbenen Haare hinaufzog.

Der Domine hatte während des Lesens mehrmals innegehalten, um den Boten mit einem scharfen Blick aus seinen großen, von langen buschigen Augenbrauen überhangenen Augen zu messen. Nun faltete er den Bogen sorgfältig zusammen, reichte Hans die Hand und sagte: »Ihr gefällt mir. Der liebe Gott lohn' Euch, was Ihr gethan habt, und wenn er den Domine Govaert Friso dazu brauchen kann, soll's an mir nicht fehlen. – Nun aber sagt einmal, Hans Maybrunner, was wollt Ihr eigentlich auf

dem heißen Stein, warum seid Ihr der alten Brigitt in der Walpurgisnacht ausgerückt und wie war das mit den Tauben?«

Erschrocken fuhr Hans zurück und starrte den Vielwissenden an. »Herr,« sagte er, »davon habe ich Mynheer van Tessel nichts erzählt, ich sehe wohl, Ihr wißt von der Sache mehr, als in dem Briefe da stehen kann, so will ich es Euch alles berichten; denn ich bin ganz zerschlagen und uneins im Herzen, und mir ist, als ob Ihr mir helfen könnt.«

Aufmerksam, zuweilen lächelnd, hörte der Domine die Beichte an, dann, nachdem Hans geendet, stand er auf und trat seitab bis an den Rand der Klippe. Dort stand er eine Weile mit betenden Händen, das Antlitz halb aufwärts gerichtet, sein langes Haar leuchtete im Widerschein der rosigen Abendwölkchen. Endlich wandte er sich wieder zu Hans und begann lächelnd: »Ihr gebt einem viel aufzuladen, und man muß sich schon einmal mit dem Meister oben bereden, ehe man das alles ordentlich verstauen kann. Nun aber will ich Euch sagen, wie ich's meine. Seht, wenn Ihr die Geschichte einem andern erzähltet, wie Ihr eine Taube mit einem Verschen am Schweif eingefangen habt und nun allen Ernstes meintet, die rufe Euch als Botin, damit Ihr ein schönes Fräulein befreien sollt, – der müßte Euch wohl für einen Narren halten. Und Euch selbst kommt der Einfall wohl schon ein bißchen verrückt vor. Ist er auch. Aber ein großes Wunder Gottes ist er doch wieder. Denn seht, indeß Ihr

meintet, der Taube nachzulaufen, die irgend ein anderes närrisches Menschenkind losgelassen hatte, kamt Ihr auf den rechten Weg und zur rechten Zeit, um wirklich ein schönes Fräulein, und den prächtigsten alten Herrn obendrein, vor dem greulichsten Ende zu bewahren. Da sieht man, wie wundersam der Herrgott uns die Karten mischt; aber wir Esel nennen das dann Zufall, oder ein Astrologus kommt und beweist uns hinterher, daß es alles nur kommen mußte, weil es in den Sternen stand. Mein alter Freund, der Amtmann auf Stahleck drüben, hat mir ja schon bewiesen, wie es nur an den Sternen lag, daß jener schielende Schuft, der Hieronymus, mein früherer Knecht, bei mir vorvorigen Sommer einbrechen wollte und ich ihm mit Gottes Hilfe eine Kugel ins Bein jagte, von der er noch hinkt, wie ich aus Eurem Bericht nicht ohne einiges Vergnügen vernehme. Nun wird er mir wohl auch nächstens aus den Sternen erklären, warum derselbe Hieronymus just Euch auf den heißen Stein schicken und mir dadurch die liebsten Menschen, die ich noch habe in der Welt, erretten mußte. Ich aber sage: Herr, wie sind deine Wunder so fein und mächtig! Dir sei Lob und Preis in Ewigkeit, Amen!«

»Aber wo ist denn nun der Weg zum heißen Stein?« fragte Hans ganz verwirrt.

Der Domine sah ihn groß an. »Ihr seid doch ein Wunderknabe,« sagte er. »Sitzt auf dem heißen Stein, und merkt es nicht. Hier, dieser Weinberg heißt so, und wenn Ihr heute mittag gekommen wäret, statt am kühlen Abend, würdet Ihr auch merken, warum. Drum hab' ich

ihn ja so gern und habe mir das Häuschen hier gebaut, weil es ein schönes Plätzchen ist für einen, der in Indien gelernt hat, was Sonne heißt. Und die Reben wissen das auch. 's ist ein guter Tropfen, der hier auf dem heißen Stein wächst, und ich denke, Ihr sollt ihn mir noch loben heute abend. Ja, seht Euch nur um, Ihr seid auf dem heißen Stein. Habt ihn Euch wohl anders vorgestellt? Lieber Gott, am Ende geht es uns allen so, daß wir einmal am Ziel stehen und wissen es nicht. So heiß, wie der in dem Kinderreim, den irgendwer Eurer Wundertaube an den Schwanz gehängt, ist er freilich nicht. Denn da ist das Hochgericht gemeint, auf dem sie die Hexen verbrennen. Von dem aber werdet Ihr wohl keine holen sollen; auch nicht Eure Muhme Brigitte. Denn die ist in Sicherheit, der Teufel hat sie zwar nicht geholt, aber mein alter Freund, der Maler Balthasar Schnurrseckel, Ihr kennt ihn ja auch, hat sie als Haushälterin in sein Haus zu Diez gesetzt, und da gibt es keinen Hexenprozeß, weil der brave Graf zu Nassau statt der Hexen die Ankläger ersäufen läßt. – Also das ist auch in Ordnung. Hier steht Ihr auf dem heißen Stein, wollt Ihr hier durchaus eine schöne Jungfrau befreien, so müßt Ihr warten, bis eine da ist. Einstweilen haust nur ein alter Domine hier, der Euch indeß zum Warten Herberge bietet und alles, was er Euch sonst geben kann.«

Nach diesen Worten holte der alte Herr einen breitkrepfigen Schifferhut und einen großen Knotenstock aus dem Häuschen und verriegelte die Thür umständlich.

»Gehen wir in mein Haus hinunter,« sagte er, »es däm-
mert schon tüchtig, und die Wege sind steil hier zu Lan-
de.« Noch einmal betrachtete er Hans lange und strich
ihm freundlich die Locken aus der Stirn. »Wahrhaftig,«
sagte er, »Ihr gefällt mir, und noch besser in Person, als
auf dem Blatt in Meister Baltzers Buch, das ich jüngst
bei ihm sah, als er mir von Eurer wunderlichen Flucht er-
zählte. Ihr habt Euch viel Gutes von mir verdient, und ich
denke, es wird mir Freude machen, daran abzuzahlen.«

DREIZEHNTES KAPITEL.

»Ihr könnt mit Eurer Wundertaube immerhin zufried-
den sein,« hatte der Domine gesagt, als sie zusammen
in die Stadt einzogen; »sie hat Euch in ein schönes und
merkwürdiges Stück Land geführt.« Hans brauchte nicht
viele Tage, um die Wahrheit dieser Worte zu erkennen.
Ein gesegnetes, an Merkwürdigem aller Art fast über-
reiches Gebiet war es, das der Amtmann von der Fe-
ste Stahleck aus im Namen des fernewohnenden Pfäl-
zer Kurfürsten beherrschte. Vieles freilich von den bun-
ten Farben des Lebens vergangener Zeiten hatte der cal-
vinistische Glaubenseifer weggewischt. Es zogen keine
Prozessionen mehr mit Musik und flatternden Fahnen zu
Schiff den Rhein hinab, seltener erklang das volle Geläut
der Kirchenglocken, die leuchtenden Malereien im Inne-
ren der Kirchen waren weiß übertüncht, und einzelne,
wie die einst alljährlich von vielen Tausenden fremder
Pilger besuchte Wallfahrtskirche Sankt Werners, standen

geschlossen; nur ein einsames Glöckchen im halbzerfallenen Dachstuhl des rosenfarbenen Wunderbaus ließ noch ab und zu seinen wehklagenden Ruf durch die Nacht ertönen, wenn der Wind, sein einziger Küster, es heftiger bewegte. Aber mächtiger als aller Glaubenseifer hatte der eigentliche Beherrscher des Landes, der Wein, seinen fröhlichen Einfluß auf Menschen und Sitten gewahrt; ja er regierte recht eigentlich statt des Kurfürsten. Denn noch war Bacharach der fast alleinige Stapelplatz des ganzen mittelhheinischen Weinhandels, und in den Händen des Bürgerausschusses, der als »Rath der vier Thale« diesen Handel überwachte und leitete, lag zugleich auch die eigentliche Regierung der »vier Thale«, Bacharachs und seiner Nachbardörfer Diebach, Manubach und Steeg.

Auch der Domine Govaert Friso spielte in dieser merkwürdigen Weinrepublik eine wichtige Rolle, und nicht bloß als Freund des reichen Amsterdamer Kaufherrn, der auf den Weinmärkten zu Martini »den Markt machte«. Um seiner eigenen Tüchtigkeit und Weinkenntniß willen war er, obgleich ein »Zugezogener«, zum Mitglied der »Zechherrenschaft« gewählt worden, der es oblag, den Weinbau im Lande zu überwachen und alljährlich den Mindestpreis für alle Sorten festzusetzen. Ueberhaupt zählte er zu den angesehensten Männern in den vier Theilen. Er bewohnte mit einem ihm an Jahren und Leibesgröße fast gleichkommenden holländischen Diener und einer einheimischen Köchin ein hübsches Haus in Bacharach, unfern des Zollthurmes, der die Stadtmauer am

Rheine nach Süden abschloß. Nach der Rheinseite war an den oberen Stock ein bedeckter Altan ausgebaut, der sich beinah auf die Stadtmauer lehnte und einen bequemen Blick auf Stapel und Strom gewährte. Noch schöner und freier aber war der Ausblick von der darüber gelegenen Giebelstube, in der nun Hans als Gast wohnte. Es war dasselbe Zimmer, in welchem, wie ihm der alte Diener sogleich beim Einzug erzählte, ein halbes Jahr lang, – bis vor wenigen Tagen die »junge Juffrouw Renata van Tessel« gewohnt hatte. Wie hätte er es mit dem köstlichsten Fürstensaale vertauschen mögen!

Viele und vielerlei Leute verkehrten alltäglich im Hause des Domine; es war erstaunlich, für was alles er um Rath gefragt wurde und Rath wußte. Der fromme Doktor Crustarius, der als Inspektor oder wie man jetzt etwas schwieriger ausspricht: Superintendent die Geistlichkeit des Landes führte, holte sich bei ihm Trost in pfarramtlichen Bedrängnissen, und die weltliche Obrigkeit, der Amtmann mit dem langen Namen Johann Erhard Knebel von Katzenellenbogen, schätzte die Meinung des Domine in Sachen der Artillerie und »Fortifikation«; übrigens standen sie auf du und du und pflegten neben kriegerischen Dingen eifrig die Musik, wobei der Domine die Schnabelflöte blies, während der Ritter die Kniegeige künstlerisch zu streichen wußte. Wenn einem Bürger der Wein im Fasse trübe geblieben war oder wenn eine Bürgersfrau fand, daß ihre Hühner zu wenig Eier legten, so mußte auch wieder der Domine helfen. Mitunter

aber erschienen auch auswärtige Leute mit geheimnißvollen Gesichtern und scheuem Wesen, und nach solchen Besuchen verreiste der Domine auf einige Tage, wie er behauptete, um irgend eine Weinsorte an Ort und Stelle zu probiren. Seine Mitbürger aber wußten es besser und schrieben ihm diese Reisen höher an, als alle sonstigen Verdienste. Denn sie erkannten in ihm einen der Schifferpastoren, – einen von jenen unerschrockenen Geistlichen, die freiwillig das gefährliche Amt ausübten, ihren zerstreuten und unterdrückten Glaubensgenossen in den katholischen Ufergebieten heimlich, zumeist bei Nacht an Bord eines Schiffes, das Wort Gottes auszulegen und die Sakramente zu spenden. Um dieses frommen Dienstes willen vergaben ihm die Eiferer unter seinen Mitbürgern sogar die Vorliebe für die Musik, die den calvinistischen Geistlichen hier zu Lande sonst sehr verargt wurde, und die noch sündhaftere Neigung zum Tabakrauchen.

Holländische Gastfreundschaft war berühmt, und jedenfalls erwies sich der Domine als Meister in dieser vornehmen Kunst. Er beanspruchte nichts von der Zeit seines jungen Gastes. »Seht Euch um, wo und wie Ihr wollt,« sagte er. »Lernt die Menschen und die Dinge kennen, bis Euch Gelegenheit und Neigung zeigen, wohin Ihr nun Euer Streben richten sollt. Solange Ihr wollt, seid Ihr in meinem Hause daheim.«

Hans benutzte diese Freiheit wohl. Es entging ihm nicht, wie günstig der Domine ihm unter der Hand bei den Leuten durch Erzählung dessen, was er für Renata

und ihren Vater gethan, vorgearbeitet hatte. Der greisenhaft milde Doktor Crustarius und der bärbeißige Amtmann kamen dem jungen Helden mit gleicher Huld entgegen, und durch sein bescheidenes, ruhig heiteres Wesen sicherte er sich ihre Gunst vollends. So oft er aber an die Pforte des Altanzimmers pochte, fand er auch seinen Gönner bereit zu vertrauter Aussprache. Der Domine ließ sich seine Erlebnisse und Eindrücke schildern, ohne ihn auszuhorchen, er berichtigte sie, wo es noth that, mit Bemerkungen, aus denen die Erfahrung eines überaus reichen Lebens und die Weisheit einer tiefen Seele sprach. So wurden sie viel schneller und gründlicher vertraut, als durch die ermüdende Ausschließlichkeit eines beständigen Verkehres, bei dem man einander zuletzt vor lauter Rücksichtsnehmerei lästig wird, und es bildete sich zwischen ihnen ein schönes Verhältniß, wie zwischen einem klugen Vater und einem den Knabenschuhen entwachsenen, lernbegierigen Sohne.

Uebrigens hatte das Altanzimmer noch eine ganz eigene Anziehungskraft für Hans. Dort, über dem Tische des Domine, hing ein großes Bildniß Renatas, von einem holländischen Meister kunstvoll gemalt. Auch auf diesem Bilde trat das Eigenartige ihrer Schönheit scharf hervor, und es bestärkte Hans in einer Vermuthung, die er endlich, nach langem Zögern, dem Domine vorsichtig andeutete.

Der Domine schüttelte lächelnd den Kopf. »Nein,« sagte er, »Mevrouw van Tessel war keine Jüdin. Obzwar das auch nicht so schrecklich und unerhört wäre, wie Ihr

in Eurer deutschen Reichsstadt es zu betrachten gelernt habt. Wir stehen mit unseren portugiesischen Juden zu Amsterdam anders als Ihr mit den Eurigen, es sind angesehenene Kaufherren und große Gelehrte unter ihnen, und es wäre nicht der erste Fall, daß sich eine schöne Tochter Juda in eine gut christliche Mevrouw verwandelt hätte. Aber hier liegt die Sache noch mehr im Wunderbaren, und weil Ihr mir nach Gottes Willen die beiden da gerettet habt, die mir die Nächsten auf der Welt sind, so will ich Euch die Geschichte auch rein erzählen.« Er blickte eine Weile zärtlich sinnend nach dem Bilde. »Nein,« wiederholte er sinnend, »Renatas Ahnherren haben niemals an den Wassern zu Babylon gesessen ... Sie beherrschten ein anderes Land, ein sonniges, üppiges Wunderland, wo die Blumen schneller aufblühen, heißer duften – und schneller welken als irgendwo. Es ist ein Land voll Reichtum, aber kein Land für unsere Art, die im Winter ihren Schnee und ihr Eis haben will und im Frühling ihre Nachtigallen; und wenn unsereins es dort auf zehn Jahre übersteht, so zählen die Jahre doppelt, wie Kriegsjahre. Ich kann davon reden und Adriaan van Tessel auch. Obzwar nicht bloß die Sonnenglut uns vor der Zeit die Haare weiß gefärbt hat. Das Leben hat auch dazu geholfen, – und die Menschen. Seht, Hans, ich bin jetzt sechzig Jahre alt. Als der Herzog von Alba in Brüssel anfang, das Blut unserer Edlen zu vergießen, aus dem die niederländische Freiheit nach Gottes Willen aufsprießen sollte, lief ich als ein zehnjähriger Fischerbursch in den Dünen herum. Manches von dem, was mir nochmals in meinem

geistlichen Amte am meisten frommte, hab' ich nicht auf Schulbänken, vielmehr an den Wachtfeuern der Wassergeusen gelernt. Es war eine große Zeit, aber auch eine schwere Zeit, und ich hab' mein Theil an ihren Stürmen durchgemacht, bis ich im Hafen einer Dorfpfarre landete. Dann hab' ich ein liebes Weib heimgeführt, und als ich erst mit ihr im Lallen unseres Sohnes die lieblichste Stimme vernommen, mit der unser Herrgott in irdischer Weise spricht, was fehlte mir da noch zum Glück? Aber als es in Krieg und Handel meinen werthen Landsleuten so trefflich von statten ging, fingen sie an, einander das Leben sauer zu machen, sonderlich die Herren Theologen, die zankten und zanken noch um Dinge, die für menschliche Weisheit doch nicht zu ergründen sind, sie spalteten Haare, und wer's nicht mitmachen wollte, dem rissen sie alle Haare aus. Na, Ihr habt ja gesehen, wie es die Katholischen und Protestanten widereinander halten – bei uns trieben es die Protestanten untereinander noch ärger. Ich wollt's nicht verstehen, aber da kam ich übel an. Weil ich erklärte, daß es mir besser anstehe, andere und mich an unseres Herrgotts Gnadenwerk zu erbauen als über anderer Meinung von selbigem Gnadenwerk mich auf der Kanzel zu erboßen und sie zu verdammen, verdamnten sie mich selber, stifteten Unfrieden und Haß in der Gemeinde wider mich und trieben mich zuletzt aus Amt und Brot hinaus. Und das geschah just zur selben Zeit, als im Lande eine Seuche wütete, die der Krieg mitgebracht und zurückgelassen, und mein Weib und Kind starben auch daran.« Er hielt eine Weile inne und blickte

starr auf seine gefalteten Hände; dann fuhr er leiser fort: »Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen! – Das ist ein tiefes Wort des Trostes nach bitterem Leiden. Aber Leid will Zeit haben, und damals bin ich nicht so friedlichen Sinnes aus meinem Hause gezogen, als ich es als ein verwaister Bettelmann verließ. Einer aber half mir durch, das war ein Schulfreund von mir, Adriaan van Tessel. Der hatte mittlerweile den Studien Valet gesagt und war geworden, was sein Vater gewesen war, ein Kaufmann. Aber einer von denen, die den Reichthum nicht in der Rechenstube abwarten. Er jagte ihm nach auf den Meerwogen, die unserem Volke am Ende doch immer freundlich gewesen sind, sonderlich wenn es ihnen beherzt den Kampf anbot. Auf seinem Schiff fand ich eine Heimstätte – und einen Beruf. Denn das Schiffsvolk fragt nicht nach theologischen Haarspaltereien, das braucht einen Mann, der mit herzlichem Vertrauen Gottes Wort und Trost mit ihnen theilt. Wißt Ihr, wie man auf unseren Schiffen den Geistlichen nennt? Siechentröster. Damit ist alles gesagt, was man von ihm will. Und ein solcher Siechentröster bin ich dann gewesen, viele Jahre; auf dem Führerschiff meines Freundes und in den indischen Kolonien, die wir dazumal den Spaniolen und ihren unglückseligen portugiesischen Unterthanen abjagten. Ei, ich sag' Euch, es war eine wilde Jagd, und wie es dabei herging, wenn es hieß: Alle Mann an Bord, und wer leben will, der kämpfe drum! – das könnt Ihr an meinem Gesicht ablesen. Die größte Schmarre hier, da zwischen den Augen, die danke ich einem malayischen Fürsten auf der Insel Java. Es war

ein hochgebietender Herr, er hatte es auch machen wollen wie ich daheim auf meiner Pfarre, sagte zu den Portugiesen: ›Bleibt ihr mir rechts vom Leibe,‹ und zu uns: ›Bleibt mir links vom Leibe.‹ Aber es erging ihm nicht besser als mir, und als wir erst die Portugiesen untergekiegt hatten, die selber nicht frei waren und sich für ihre neuen spanischen Zwingherren nur mit halbem Muthe wehrten, da mußte er auch daran glauben. Zuletzt aber, als unsere Leute seine Edelgarde zusammengehauen und er selber auf der Schwelle seines Bambusschlusses gefallen war, da machten noch nach des Landes Sitte seine Weiber und Töchter mit ihren Mägden einen Ausfall, und ich danke Gott, daß ich derweil im schönsten Wundfieber lag und nicht mit ansehen mußte, wie sie mit ihren Bambusspießchen in den zarten Händen vor unseren Kugeln fielen. – Aber der Wahrheit die Ehre, unsere holländischen und friesischen Burschen schonten, was zu schonen war, und unter denen, die mit dem Leben davon kamen – sehr wider Willen; viele von den armen Weibern brachten sich selber um – war auch eine Tochter des Fürsten. Sie hatte sich bis zuletzt gewehrt, Mynheer van Tessel hatte selbst einen Pfeil von ihrer Hand im Arme stecken, und wenn wir Spanier oder Portugiesen gewesen wären, so wäre es ihr böß ergangen. Aber Adriaan van Tessel war ein braver Holländer, der das Ebenbild Gottes ehrt, – und dazu war er ein junger, schmucker Herr. – Ich weiß nicht, wer von den beiden zuerst an den Brauch dachte, der dort zu Lande unter dem braunen Volk das Eroberungswerk

zumeist mit der Hochzeit endigen läßt, – die alten Griechen beim Homer haben's auch so gehalten, mag sein, daß unsere Frauen und Mägdlein anders denken, dem spanischen Philipp wäre wohl kein holländisches Edelfräulein gefolgt, wenn er sie für sein Brautlager begehrt hätte. Aber dort zu Lande denkt man anders, und als ich wieder auf zwei festen Beinen herumwandelte, wurde mir an einem Tage die Freude zutheil, die schönste javanische Prinzessin erst durch das Taufsakrament zu einer christlichen Jungfrau Renata und alsdann durch meinen Segen zu einer Mevrouw Renata van Tessel zu machen. Weiß nicht, ob meine seelsorgerliche Belehrung oder ihre Liebe zu dem jungen Admiral sie so schnell für die Wahrheit unseres Glaubens gewann; die Wege des Herrn sind wunderbar über alle Maßen, so mag ihm wohl auch einmal der heidnische Gott Cupido die Wege ebnen müssen. – Aber eine fromme Christin ist sie wirklich geworden, und eine überaus glückliche Ehe war's, – nur währte sie kurz, wie das meiste reine Glück auf Erden. Denn es sind Kinder der Sonne, die schönen Menschenblumen aus jenem heißen Lande; wenn sie unter einen blasse- ren, kühleren Himmel kommen, wo es unser einem erst wieder frei und wohl wird, so welken sie hin, und ehe Adriaan van Tessel das Landhaus an dem Meerbusen, den wir het Y nennen, fertig hatte, worin er seiner Hausfrau ein ganz klein Stückchen von ihrer Sonnenheimat nach- bilden wollte, da war die Blume schon hingewelkt, und er blieb allein mit seinen Schätzen – und mit seinem drei- jährigen Töchterlein, das den Namen der Mutter führt

und jetzt zu ihrem Ebenbilde erwachsen ist, – ganz ihr ähnlich. – Fast schreckhaft ähnlich,« fuhr er leiser, wie im Selbstgespräch nach einem langen, kummervoll zärtlichen Blick auf das Bild fort. »Auch ein Kind der Sonne, das sich unwissend nach der heißen Heimat sehnt.« – Er strich sich über die Stirn und fuhr lauter fort: »Das ist die Geschichte von Renata van Tessel. Ihr wißt nun, woher sie die Farben hat, die Wunderaugen und das Wunderwesen. Wenn Ihr sie mit ihrem Vater in einer fremden Sprache kosen hörtet, das war nicht Hebräisch, wie Ihr meintet, vielmehr die Sprache ihrer Mutter. Eine weiche, süße Sprache. Sie liebt sie, und sie paßt zu ihr. – Ja, und was soll ich Euch noch weiter von mir erzählen? Es ist rasch abgethan. Als ich damals vor vierzehn Jahren zuletzt in Amsterdam landete, war ich wieder der Pfarrer ohne Amt. Sie waren mittlerweile nicht milder in ihren Lehrstreitigkeiten geworden; und einen Landpfarrer mit den Schriftzügen da im Gesicht hätten sie am wenigsten genommen. Nicht einmal bei unserer Armee war ich mit meinem geistlichen Beistand auf die Dauer zu gebrauchen; und dann fingen unsere Hochmögenden ja auch schon ein paar Jahre darauf an, mit den Spaniern über den Waffenstillstand zu verhandeln, den sie jetzt glücklich genießen. Für mein Auskommen hatte ich an dem, was mir Mynheer van Tessel als meinen Antheil überwies, übergenug, aber ein Amt hatte ich nicht. War auch nicht mehr recht dafür geschaffen, nach den acht Jahren in Indien und auf dem Meere. Die Theologie, die man

da lernt, paßt nicht immer in eine holländische strenggläubige Landkirche. Da habe ich so herumgekreuzt und zuletzt hier Anker geworfen. Es ist eine stille Bucht, wo man in Frieden alt werden kann; und eine gewisse Amtshätigkeit habe ich ja auch gefunden, – ich vermuthete, Ihr habt schon gehört, was die Leute davon erzählen, mir ziemt es nicht, davon zu reden. Adriaan van Tessel, – ja der ist flott geblieben. Wie das so mit den Kaufleuten geht: je mehr sie verdienen, je eifriger wollen sie es vermehren. Aber nach Indien ist er nicht mehr gefahren; das überläßt er den Kapitänen und Kommissaren unserer ostindischen Kompanie, die er damals nach unserer Rückkehr mitgestiftet hat. Dafür kommt er seit dem Waffenstillstand alle Jahr einmal hier herauf, – unser ganzer Weinhandel geht beinah allein durch seine Hände –, und es ist erstaunlich, wie ihm alles glückt. Erschrecklich fast. Möchte er nie den Neid des Glückes, wie die alten Heiden es nannten, erfahren!«

»Begleitet Fräulein Renata ihren Vater allemal auf seinen Reisen?« fragte Hans.

»Meist. Die beiden hängen ja unbeschreiblich aneinander. Nur vorigen Herbst, da hat er sie hier lassen müssen. Die Aerzte in Amsterdam meinten, es sei besser für sie, wenn sie einmal einen Winter nicht an der See bliebe.« –

Mächtig hatte die Geschichte der schönen indischen Prinzessin auf Hans gewirkt. Sie umgab Renatas Bild in seiner Seele mit einem zauberisch bunten Rahmen, aus dem ihr zartes Antlitz ihm doppelt rührend entgegenlächelte. Aber noch in einem anderen Punkte wurden die

Erinnerungen des Domine, in denen die kühne Mannesthat, Kampf und Sieg einen weit größeren Raum einnahmen als die Gottesgelehrtheit, für ihn bestimmend, – in der Wahl seines zukünftigen Berufes.

VIERZEHNTE KAPITEL.

Eines Nachmittags saß der Domine mit Doktor Crustarius und dessen Diakonus Paul de Leonardis in seinem Altanzimmer beim Weine. Es war am Sonntag nach dem Johannisfeste, und der ehrwürdige Oberpfarrer hatte, wie immer an diesem Tage, viel zu klagen über die unausrottbaren Zauberbräuche, die sich zur Sonnenwendfeier aus urgermanischer Zeit ins Christenthum gerettet hatten und auch der Reformation standhielten. »Sie werden mir wieder von Heidelberg aus einen ordentlichen Rüffel senden, daß es so etwas noch immer bei uns gebe,« meinte er. »Aber deshalb ist es mir noch nicht so verdrießlich. Das Schlimmste ist, daß sich über kurz oder lang hinter dem Feuertanzen, Viehsegnen und Wundenbesprechen auch der scheußliche Hexenwahn sachte einschleichen wird. Ein Aberglaube zieht den anderen nach. Unsere Leute sehen nicht umsonst drüben im Mainzischen und Trierischen Jahr für Jahr die Scheiterhaufen rauchen.«

»Da habt Ihr leider Gottes recht, Herr Bruder,« meinte der Domine. »Unser Hans kann ein Liedchen davon singen, wie leicht einen die Leute mit dem Teufel zusammenkuppeln. Aber um von ihm zu reden, – zu einem Diener der Kirche, wie sie heutzutage zum Beispiel Euer Oberkirchenrath in Heidelberg verlangt, ist der so

wenig zu gebrauchen wie ich. Und zu einem Kaufmann auch nicht, obzwar er in Herrn Adriaan den besten Lehrer fände. Bei Licht besehen, – ich glaube, er taugt nur zum Kriegsmann.«

»Das ist ein Beruf voll Anfechtung und Beschwerden der Seele,« meinte Doktor Crustarius kopfschüttelnd. »Die das Schwert führen, werden durch das Schwert umkommen.«

»Ist wohl nicht so ganz wörtlich zu nehmen,« erwiderte der Domine. »Bis jetzt sind doch noch immer einige übriggeblieben.«

»Es ist aber noch etwas anderes dabei zu bedenken,« versetzte der Diakonus bedächtig. »Die Vorurtheile des Standes –«

Ein lautes Freudengebell unterbrach ihn, vermischt mit dem drohenden Baß einer kräftigen Kommandostimme.

»Der kommt gerade zur rechten Zeit,« meinte der Domine und eilte dem Junker Amtmann entgegen, der mit fröhlichem Gruß eintrat, umtollt von zwei mächtigen Doggen, die an dem Domine ungestüm emporsprangen.

»Wollt ihr Ruhe geben, ihr Lümmel,« wetterte der schwarzbärtige Junker. »'s ist aber deine Schuld, Domine Govaert, warum hast du mir sie so verwöhnt! – Ihr entschuldigst die zwei Kerle wohl, ehrwürdige Herren? In die Kirche darf man sie ja nicht mehr mitbringen, wie es vor Zeiten Brauch war, aber sie sind fromm erzogen, ich bürge für sie. – Wart ein wenig, Domine, ich hab' mir den

Brummkasten nachbringen lassen, nicht wahr, es paßt dir doch?»

Die beiden Geistlichen blickten etwas verlegen auf den Violakasten, den der alte Diener des Domine hereinbrachte. »Ach ja,« lachte der Junker, »Verordnung vom hohen Oberkirchenrath in Heidelberg, nicht wahr? Die Diener am Wort sollen sich des Lautenirens und aller weltlichen Musika enthalten. 's ist doch fast zu streng. Der Doktor Luther hat's anders gehalten und war doch auch ein Mann nach dem Herzen Gottes, wie Ihr selber sagt, Herr Doktor.«

»Laß gut sein, Hans Erhard,« meinte der Domine und schob seinem Freunde Sessel und Humpen zurecht, »zuhören dürfen sie ja doch.«

»Was ich sagen wollte,« bemerkte der Oberamtmann, »ich muß auch wegen deines jungen Schützlings mit dir sprechen.«

»Eben redeten wir von ihm,« erwiderte der Domine, während er seinem Freund eine gefüllte irdene Tabakspfeife reichte und sich selber seine Pfeife an einem kleinen Becken voll glühender Kohlen frisch anzündete. Auch die beiden anderen Geistlichen nahmen an dem neumodischen Vergnügen theil und hatten jeder seine lange holländische Thonpfeife in der Hand. In diesem Punkte war die Verführungskunst des Domine und seines Kumpans gegen die Bedenken des hohen Oberkirchenraths zu Heidelberg siegreich geblieben.

»Der Junge muß Soldat werden, glaube ich,« fuhr der Domine fort. »Und dazu solltest du uns helfen, Hans Erhard.«

»Will ich auch. Hat er denn schon mit dir gesprochen?«

»Nein.«

»Aber mit mir. Darum komm' ich ja eben. Heute vormittag nach der Predigt war er deswegen bei mir. Strammer Bursche; gefällt mir.«

Der Domine ließ vor Erstaunen fast die Pfeife fallen und sah den geistlichen Herren fragend in die lachenden Gesichter. »Hat man so etwas je gehört?« rief er. »Da sitze ich hier und simulire, und derweil geht er hin und zerhaut den Knoten selber.«

»Wie Alexander,« ergänzte der Oberamtmann. »Er greift stracks durch, geht an die Quelle. Gefällt mir.«

»An eine bessere Quelle konnt' er ja freilich nicht gehen,« meinte der Domine, »er hätte denn gleich heimlich nach dem Haag zu deinem Lehrmeister, unserem Prinzen Moritz von Oranien, reisen müssen, was ich ihm beinahe auch zutraue. Na, also dann wären wir über das Größte hinaus. Weißt du, ich dachte mir schon, du solltest ihn ganz richtig in die Lehre nehmen. Von unten herauf, natürlich.«

»Ganz von unten herauf,« bestätigte der Junker Hans Erhard und leerte seinen Becher. »Wen ich lehre, dem wird nichts geschenkt. Drum hab' ich auch seit vier Jahren und drüber keinen einzigen von meinen jungen Herren Vettern und Gefreundten bei der Garnison im ganzen Oberamt. Das geht lieber an den Hof und bewundert

die Hoffräulein unserer schönen Engländerin, oder umgekehrt. Und dann avancirt es, heidi, hast du nicht gesehen.«

»Das ist eben, was ich vorhin sagen wollte,« meinte der Diakonus bescheiden. »Wenn ein junger Kriegermann noch so tüchtig ist und nicht von Adel, so kommt er, wie die Welt einmal ist, doch nicht über den Feldwebel hinaus, es sei denn, daß es Krieg gebe, wovor uns Gott bewahren wolle.«

»In unserem Kurstaat ist's leider so, Euer Ehren,« bestätigte der Junker seufzend, »und wir werden ja sehen, wohin das führt, wenn erst der Krieg da ist. Aber anderswo ist man bescheidener. In den Städten zum Beispiel. Und wenn mir der Domine da seinen Hans in die Lehre gibt, so soll es mir keine Kunst sein, ihn in ein paar Jahren für ein reichsstädtisches Fähnlein kapabel zu machen, wenn er nicht höher hinaus will. Freilich ein Stück Geld wird's alsdann noch kosten; denn da macht alles hohle Pfoten.«

»Ich will aber höher hinaus, Hans Erhard,« sagte der Domine. »Was das Geld angeht, dafür stehe ich dir, ich und wenn's noth thut, Mynheer van Tessel dazu. Das genügt schon. Aber meinst du, du sollst mir aus dem Jungen einen Tagedieb machen, der so ein Häuflein städtischer Krachwedel lehrt, die Köpfe hintern Wall ducken, wenn die Feinde draußen ein Feldstück auffahren? Dafür ist er mir zu schade und du auch. Das kann er auch bei dem einarmigen Feldwebel lernen, der dir mit seinen vier Invaliden die Pfalz im Rhein da unten bewacht. Nein, er

soll bei dir lernen von unten auf, damit er hernach auch in einer anständigen Armee die Feldbinde tragen kann. In fünf Jahren läuft unser Stillstand mit dem Hispanier ab. Da sollst du sehen, wie unsere Hochmögenden nach Offizieren schreien. Und wir Holländer sind nicht so. Wir messen die Leute nicht nach dem Wappen.«

»Ereifere dich nicht, Alter,« meinte der Junker. »Wenn ich Pfalzgraf wäre, ich suchte mir meine Lieutenants auch nicht wie die Stiftsdamen aus, nach der Zahl ihrer Ahnen. Also kurz, ich nehme den jungen Herrn. Die Vollmacht hab' ich für solche Fälle. Morgen tritt er mir oben auf Stahleck an. Urlaub will ich ihm bisweilen geben, daß du und unser Doktor Crustarius hier ihm ab und zu noch einiges aus eurer Gelehrsamkeit beibringt. Denn darin bin ich schwach. – Uebrigens, paß auf, er macht sich. Ich habe meinen Blick dafür. Und dann –« er flüsterte das folgende geheimnißvoll, mit erhobenem Zeigefinger sich vorbeugend – , »ich weiß ja, ihr glaubt nicht dran, aber wahr ist's doch: ich habe mir seine Geburtsstunde geben lassen, sein Vater hatte sie zum Glück in einem kleinen Gesangbuch notirt, das er bei sich führt, – es stimmt alles. Er ist unter den günstigsten Aspekten geboren, Venus ist ihm hold und der rote Mars obendrein. Da kann es ihm gar nicht fehlen.«

»Na, so gratulire ihm nur,« erwiderte der Domine ruhig. »Ich will dir aber auch etwas anvertrauen, Hans Erhard. Ich hab' mir das Datum in dem Büchlein auch angesehen, und bei mir paßt's auch. Denn dasselbe Datum

ist mir tief ins Herz geschrieben. Er ist just am selben Tage selbigen Jahres geboren, wo mein einziges Kind zur Seligkeit entschlief. Siehst du in den Sternen Gottes Willen geschrieben, warum soll ich ihn nicht auch aus dem Zufall lesen, wo meines Herzens Neigung dazu ja und Amen sagt? Und also, ihr Herren, wenn der Junker hier den Hans zum Lehrling nimmt, so will ich ihn zum Sohn nehmen, ich hoffe, er wird auch dazu nicht nein sprechen. Das ist mein Entschluß, und nicht erst seit heute.«

»Ich glaube, Ihr thut wohl daran, Herr Bruder,« meinte Doktor Crustarius nach einer kleinen Pause; auch sein Diakonus nickte freundlich, und der Junker drückte seinem Freunde ganz gerührt die Hand. »Wie diese Holländer mit Namen umspringen,« rief er. »Großartig. Der eine verwandelt vor den unfehlbaren Augen meines galanten kurtrierischen Amtsbruders in Boppard den Hans Maybrunn oder wie er hieß in ein Wächterlein, und nun will uns der hier nächstens aus dem Wächterlein einen Mynheer Jan Friso machen. Aber recht hast du, Bruder; gefällt mir sehr. Uebrigens, wer will nun noch zweifeln, daß die Sterne recht haben, he? – Aber nun laß ihn einmal antreten, meinen Rekruten, wenn er hier im Hause steckt, oder soll ich ihn ausschellen lassen?«

»Ich ruf' ihn, Euer Gnaden,« sagte der alte Diener, der während der letzten Reden mit frischem Wein eingetreten war und an seinem Kredenztsch freudestrahlend gelauscht hatte, und alsbald kehrte er mit Hans zurück.

Es dauerte eine ziemliche Weile, bis man aus dem Gewirre von Ankündigen, Danken, Glückwünschen und

Minnetrinken wieder hinlänglich zur Ruhe gekommen war, »um die Geister mit Tönen zu besänftigen«, wie sich der Junker ausdrückte. Seinem neuen Rekruten wies er als erste Dienstleistung zu, derweil für die Becher und Pfeifen zu sorgen und den eigenen Durst mit Maß zu stillen. Die geistlichen Herren lauschten den kunstreichen Duetten mit großem Behagen. Nach dem dritten oder vierten Stück meinte der Junker, sich den Schweiß abtrocknend: »Sie hat ihre Reize, die Frau Musika, aber auch ihre Malicen. Aber hier, ihr Herren, haben wir etwas, das wird euch einfacher eingehen, und wir sind es dem Domine schuldig, ja auch dem neuen Holländer da. Der muß doch auch etwas zum Ruhme seiner neuen Nation hören. Er kann uns übrigens mit seinem Hörnlein dabei helfen, so weit reicht seine Kunst und sein Naturinstrument schon.«

»Dann wollen wir aber ganz bis ans Fenster gehen, daß die draußen auf dem Rheine auch ihre Freude haben,« meinte der Domine lächelnd und deutete nach dem Zollstapel hinaus, wo ein schmucker Zweimaster lag, mit zwei großen bunten Wappenschildern am Bug. Hans holte sein Hörnchen, sie rückten ihre Noten zurecht, und feierlich gemessen, fast wie ein Choral, und doch wieder trotzig machtvoll wie eines Helden Rede klang die Melodie in den stillen Sommerabend hinaus. Merkwürdig aber war ihre Wirkung auf dem Schiffe. Nach den ersten Tönen belebte sich das Deck mit breitnackigen Burschen in ungeheuer weiten Hosen und Teerjacken, stolz flatterte die Flagge am Heck empor, und ein kräftiger Chor

stimmte in die Weise ein. Denn es war die Weise, zu der die Worte im Herzen jedes braven holländischen Soldaten und Matrosen eingeschrieben standen:

Wilhelmus van Nassouwe
ben ick, van duitschen bloet,
Den Vaderlant ghetrouwe
blijf ick tot in den doet.
Een prince von Oraengien
ben ick vrij onverveert,
Den coninc van Hispaengien
heb ick altijd gheëert

In Godes vrees te leven
heb ick altijd betracht,
Daerom ben ick verdreven,
om lant, om luit ghebracht.
Maar God sal mij regheren
als een goet instrument,
Dat ick sal wederkeren
in mijnen reghiment. –

»Und nun, ihr Herren,« sagte der greise Doktor Crustarius, nachdem sie noch eine Weile plaudernd gesessen hatten, »zum Abschied noch ein geistlich Lied! Dawider hat auch der Oberkirchenrath nichts. Seht, drüben die Berge leuchten schon röthlich. Es will Abend werden. Setzt Euch an Eure Hausorgel, Herr Bruder, Ihr kennt mein Lieblingslied, – wißt Ihr, das vom Doktor Martinus Luther.«

Der Domine nickte, klappte seine kleine Hausorgel auf, ein kurzes Vorspiel, und sie sangen:

Mit Fried' und Freud' ich fahr' dahin,
Ist's Gottes Wille;
Getrost ist mir mein Herz und Sinn,
Sanft und stille.
Wie Gott es mir verheißen hat:
Der Tod zum Schlaf ist worden.

Der alte Geistliche hatte dem Gesange der anderen still gelauscht; seine Augen leuchteten wunderbar. »Mit Fried' und Freud' ich fahr' dahin,« wiederholte er leise. »Es wird nicht mehr lang währen. Gottlob, daß ich dann sagen kann: Der Tod zum Schlaf ist worden. Unser großer Lehrer Doktor Ursinus zu Heidelberg, da er im Sterben lag, ließ sich noch einmal den Artikel von der ewigen Seligkeit vorlesen und flüsterte: ›*Certissimus*, – des bin ich gewiß.‹ Möchtet auch Ihr es allezeit und auch im Tode noch sagen können, mein lieber junger Kriegermann. Das ist der beste Segen, den Euch ein alter Theolog mit in Euer neues Leben geben kann.«

FÜNFZEHNTE KAPITEL.

In Mechthildis' Garten auf dem Mechterhof waren die letzten Sternblumen und Reseden verblüht. Die patrizischen Herrschaften hatten die Freuden des Herbstes auf ihren Landgütern zu Ende genossen und waren zurückgekehrt, um sich in ihren festen Stadthäusern mit den

dicken Mauern und den großen Kachelöfen vor dem Regen zu bergen, der unaufhörlich niederfloß. Am Ausgang des Septembers, während droben im Rheingau, noch im heitersten goldduftigen Nachsommer, die Winzer ihre Trauben schnitten, hatte es hier in der Ebene schon angefangen zu regnen, im Oktober war man den Regen satt geworden, und jetzt, nach Allerseelen, rann er noch immerfort. Aber die Reichsstadt konnte er doch nicht sauber bekommen, wenn die Schieferdächer auch von Feuchte schimmerten wie Seehundshaut und die Löwenmäuler an den Giebeln der Patrizierhäuser ganze Wasserfälle ausspieen. Als Meister Baltzer etliche Tage nach Allerseelen einzog, um seiner Gewohnheit nach in der Reichsstadt Winterquartier zu nehmen, geriet er trotz aller Erfahrung und Umsicht gleich am Thor in einen knietiefen Naturweiher, den der Regen dort zwischen den dürftig vertheilten Pflastersteinen gebildet hatte. Der wachhabende Stadtsoldat, der ihm wieder heraushalf, trug über der Uniform einen umgestülpten Sack als Regenmantel. »Ich sehe schon,« sagte der Meister Baltzer, »in eurer Stadt ist noch alles wie zuvor.«

Die Eingeborenen meinten das auch und verlangten durchaus nicht nach Neuerungen. Zwar die Angelegenheit der verschwundenen Hexe, der Brigitt vom Martinsthurm, hatte noch einigen Lärm nach sich gezogen. Gegen den gelehrten Pater Kleutermann war ein gleichfalls sehr gelehrter Franziskaner aus Koblenz aufgetreten, der unter anderem die aufregende Behauptung verfocht, der weiland Feuerwächter Hans Maybrunner sei

statt in die Hölle ins Kurtrierische gefahren und treibe sich dort mit seiner in einen Raben verwandelten Muhme als Hexenmeister herum. Da aber der Rath von diesen Dingen auch einiges wußte und seine Gründe hatte, sie nicht noch breiter schlagen zu lassen, so mußten die geistlichen Herren ihren Streit auf höhere Anweisung hin einstellen, und das öffentliche Gespräch wandte sich anderen, erfreulicheren Stadtneuigkeiten zu, wie z. B. der Hochzeit des schönen Fräuleins Johanna Reynolds mit dem reichen Rathsherrnsohn Jobst Kannemann, die im September auf dem Brautlaufhaus unter unendlichem Pomp gefeiert worden war. Noch wochenlang sprach man in den Werkstätten und Wirthsstuben von dem wunderbaren neuen Tanzspiel, das die vornehmen Herrschaften dabei aufgeführt hatten: eine Schachpartie, bei der die weißen Offiziere von den schönsten jungen Damen, die schwarzen von ihren Kavalieren dargestellt wurden, während halbwüchsige Söhne und Töchter der vornehmsten Häuser in der Rolle der Bauern ihr erstes Auftreten im Ballsaale feiern durften; als Königspaar aber wirkten auf der weißen Seite Bräutigam und Brautführerin, auf der schwarzen Brautführer und Braut. Ein entfernter Verwandter Mechthildis', der Domherr von Hernoth, hatte als eifriger Schachspieler diese reizvolle lebendige Partie erfunden und leitete sie. Auch der Junker Lambertus von Halveren hopste dabei als schwarzer Springer herum, aber der Domherr, dem seine Erscheinung mißfiel, wußte es einzurichten, daß er alsbald von einem niedlichen weißen Bäuerlein genommen wurde. Nur von fern

durfte er zusehen, wie Mechthildis als Brautführerin und weiße Königin zuletzt die Braut mit einer zärtlichen Umarmung »nahm«, den Brautführer mit höflicher Verneigung »matt setzte« und ihre schöne Beute dem siegreichen weißen König auslieferte. Einen Trost fand Junker Lambertus dabei: die Brautjungfer war noch schöner als die Braut. Der dumme Kerl, Jobst Kannemann, hatte also doch die Schönste für ihn übriggelassen.

Schärfer blickende Beobachter hätten ihm sagen können, daß in dem Wesen seiner schönen Base Mechthildis neuerdings ein neuer Zug stiller Ruhe hervortrat, der sich sehr von ihrer früheren, fast spöttischen Kälte im Umgang mit Standesgenossen unterschied, und die Kranken und Armen in den Bauernhütten des Mechterhofes wußten, wie warm und tröstlich diese großen braunen Augen, die vordem so gleichgültig blickten, jetzt auf fremdem Elend ruhten. Aber dergleichen gehört nicht zu den Veränderungen, die ein junger Stutzer in den Zügen seiner Nachbarin zu lesen weiß.

Auch über Mechthildis' Oheim war seit Anfang des Sommers ein ganz neues Wesen gekommen, das seinen Kollegen viel zu denken gab. Vom Rathsschreiber hatte er sich eine Unmenge alter Akten zur Durchsicht ausliefern lassen, darunter auch alle, die sich auf die bisher in der Stadt verhandelten Hexenprozesse bezogen. Nur um diese war es ihm zu thun; aber der Vorsicht wegen ließ er sich auch die übrigen vorlegen und kam dadurch plötzlich in den Ruf eines beispiellos fleißigen und gewissenhaften Bürgermeisters, zumal er nach Aussage seiner

Diener auch zu Hause noch tief bis in die Nacht hinein über allerlei gelehrten Büchern wachte. Auch hatte man bemerkt, daß er verschiedenemal mit dem Domherrn von Hernoth unter vier Augen konferirte, als ob er vorhabe, auf seine alten Tage zu spekuliren; denn der Domherr von Hernoth war durch eine merkwürdige Neigung bekannt, die ihn fast noch mehr beschäftigte als das Schachspiel, – er war unermüdlich darauf aus, für andere unter der Hand Kauf- und Tauschgeschäfte zu vermitteln, ohne Vergütung und aus reiner Liebhaberei, wie er auch die weltlichen Geschäfte des Stiftes Marienforst und anderer Klöster unentgeltlich verwaltete. Nebenbei erwies sich Herr Winand jetzt als großer Verehrer der volkstümlichen Orden, er machte Geschenke in seinem und seiner Nichte Namen an Jesuiten, Kapuziner, Franziskaner, so daß einige Spötter meinten, er stelle sich an, als ob er vermittelst geistlicher Beihilfe in den Rath gewählt werden wolle, wo er doch schon Bürgermeister sei. Man wurde nicht klug aus seinem Treiben; das aber war unverkennbar, daß das eifrige Studium – und vielleicht auch der starke Wein, mit dem er sich dabei labte, ihm nicht zuträglich war. Seine Gesichtsfarbe ward immer unheimlicher, seine Zunge schwer und seine Hände zitterten.

Herr Sebalduß von Halveren verfolgte die Aenderung im Wesen seines Kollegen sehr aufmerksam und fand, daß sie vortrefflich in seine eigenen Zukunftspläne paßte. Es konnte nichts schaden, wenn Herr Winand zeitig das

Irdische segnete und die Vormundschaft über Mechthildis, wie anzunehmen, an ihren zukünftigen Schwiegervater übertrug. Denn daß er das werde, davon war Herr Sebaldus von der hohen Meinung, die er von den Vorzügen seines Lambertus hegte, nach wie vor überzeugt; und Herr Winand hatte seinen vorsichtigen Andeutungen über diesen Punkt nicht widersprochen. Daß es unsittlich sei, in solcher Weise auf den Tod eines Verwandten und Gefreundten zu hoffen, fiel Herrn Sebaldus gar nicht ein. Seine Moral bezog er vom Rechenbrett. Mit dieser Moral hatte er sich den Ruf eines umsichtigen und rechtlichen Kaufherrn und sogar eines vortrefflichen Politikers erworben und hoffte mit ihr auch das Glück seines Sohnes zu begründen.

Am Tage nach seiner Rückkehr stand Meister Baltzer neben Mechthildis vor ihrer kleinen Staffelei, um ihrem jüngsten malerischen Versuch mit einigen Winken nachzuhelfen. Sie nahm seine Belehrung freundlich an und arbeitete eine Weile emsig fort. Dann ließ sie den Pinsel sinken und fragte, ohne sich umzuwenden: »Ihr wart vorhin bei dem Oheim unten. Wie findet Ihr ihn, Meister Baltzer?«

»Etwas müde,« antwortete er ausweichend.

Mechthildis nickte traurig. »Er studirt gar zu viel. Und dazu immer diese schrecklichen Dinge, – diese Hexenprozesse. Ich weiß gar nicht, was er daran findet . . . Nun erzählt mir weiter von Euch,« fuhr sie nach einer Pause heiterer fort. »Von Euren Bildern in Diez habt Ihr mir

schon berichtet. Wie lebt Ihr denn da? Was macht Eure Haushälterin, die Brigitt? Bäckst sie noch immer so gut?«

Meister Baltzer starrte die Fragerin sprachlos an.

Sie hatte sich bei ihren letzten Worten ganz zu ihm umgewandt, und als sie ihm jetzt in das verblüffte Gesicht sah, flog etwas von dem alten Muthwillen über ihre Züge.

»Es ist zu dumm mit dem Versteckspielen,« rief sie leise lachend. »Besonders wenn die alten würdigen Herren es treiben wollen. Meister Baltzer, Ihr seid sonst so ein ehrlicher, lieber, alter Freund, warum wollt Ihr mir denn just das Beste nicht eingestehen, wodurch Ihr diese Stadt vor einer Blutschuld bewahrt habt, die ein thörichtes Mädchen durch seine Spielerei beinah über sich und sie gebracht hatte? – Nein, seht Euch nur nicht so erschrocken um. Wir sind allein, und diese Wände haben keine Ohren. Uebrigens, – mein Oheim weiß doch schon darum, nicht wahr? Und am Ende war das die ganze wichtige Sache, über die er heut allein mit Euch reden wollte.«

»So? wollte er das?« versetzte Meister Baltzer, noch immer sehr bestürzt. »Ihr könnt einen wirklich aus der Fassung bringen mit Euren überklugen Einfällen. Aber thut mir den Gefallen und laßt sie fahren, diese Einfälle; sprecht sie um Gottes willen gegen niemand aus. Was meine Haushälterin angeht, die so gute Kuchen buk, die ist vor sechs Wochen selig entschlafen und auf dem Kirchhof zu Diez begraben worden, just auf den Michaelstag. Gott hab sie selig. Es ist unrecht von Euch und unrathsam, wenn Ihr sie in Euren Gedanken mit einer anderen

zusammenbringt, die nach allgemeinem Befund der Teufel vor etlichen sieben Monaten hier aus der Stadtfronerei geholt hat. – Aber weil wir doch einmal von der vertrackten Geschichte reden und die Wände hier, wie Ihr meint, keine Ohren haben – Gott geb, daß sie jedes Geheimniß bewahren, das sie von früher her wissen! – sagt mir doch, was meintet Ihr eben mit der Spielerei eines jungen thörichten Fräuleins? Wie war das eigentlich mit der Taube?»

Mechthildis erröthete. »Einverstanden,« sagte sie. »Ich will's Euch erzählen. Aber nur, wenn Ihr mir zuvor sagt, was Ihr über den jungen Feuerwächter wißt. Macht nur nicht wieder so große Augen. Das weiß ja die ganze Stadt, wie er damals durchs Thor entwichen ist. Wir haben sechs Bürgermeister und zweiundfünfzig Rathsherren, meint Ihr, was die in geheimer Sitzung berathen, das hielten sie ihren Frauen und Nichten daheim verborgen?«

»Schrecklich,« seufzte Meister Baltzer. »Also das nennt man Amtsgeheimniß. Nun, was mich angeht, ich weiß nichts von jenem Hans Maybrunner. Aber einen, der Zug um Zug so aussah wie er, nur brauner im Gesicht und mit einem ganz ansehnlichen Schnurrbart, den hab' ich vor zwei Monaten etwa zu Bacharach vor der Burg Wache stehen sehen, in kurpfälzischer Montur. Der heißt aber Jan Friso. Ein alter reicher Holländer, ein Freund von mir, hat ihn adoptirt und will nun durchaus einen General aus ihm machen. Von dem hat er auch seinen Namen. Früher hieß er anders, er ist übrigens ein Neffe von meiner seligen Haushälterin, die ihr mit der Brigitt verwechselt.«

»Gott sei Dank!« seufzte Mechthildis und streckte dem alten Freunde die Hand hin. »Meister Baltzer, Ihr versteht es, die Thorheiten anderer Leute wieder gut zu machen, und wenn alle so wären, wie Ihr –«

»Es wäre eine nette Menschheit, nicht wahr?« fiel der alte Maler ein. »Danke für das Kompliment. Der liebe Gott wird doch seine Gründe haben, daß er nicht lauter Kerle wie mich herumlaufen läßt. Aber nun seid Ihr an der Reihe.«

»Was soll ich Euch da viel erzählen?« begann Mechthildis nach einer Weile zögernd. »Kann ich mir's doch selber kaum klar machen, wie ich damals auf den nährischen Einfall kam. Und wie sollt' ich's vollends Euch erklären? Ihr, so klug und besonnen, so hell im Dunkeln, wie die Lichter aus Euren Bildern, – könnt Ihr Euch denken, wenn man so am schönsten Tage allein ist in der Natur und ein Knospen ringsum, ein erstes Klingen und Frühsonnenschein und eitel Freude, und man fühlt sich mit einemmal so unsäglich allein, so arm und verworren und dunkel in der Seele, daß man die Hände ausrecken möchte und rufen: Ach, jetzt nur eine Hand, die mich wegführt, – eines Engels oder Menschen Hand, die mich aus der Einsamkeit leitete – Ihr könnt's Euch nicht denken!«

»Glaubt immerhin, daß ich es kann,« versetzte der alte Maler nach einer Weile. Er hatte die Augen von der Sprecherin abgewandt und blätterte in einem kleinen Buche, das vor ihm lag. Seine Stimme klang wunderbarlich weich.

»Ja,« fuhr Mechthildis in ihrer Beichte fort, »und so war's. Ein Frühlingstag, draußen auf dem Mechterhof, in meinem Garten. Ich hatte zeichnen wollen, aber es ging nicht. Ringsum so ein wundersamer goldiger Schein, der feinste Nebelduft, wie ein Hauch; und alle die ersten Stimmen der lieben Vögel, und die Luft lau, – und alles, was ich wieder einen langen, nutzlosen Winter lang mitgetrieben und mitgenossen, war mir auf einmal so wüst und leer in der Erinnerung. Und es war mir, als ob der goldige zitternde Nebel über mir nur auf ein Zeichen von mir wartete, um zu zerreißen und mir etwas Besseres zu zeigen, – etwas Gutes zu thun, wißt Ihr, zu thun! Und da –« sie erröthete und ihre Stimme wurde noch leiser, »da traten mir just meine Tauben in die Augen, und der Vers fuhr mir durch den Sinn aus einem Mädchenspiel, das wir im Stift oft getrieben:

Flieg aus, flieg aus, du Taube mein,
Du sollst mein lieber Bote sein, –

und ehe ich selber recht dachte, was ich that, hatt' ich das darauf folgende Verschen zweimal aufgeschrieben, in die Federspulen von ein paar kleinen Pinseln gesteckt und den Tauben angeheftet. Husch, flog das Paar auf, als ob es nur darauf gewartet hätte, und ehe ich anfang, meinen albernem Streich zu bereuen, waren sie in dem Goldnebel verschwunden. Ich hab' sie nie wiedergesehen. – Hernach, den ersten Tag über war ich schrecklich unruhig, ich schämte mich vor jedem, der mich nur ansah. Dann

kamen wieder andere Dinge darüber, und ich hatt's beinahe vergessen. Bis an jenem Tag, wißt Ihr, wo Ihr und der Oheim mir zuerst von dem Hans – von dem Feuerwächter oben auf dem Martinsthurm erzählten, als wir die Tauben kreisen sahen und Ihr mich nach den meinen fragtet, – da fiel's mir wieder auf die Seele. Ach, aber dann den folgenden Tag, als mir der Oheim erzählte, wie's mit der alten Brigitte gekommen war und was sie den Herren berichtet hatte, – als ich merkte, was der Zufall aus meinem dummen Streich gemacht, wie wurde mir da zu Muthe! Ich sündiges Menschenkind, ich hatte den Himmel zu einem Zeichen herausgefordert, und der Teufel gab Antwort!«

»Laßt nur den Teufel aus dem Spiel,« versetzte Meister Baltzer. »Einstweilen regiert unser Herrgott noch die Welt, und mich dünkt, er hat uns auch in dieser wunderbaren Geschichte gezeigt, daß er's noch immer versteht.«

Mechthildis nickte und fuhr sich mit ihrem Tuch über die Augen. »Auch ich hab' es hernach so erkannt,« sagte sie, »Und – ich weiß nicht, es klingt ja wohl recht dumm, wenn ich's sage – es ist etwas in mir anders geworden seitdem. Als Ihr – nun, hebt nur nicht den Finger –, sagen wir, als die alte Brigitt glücklich entkommen war – ich wußte ja so gut wie sicher, daß Ihr es gethan! – und als ich dann von meinem Oheim erfahren, was die beiden Landstreicher über die Flucht des jungen Gesellen berichtet hatten, – da war mir's so leicht um's Herz; aber wißt Ihr, auch so eine Lust: jetzt nicht bloß beten, jetzt auch etwas thun! Ich sah unsere Leute draußen auf dem Mechterhof, wie sie arbeiteten und sich's sauer werden

ließen, und dabei immer rüstig und fröhlich zur rechten Zeit; und sie haben es doch so schwer! Darauf hatte ich früher nie geachtet. Nun war's doch, als ob mir auf einmal die Augen aufgingen. Und wie ich dann merkte, wie sie einen dankbar ansehen für jedes freundliche Wort, und gar die Kranken, und erst die Kinder! – da kam mir's wohl zuweilen: das ist der Segen, der dich hinter dem Nebel erwartete, und nicht erst an jenem Frühlingsmorgen. Und wunderlich! viel leichter wurde es mir nun auch, die Dummheiten zu ertragen, die mich vordem von unseren jungen und alten Kavalieren so viel geärgert hatten. Und überhaupt all das kleine Zeug, das einen so in der Welt ärgert, – ich fand, es ließ sich leichter tragen, wenn man erst selber versucht, sich ein klein wenig nützlich zu machen. Nun lernt' ich ein Büchlein lesen und verstehen – Ihr habt es just in der Hand –, die Muhme Aebtissin hatte es mir vordem geschenkt, ohne daß ich es sonderlich achtete. Es ist des seligen Thomas a Kempis lateinisches Buch von der ›Nachfolge Christi‹. Ich las darin und ich fand, daß es doch noch etwas mehr sagt als die alten heidnischen Poeten, die ich vordem eine Zeitlang so gern gelesen.«

»Sie sind auch nicht zu verachten,« erwiderte Meister Baltzer. »Ich sagt' Euch ja, unser Herrgott hat die Menschen verschieden gemacht, und die Bücher auch; man kann sein Theil von jedem lernen.«

»Es ist doch ein Unterschied,« versetzte Mechthildis. »Und seht, was mir dies Büchlein so werth macht: es ist immer ein Sporn darin. Es weist einem die Seelenruhe,

aber nur von fern. – Nun, habt nur keine Angst: eine Be-guine werde ich darum nicht. Der liebe Gott weiß auch hier draußen in der Welt immer ein Plätzchen, wo man ihm mit guter That dienen kann. O, Meister Baltzer, eine rechte, gute Liebesthat! Das ist das Beste, wonach mein Herz verlangt. Und dazu habt Ihr es mit erzogen.«

In diesem Augenblicke trat Herr Winand ein. Er bemühte sich, recht scherzhaft zu reden; um so deutlicher trat der müde, schlaffe Zug in seinem Antlitz hervor.

Als Meister Baltzer am folgenden Morgen in seiner hochgelegenen Klausen saß, stürzte sein getreuer Page Hendricus mit einer Neuigkeit herein, die er eben auf dem Kirchgang erfahren: der Bürgermeister Herr Winand war gestern abend, mitten in der Berathung, vom Schläge getroffen worden.

»Das arme schöne Fräulein!« schluchzte Hendricus, und Meister Baltzer sprach es ihm in tiefster Seele nach, während er nach dem Mechterhause eilte.

Vor dem Portal drängte sich eine bunte Menge, neugierig und theilnehmend. Eben als Meister Baltzer anlangte, trat der Bürgermeister Sebaldus von Halveren in Begleitung seines Sohnes heraus. Herr Sebaldus sah finster drein, das gutmüthige Gesicht des Junkers aber strahlte ordentlich: »Es ist gottlob nicht so schlimm,« rief er mit seiner Fistelstimme über die fragende Menge hin. »Seine Gestrengen leben und werden, so Gott will, weiter leben!«

In diesem Augenblicke verzieh ihm Maler Baltzer seine sämtlichen Dummheiten.

Oben im Vorsaale ging es ab und zu von vornehmen Theilnehmenden. Meister Baltzer wurde anscheinend schon erwartet; ein Diener geleitete ihn sogleich zu Mechthildis, die er in Gesellschaft des Domherrn traf. Sie sah sehr blaß aus, aber es lag eine Gefaßtheit in ihren Zügen, die beinahe freudig zu nennen war, und während sie die Worte des Junkers mit ausführlicherem Bericht bestätigte, wurde es dem alten Meister immer klarer, was dieser Ausdruck bedeute: sie hatte nun am Krankenbett ihres Oheims die Stätte eines sie voll beanspruchenden Liebeswerkes gefunden.

Herr Winand war bei Bewußtsein und Sprache, die Aerzte hofften ihn zu erhalten; aber der Körper werde wohl gelähmt bleiben.

»Er hat eine Bitte an Euch, Meister Baltzer,« sagte der Domherr.

»Ja, eine große Bitte,« fiel Mechthildis ein. »Ob Ihr nicht, solange Ihr in der Stadt bleibt, sein Gast sein wollt? Er hätte Euch gern in der Nähe. Nicht wahr, Ihr thut es?«

»Thut's, Meister Baltzer,« sagte der Domherr. »Eure Gesellschaft wird ihm heilsamer sein, als die Besuche gewisser Kollegen.«

»Natürlich thu' ich's,« erwiderte Meister Baltzer. Mechthildis drückte ihm dankbar die Hand, dann eilte sie zu ihrem Kranken.

»Ich glaube, ich weiß, auf wen Ihr anspielt, hochwürdigster Herr,« bemerkte Meister Baltzer leise. »An einen Krankensessel paßt der mit seinem Inquisitorgesicht freilich nicht. Uebrigens so verdrießlich wie vorhin, als er

hier aus dem Hause kam, habe ich ihn noch nie gesehen.«

Ueber das kluge glatte Priestergesicht des Domherrn flog ein zufriedenes Lächeln. »Das wird wohl seine Gründe haben,« meinte er. »Ich vermuthe, er hat sich unserem Kranken freundlichst als Stellvertreter für die Vormundschaft über mein Fräulein Nichte antragen wollen. Und da wird es ihn überrascht haben zu hören, daß der Posten schon im voraus besetzt ist, – nämlich mit mir.«

»Hm,« machte der Meister Baltzer, »das Schachspielen bildet seine Leute doch.«

SESechzehntes Kapitel.

Junker Johann Erhard Knebel, der Oberamtmann zu Bacharach, stand im Rufe eines strengen Lehrmeisters, der stramm durchgriff und das Halbe so wenig bei anderen wie bei sich duldete. »Von einem gemeinen Köter kann man nicht mehr verlangen, als daß er bellt und zuschnappt, wenn die Spitzbuben kommen,« sagte er. »Aber was Race hat, das will ordentlich dressiert werden.« An seinem neuen Rekruten Hans Friso, wie er jetzt hieß, hatte er Race bemerkt, und demgemäß faßte er ihn an. Es war eine harte Lehrzeit für Hans. Die Ausbildung des jungen Kriegers hatte buchstäblich von der Pike an begonnen; denn noch bildeten die Träger dieser Waffe den wichtigsten Theil des Fußvolkes. Man nannte sie die Lastesel, und als Hans anfang die Waffe zu handhaben, merkte er auch, warum sie so hießen. Ueberhaupt sorgte der alte Feldwebel, dem der Junker seinen militärischen Elementarunterricht anvertraut hatte, ganz im

Sinne des Meisters dafür, daß Hans für die ersten Monate nicht aus dem Turnfieber herauskam. Der Junker selbst hatte sich etliche Fächer: vorab Reiten, Degenfechten und die »Kriegsmoral«, wie er es nannte, vorbehalten, und schließlich trat auch der Domine in das militärische Lehrerkollegium ein – in der Lehre vom Wesen und Bedienung des Geschützes, worin die seefahrenden Völker, die Spanier, Türken, Engelländer und vor allem die Holländer damals den Landratten weit überlegen waren.

»Wie die Pein, so der Wein,« sagte der Domine eines Tages, als sie nach einer besonders anstrengenden Uebung auf die Weinberge hinabschauten, die in diesem Jahre dem Winzervolke für unendliche Mühen einen reichen Ertrag versprochen. Hans nickte verständnißvoll. Er empfand an sich die Wahrheit des Sprichworts. Mit jedem Tage in der scheinbaren Knechtschaft einer strengen Disciplin wuchs ihm jetzt das Gefühl eines männlichen, zukunftsfrohen Selbstvertrauens. Freilich hätte er sich mit der Disciplin nicht so glücklich abgefunden, wenn sie ihm nur von außen gekommen wäre. Aber sie kam auch von innen, aus dem Willen, und darum ward sie ihm leicht. Darin lag auch das Geheimniß der Achtung, die ihm alsbald von seinen Kameraden und allem Dienstvolk auf der Burg zutheil geworden war. Der Junker Amtmann hatte ein wachsames Auge, aber auch viel zu überwachen, und wenn Hans gewollt hätte, so würde er leicht Mittel und Wege gefunden haben, um sich an mancher scharfen Ecke des Dienstes vorbeizudrücken oder doch dafür

in leichtsinnigem Vergnügen schadlos zu halten. Die Leute wußten ja doch, daß er etwas Besonderes war, wenn er auch noch kein Abzeichen einer Charge auf dem braunen Soldatenwams trug, sie sahen um ihn den ganzen Abglanz des Ansehens und Reichthums seines Adoptivaters leuchten und wären ihm dementsprechend entgegengekommen. Da er aber an eine gelegentlich in kameradschaftlichen Formen geübte Freigebigkeit nie die Bedingung unnobeler Gegendienste band, ja auch die Andeutung von solchen geflissentlich überhörte und auch in seiner Lebensweise die richtige Mitte zwischen seiner günstigeren Glücksstellung und seinem derzeitigen Stande hielt, so fanden die Leute, daß er wirklich verdiene, »etwas zu werden«.

Ein unerwartetes Wiedersehen hatte ihm der Besuch des Meisters Baltzer gebracht. Der alte Maler war durch die Briefe des Domine von der Ankunft des Flüchtlings in Bacharach, von seinem vorherigen Erlebniß mit Mynheer van Tessel und Renata unterrichtet worden, und nachdem er nun auch die neue Wendung seines Geschickes erfahren, ließ er es sich nicht nehmen, gegen Ende des Sommers nach den vier Thalen heraufzureisen. Die beiden hatten einander viel zu erzählen, Meister Baltzer aber verstand auch die Kunst, über gewisse Dinge, wo es ihm nützlich schien, weniger zu erzählen, als er wußte.

Unbedenklich berichtete er Hans, wie er mit dem Meister Jobst Frauentrost die Flucht der alten Brigitte verabredet und bewerkstelligt habe. Als aber Hans unter Bestimmung des Junkers von der Fügung des Himmels redete, die ihn durch jene wunderbare Taubenpost auf den heißen Stein geführt habe, begnügte sich Meister Baltzer mit einem ungläubigen Lächeln. »Die vornehmen Herrschaften in der Stadt treiben ja allerhand Spielerei mit Tauben,« meinte er. »Es ist eben ein Zufall gewesen.« Nur seinem alten Freunde, dem Domine, von dessen Verschwiegenheit er genügend Proben besaß, vertraute er unter vier Augen an, wer die Absenderin jener Taube gewesen sei. Es war nicht das erste Mal, daß er mit dem Domine über Mechthildis sprach. »Es hat eben jeder sein Sorgenkind,« meinte er. »Ihr habt Euch jetzt auch eins verschafft, sorgt nur, daß er nicht wieder ins Träumen kommt, Euer Hans.« Uebrigens schien er sehr zufrieden von allem, was er hier sah, und ganz besonders freute er sich auf den Eindruck, den er bei Brigitte mit der Schilderung ihres kriegerischen Neffen machen werde. Einen Monat darauf kam dann leider die Meldung von ihm, daß die gute Alte nach einem kurzen Krankenlager aus diesem Leben geschieden sei.

Hans durfte die Nachricht mit einer Bewegung aufnehmen, die durch keine Selbstvorwürfe verbittert war. Er wußte, daß die Alte bei Meister Baltzer einen friedlichen und sorgenfreien Lebensabend gefunden hatte. Sein eigenes Verhältniß zu ihr war nie besonders innig gewesen;

als er damals zu ihr zog, um ihr den Verbleib in ihrer gewohnten Umgebung zu erhalten, hatte ihn weit mehr das schwärmerische Bedürfniß nach einer guten That geleitet, als persönlicher Antheil an seiner Muhme, und während ihres Zusammenlebens war die Freundschaft nicht inniger geworden. Durch Meister Baltzer hatte er ihr von Bacharach aus noch etliche ihrem Geschmack angepaßte Geschenke gesandt. Und ihren Dank dafür in einem dem Meister Baltzer diktirten, sehr kurios abgefaßten Briefe erhalten; weitere Beisteuer hatte der alte Maler damals abgelehnt. »So lange die Brigitt für mich sorgt, kann ich auch für sie sorgen,« erklärte er. Nun war sie erlöst aus dieser Welt der Leiden und Hexenprozesse, und mit ihrem Tode war ein dunkles Band zerschnitten, das Hans noch an die Vergangenheit fesselte.

Wenige Tage nach der Todespost aus Diez begann in den vier Thalen ein überaus lebhaftes und lustiges Treiben. Die Weinlese war eröffnet, und was für eine Weinlese! Seit zwanzig Jahren hatten die edlen Reben nicht so zeitig gereift und nach Menge und Güte so vortrefflichen Ertrag verheißen. Selbst die müden, sanften Augen des greisen Doktors Crustarius, der langsam, auf den Arm seines Diakons gestützt, durch die Reihen der Winzer wandelte, ließ die Fülle des Segens noch einmal in einem weinfrohen Glanze aufleuchten, der vielleicht keinem Oberkirchenrath, aber dem lieben Gott gewiß sehr gefiel. Nur Hans fühlte sich inmitten der allgemeinen Fröhlichkeit einsam und enttäuscht. In der Menge der Gäste vermißte er eine zarte Gestalt, auf deren Anblick

er sich seit Monaten heimlich gefreut hatte, und nun er sie vermißte, empfand er erst recht, wie sehnlich er auf sie geharrt hatte.

Im Laufe der Monate hatte sich in seiner Lade ein kleiner kostbarer Schatz angesammelt, eine Anzahl Briefchen von seinem Raben, in einer zierlichen mädchenhaften Handschrift. Der schwarze Briefsteller entschuldigte sich gleich im ersten, daß er dem Fräulein Renata diktieren müsse, da er selber noch immer nicht schreiben könne. Diktieren konnte er jedenfalls um so besser – es war erstaunlich, wie anmuthig und herzlich zugleich er immer wieder, zwischen allerlei kindlichem Geplauder von seinem Zusammenleben mit den »bunten krummschnabligten Vettern aus dem Mohrenland«, von dem Fräulein zu erzählen wußte, das seinem früheren Herrn so dankbar sei, so froh, daß es ihm gut gehe, und so gespannt darauf, ihn zur Weinlese in Bacharach wiederzusehen. Die Briefe Mynheers van Tessel an den Domine, in welche diese Rabenpost beigelegt war, enthielten ja auch viel Schmeichelhaftes für Hans; Mynheer wünschte seinem alten Freunde immer wieder Glück zu einem solchen Adoptivsohne und versicherte jedesmal, wie sehr es ihn allzeit freuen werde, Hans aus allen Kräften dienen zu können; aber der Rabe wußte ihm doch noch ganz anders ans Herz zu greifen. Immer aufs neue las Hans diese Briefchen, obzwar er sie längst auswendig wußte und manche Stellen aus ihnen sich unzähligemal hersagte, wenn er des Nachts auf einsamer Wacht stand, das

Glöckchen in der verlassenen Wernerskirche leise klingen hörte und drüben, auf dem heißen Stein, das weiße Sommerhäuschen seines Adoptivvaters im matten Sternenlichte schimmern sah. Und dann war es ihm wie ein seliges scheues Ahnen, als ob er die Sendung der Taube damals doch eigentlich recht gedeutet habe.

Nun aber waren die ersehnten Gäste doch nicht gekommen. Auch der Domine schien das vereitelte Wiedersehen schwer zu verwinden; er sah überaus ernst und kummervoll aus, nachdem er den Absagebrief seines Freundes gelesen. Als ihn Hans fragte, warum sie denn nicht kämen – der Rabe hatte in seinem dermaligen Brief vor lauter Bedauern vergessen, den Grund anzugeben – antwortete der Domine: »Geschäfte, – Herr Adriaan hat daheim zu viel zu thun. Und dann wäre die Reise auch wohl zu anstrengend für Renata.« – »Das Fräulein ist doch nicht krank?« fragte Hans erblassend. Der Domine sah ihm theilnehmend in das verstörte Gesicht. »Nicht doch,« versetzte er mit einem schwachen Lächeln. »Sie ist nur sehr zart, weißt du. Und die Aerzte sind ängstliche Leute.«

Einem Jüngling, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, wird die Enttäuschung eines nichterfüllten Wunsches zum Sporn erhöhten Pflichteifers. Der Junker Amtmann hatte alle Ursache, mit seinem militärischen Novizen zufrieden zu sein, zumal in einer Zeit, wo die allgemeine Festfreude die Versuchungen so nahe legte. Wortreiches Lob verschwendete der Junker nicht; um so schwerer wegen die knappen Aeüßerungen seines Beifalls bei seinen

Untergebenen, da sie wußten, daß ihm seine Stellung in hohem Maße die Macht gab, auch anders als in Worten zu lohnen und zu strafen. Auch von dieser Macht hatte Hans jetzt eben einen Beweis empfangen, auf den er sehr stolz war. Er hatte die Stufen der Pike und Muskete jetzt hinter sich und trug als Gefreiter die Montur eines Dragonerregiments, das allerdings bis auf einen winzigen Stamm ganz auf dem Papier stand und erst im Kriegsfall von dem Junker als Obersten geworben werden sollte.

Kurz nach der Weinlese hatte der große Markt begonnen, auf dem der Bestand des vorigen Jahres an heimischen und rheingauischen Weinen zur Versteigerung gelangte. Das war eine Zeit, wo das alte Bacharach vor Antritt des Winterschlafes noch einmal sehr munter wurde und eine Menge vornehmer Gäste sah. Es entsprach dem vorsichtigen Wesen des Junkers, daß er eben in dieser Zeit ein besonders scharfes Auge auf seine Burg und Leute hatte und dafür sorgte, daß sie sich vor all dem Besuch in gutem Lichte zeigten. Heuer aber hatte er dazu noch seine besonderen Gründe. Unter den fremden Gästen war einer erschienen, der vordem selber auf Stahleck kommandirt hatte und jetzt in Heidelberg im Rathe des Kurfürsten, mehr noch der Kurfürstin, die erste Geige spielte. Das war der Ritter Heinz-Dietrich von Schönburg, derzeit Geheimer Rath, Burggraf zu Starkenburg, Vogt und Gardeobrist zu Heidelberg, ein mächtiger Herr und nicht unwürdig des großen Namens seines Geschlechtes, das der Welt vor ihm und nach ihm so viele berühmte Kriegshelden und Fürstenräthe schenkte. Er

hatte die Weinlese bei seinem Bruder auf der Stammburg vor Oberwesel gefeiert und war nun auf der Heimreise von dorthier mit etlichen Kavalieren in dem Schönburgschen Erbause zu Bacharach eingekehrt, um in den vier Thalen die Martinsgans zu essen, wie er sagte; einen amtlichen Auftrag zur Inspektion der Feste habe er nicht. Die beiden gewaltigen Herren behandelten einander sehr höflich, aber der Junker war auf seiner Hut.

Auf den zweiten Abend war der Geheime Rath zu einem großen Bankett im Rittersaal der Feste geladen. Als er, eine halbe Stunde vor Beginn, droben schon die Lichter festlich schimmern sah, verließ er mit seinen Kavalieren ohne Auffallen die Stadt und führte sie unterhalb des Burgberges bis an einen schmalen Pfad. »Laßt uns hier heraufsteigen,« sagte er, »ich kenne den Weg.« Die Herren nahmen das Gebot verständnißvoll auf, und nach einer Viertelstunde mühsamen Steigens winkte ihnen in der Mauer der weitläufigen Feste ein hübsches kleines Pförtchen. Hier aber vertrat ihnen ein junger, schnurrbärtiger Dragoner den Weg, die kurze Radschloßflinte schußgerecht im Arm, und verlangte Losung und Parole.

»Weg da, Kerl!« sagte der Geheime Rath, »siehst du nicht, wer wir sind?«

Der Dragoner wiederholte seine Forderung und hob die Waffe.

»Was soll das heißen?« rief Der von Schönburg, »willst du gehorchen, Kerl?«

»Nur meinem Oberst,« erwiderte Hans, und da der Geheime Rath den Fuß vorsetzte, rief er: »Halt!« und richtete den Lauf gerade auf die Brust des hohen Herrn.

Dieser fuhr mit der Rechten nach dem Degengriff, die anderen Herren drängten scheltend auf Hans los, und es war die höchste Zeit einzugreifen für den stillen Beobachter, der den Vorfall unbemerkt gesehen und wahrscheinlich – ohne Hans freilich etwas davon zu sagen – vorhergesehen hatte.

»Was ist denn das hier?« rief eine barsche Stimme, und der Junker Johann Erhard erschien in seiner ganzen Breite, dienstmäßig gerüstet, unter dem Thor. Er warf einen kurzen Blick über die Gruppe und wandte sich dann an Hans: »Schildwach, was gibt es?«

Die Schildwache berichtete in vorschriftsmäßiger Stellung und Rede, ohne sich durch das Dazwischenrufen der anderen stören zu lassen: »Die Leute wollten hier herein, verweigerten Losung und Parole, respektirten die Wache nicht. Sonst nichts Neues.«

»Schön. Und wenn sie sich weiter widersetzt hätten?«

»Würde ich die Waffe gebraucht haben.«

»Und sonst?«

»Hätte ich sie aufgefordert, mir ihre Waffen auszuliefern, und sie nach Ablösung zur Wache eskortirt.«

»Wenn sie aber weggehen wollten?«

»Dreimal ›Halt!‹, dann, wenn nicht gefolgt wird, schießen.«

»Schön. Sag mal, weißt du auch, wer die Herren sind?«

»Nein.«

Hier mischte sich der Ritter Heinz-Dietrich, der bis dahin, zwischen Beschämung und militärischem Behagen schwankend, zugehört hatte, ein. »Das gesteh' ich, Herr Vetter,« rief er ärgerlich lachend, »Ihr haltet stramme Zucht. Aber was verführt Euch denn, dieses Hinterpförtchen so sorgsam bewachen zu lassen, das doch nur für verliebte Schloßknechte und Winzermädchen da ist?«

»Möglich, Euer Gnaden, daß es im Frieden meist dazu dient,« erwiderte der Junker trocken. »Habe aber aus Eurem eigenen Promemoria bei Antritt meines Postens ersehen, daß es eine hochwichtige Stelle im Kriegsfall ist. Und Ihr wißt, eine Feste muß allzeit auf den Kriegsfall gerüstet sein. Ein Glück, daß ich just selber die Runde machte. Ihr habt gehört, was die Schildwache vorhatte.«

»Na, was das betrifft,« brummte der Ritter und maß den Dragoner, der jetzt auf den Wink des Kommandanten hin vor dessen Gästen präsentirte, mit einem langen Blick. »Aber recht hatte der Bursche. Braver Kerl. Könnten bald viele davon brauchen.«

Eine Stunde darauf stand Hans, dem Befehl gemäß, den ihm die Ablösung gebracht, im Bankettsaal des Schlosses vor seinem Kommandanten und dem fremden Herrn, den er kurz zuvor so gefährlich bedroht. Dieser aber schien darum keinen Groll zu hegen, denn er hielt ihm eine sehr schmeichelhafte Lobrede, und zum Schluß ließ er ihm einen Humpen reichen und stieß mit ihm auf das Wohl Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht des Pfalzgrafen an.

SIEBZEHNTE KAPITEL.

Durch das kleine Abenteuer war Hans der Held der ganzen Garnison geworden. Der Junker Amtmann vermied es zwar, viel Aufhebens von der Geschichte zu machen; aber er konnte nicht verhindern, daß die Besatzung auf den jungen Gefreiten fortan mit kameradschaftlichem Stolze blickte. Aus der Wachtstube pflanzte sich diese Verehrung für Hans auf die Bürgerschaft der kleinen Stadt fort, die jetzt täglich mehr durch die rauhe Gewalt des Winters von der Außenwelt abgeschnitten und zu ihrer Unterhaltung auf die heimischen Neuigkeiten angewiesen war. In dieser Enge war die Vertheidigung der Feste Stahleck gegen den Einbruch des Geheimen Rathes und seiner Kavaliers schon ein wichtiger Gesprächsstoff, und das Komische des Vorfalles erhöhte für die fröhlichen Bacharacher Gemüther noch den Reiz der Geschichte, somit auch die Beliebtheit ihres jugendlichen Helden.

Hans bekümmerte sich wenig um die freundlichen Legenden, mit denen das Wohlgefallen der Soldaten und Bürger allmählich seine Person und selbst seine Abkunft umspann. Er benutzte die größere Muße, die auch ihm die Jahreszeit verschaffte, um sich aus Büchern, mehr noch aus Gesprächen mit seinem Vater, den beiden geistlichen Herren und anderen erfahrenen Männern zu bilden. Auch der Junker Amtmann ließ den Rangunterschied, den er oben auf der Feste schon um der anderen willen festhalten mußte, im Hause des Domine beiseite

und freute sich, wie sicher und bescheiden zugleich sein Zögling sich in Gesellschaft von älteren und vornehmeren Herren zu benehmen wußte. Manchmal aber lagerte eine Verstimmung über dem Freundeskreise, die auch Musik und Wein nicht zu heben vermochten. Der Junker war nicht zufrieden mit der Welt Lauf. Er hatte dem Geheimen Rath und den anderen Heidelberger Herren wieder allerlei über die Politik bei Hofe abgemerkt, was ihn mit großen Sorgen für seinen jungen Kurfürsten erfüllte, und er sprach diese Sorgen manchmal sehr freimüthig aus. »Er ist zu jung zur Regierung gekommen, unser armer Herr; war ja fast noch ein Knabe, als sie ihn mit der stolzen englischen Königstochter vermählten. Schön ist sie und klug, aber schrecklich hochmüthig, wie alle Stuarts, die schöne Pfalz ist ihr zu wenig, wenn es nach ihr und ihren Beihelfern ginge, so hätten sie unseren Friedrich womöglich schon lang als Gegenkaiser ausgerufen, wie in den alten Zeiten; und wer weiß, ob sie es nicht einmal thun? Alsdann haben wir den Krieg. Ich bin wahrhaftig nicht bang vorm Schlagen und wüßte mir keinen schöneren Tod als in einem ehrlichen Reiterkampf, aber 's wäre schrecklich für unser Land. Er weiß ja gar nicht, wie schlecht er gerüstet ist.« Am meisten schien ihn zu verdrießen, daß der Kurfürst in seinen ehrgeizigen Hoffnungen auch von Sterndeutern unterstützt wurde. »Pfuschers sind es. Die Sterne reden wahr, aber die Menschen lügen ihnen eins an.« – Auch der Domine hatte seinen Kummer, aber er sprach ihn nicht aus.

Hans trug geduldig die Verstimmung der alten Herren und bemühte sich um sie mit allerlei Dienstfertigkeiten, wie sie der Jugend so gut stehen. Seinen militärischen Pflichten kam er mit unveränderter Sorgfalt nach und genoß daneben mit wachen Sinnen die gewaltigen, durch keinerlei großstädtisches Treiben verwirrten Eindrücke der winterlichen Natur in dieser Berg- und Stromlandschaft. Er sah die Rebenhöhen mit Schnee bedeckt, aus dem die grauen Mauern und Zinnen der Schlösser und Festen wunderlich ernst und doch fast anheimelnd aufragten, sah, wie das Eis sich stellte und einen breiten, bequemen Pfad über die gurgelnde Wassertiefe hinüber ins Kurmainzische nach Lorchhausen baute, auf dem Fußgänger und Wagen wechselten. Er war mit dabei, als die Bacharacher Faßbinder uraltem Brauche treu mitten auf dem Strome, zwischen ungeheuren blaugrünen Eisblöcken, ein neues Faß bauten und verschiedene volle Fässer an die von hüben und drüben versammelten Gäste ausschenkten, als Tafelgetränk zu einem gleichfalls mitten auf dem Strome von den Lorchhauser Metzgern geschlachteten und kunstgerecht gebratenen Schwein. Dann kam, nach dem härtesten Frost im Januar und Februar, der Tauwind, es kamen die gefürchteten Eisgangsposten von weiter aufwärts, und Hans feuerte selbst die ersten Lärmschüsse ab, die den Bacharachern das fernere Betreten des Eises verboten und die Anwohner des Ufers mahnten, alle Vorsicht für den schlimmsten Fall zu treffen. Aber es ging noch leidlich ab, die Eismasse löste sich früh genug weiter abwärts, vor der Lurlei, und

gestattete auch den weingetauften Bacharacher Schollen rechtzeitig friedlichen Abzug. Dann aber, als schon die ersten Lerchen sangen und die Veilchen blühten, kam das Schlimmste, was es in diesen Thalen zu fürchten gab – ein kurzer Nachwinter mit bösem nächtlichen Frost, der die Reben angriff; die Bürger gingen traurig umher und sagten: »Heuer wird's Karfreitagswein!«

Die letzten vierzehn Tage vor Ostern hatte Hans auf der kleinen Feste Stahlberg verbracht, die das pfälzische Gebiet gegen Kurtrier deckte. Der alte Lieutenant, der dies Bollwerk mit vier oder fünf Mann besetzt hielt, lag mit Gicht und Gliederfluß zu Bett. Hans hatte ihn zu vertreten – das erste Mal, daß er sich als Kommandanten einer »Festung« fühlen durfte! Es war ein süßes Gefühl, und es wurde noch versüßt durch einen Brief des Raben, der ihm nachgeschickt wurde. Der Brief war noch wärmer geschrieben, denn alle vorigen, er sprach von der »großen, großen Freude«, mit der Renata »dieses Jahr ganz sicher« Hans wiederzusehen und ihm zu danken hoffte. Es gehe ihr ja jetzt wieder ganz gut, nur eine Zeitlang sei sie krank gewesen – man merke es wohl noch ein wenig ihrer Schrift an.

Am Ostersamstag war Hans nach der Feste Stahleck zurückgeritten. Als er dem Amtmann Rapport erstattet hatte, sagte dieser: »Bleibt noch einen Augenblick. Es ist etwas vom Hofe für Euch angekommen, Kornett!« Und während ihn Hans fast erschrocken anstarrte, hatte er auch schon einen großen, achtungeinflößenden Bogen

mit Faden und Siegel daran entfaltet. In diesem Schriftstück bestätigte »Friedrich von Gottes Gnaden etc., Unseres Namens der Fünfte« seinem getreuen etc. Junker Johann Erhard Knebel zu Katzenellenbogen »mit sonderlicher Freude« die von demselben vorgeschlagene Ernennung des Gefreiten Hans Friso zum Kornett, mit dem Bedeuten, selbigem Hans Friso das erste Fähnlein in dem Dragonerregiment zu verleihen, welches »Unser lieber, getreuer etc.« als Obrist »demnächst« werben solle.

Das war das Ostergeschenk vom Kurfürsten, zum Dank für den Weihnachtsspaß, den ihm sein Geheimer Rath mit der Erzählung von der verunglückten Wegnahme Stahlecks gemacht. Aber auch von dem Ritter Heinz-Dietrich von Schönburg war etwas für Hans da: eine schön gestickte blausilberne Schärpe mit einem prächtigen Degen, »zum Dank dafür, daß der junge Herr Kamerad ihm den seinigen dazumal doch noch in Gnaden gelassen«.

Der Junker legte Hans das Abzeichen seiner neuen Würde selber um und weidete sich herzlich an der gerührten Freude des Jünglings. »'s ist nur erst die unterste Stufe,« meinte er, »und einstweilen seid Ihr ein Kornett ohne Fähnlein, müßt Euch hier schon als mein Adjutant auf der Feste nützlich machen. Aber wenn Ihr Euch haltet wie bisher, werdet Ihr schon weiterkommen. Und nun geht und zeigt Euch Eurem Vater.«

Der alte Diener des Domine stand im Hausflur, als der junge Offizier eintrat; er sah verstört aus und brachte nur stotternd einige glückwünschende Worte vor.

»Was ist Euch denn widerfahren?« fragte Hans verwundert.

»O – nichts, Mynheer,« antwortete der Alte ausweichend. »Euer Herr Vater ist in seinem Zimmer. Es sind Briefe von daheim gekommen.«

»Also auch noch ein Gruß von Renata! Welch ein Glückstag!« dachte Hans. Hastig eilte er in das Altanzimmer.

Der Domine saß an seinem Tische, den Kopf in die rechte Hand gestützt, am Boden lag ein offenes Schreiben.

Langsam erhob er das Haupt und blickte Hans mit milden Augen an; die Abzeichen der neuen Würde schien er gar nicht zu bemerken.

Hans fuhr zurück. Eine plötzliche Ahnung durchzuckte ihn und brach in dem einen Worte aus: »Renata?! . . . «

Der Domine deutete auf den Brief und nickte traurig. »Sie ist wieder bei ihrer Mutter,« sagte er leise.

ACHTZEHNTE KAPITEL.

Es war eine große und aufrichtige Theilnahme unter dem warmherzigen Winzervolke. Sie hatten sie ja alle gekannt, sie lieb gewonnen in ihrer fremdartigen, elfenhaften Holdseligkeit – und vielleicht sie auch oft beneidet, wenn sie an der Seite ihres Vaters, umgeben vom sorglosen Glück des Reichthums, an ihnen vorüberschritt. Ein Schauern des tiefsten Mitgefühls ging durch die Gemeinde, als Doktor Crustarius in seiner Osterpredigt mit zitternder Stimme Renatas Namen nannte, und der Junker

Amtmann, der aufrecht und steif, in Galamontur, in seinem Kirchenstuhl saß, wandte das Antlitz zur Mauer, um vor den Leuten zu verbergen, daß auch ihm die Thränen noch nichts Fremdes waren.

Für die Bacharacher Winzer bedeutete der traurige Fall noch einen besonderen Verlust. Es war ihnen zu verzeihen, daß sie zumal angesichts eines so bösen Weinjahres auch daran dachten. Wenn Mynheer van Tessel jetzt seinen Handel aufgab, so konnten sie lange suchen, bis sie einen gleich angenehmen und zuverlässigen Abnehmer fanden; und schon jetzt war es sicher, daß sie ihren Domine verloren.

Der Domine hatte Hans seinen Entschluß sogleich mitgeteilt, nachdem sich der erste heftigste Schmerz in trauervollem Wechselgespräch ausgelöst hatte. »Unsere Wege, mein lieber Sohn, scheiden sich jetzt. Ich muß zu meinem Admiral. Das versteht sich von selbst, er braucht mich nicht erst zu rufen. Er hat mich nicht allein gelassen, als ich einsam und allein war, so will ich's jetzt noch einmal als Siechentröster versuchen für ihn – ach, fürwahr, einsam und arm ist er jetzt in allem Reichthum! Du aber gehörst fürs erste der Pflicht, die dich heute mit diesem Ehrenband geschmückt hat – will's Gott, so finden wir uns in einem Heerlager wieder zusammen, und vielleicht noch eher, als dein Obrist meint ... Krieg! das ist die Zukunft. Es wird trübe in der Welt ... Und sie war für eine lichte, friedliche Welt geschaffen ...« fügte er leiser hinzu. Dann richtete er sich straff auf und sagte laut: »Hans, mein Sohn – einmal schon heute hat dich

dein Oberst in Pflicht genommen – gib mir die Hand und gelobe auch mir, dem Degen – und dem Namen, den du trägst, Ehre zu machen.«

»Ich gelobe es,« sagte Hans und ergriff die Rechte des Greises.

»Es ist gut so,« erwiderte der Domine. »Und nun laß mich dir noch eins sagen, Hans. Ich weiß, daß in diesen Monaten ein Gefühl in dir immer mächtiger gewachsen war – obzwar du es mir nie anvertraut hast ... Es war doch unschwer zu bemerken,« fügte er mit einem trüben Lächeln ein. »Du brauchst dich deshalb nicht zu verantworten. Es war über dich gekommen, du hast es nicht gerufen. Und es war auch nichts Unrechtes – mehr noch, du hattest, glaube ich, ein Recht dazu, das höchste Recht: daß sie dasselbe Gefühl für dich trug, heimlich und tief wie du. Sterbend noch, mit der zuversichtlichen Hoffnung, zu genesen, mit der eine gütige Barmherzigkeit diese lange unheilbare Krankheit lindert, hat sie vom Wiedersehen – und vom Vereintsein mit dir geträumt ... Laß mich dir auch sagen, daß ich selber mit euch vielleicht einst davon träumte. Aber das ist nun vorbei. Bewahre dir jedes Angedenken an sie und an dies unerfüllte Glück wie einen Talisman; aber hänge ihm nicht nach in fruchtlosem, thatenlosem Träumen. Sieh, ich habe manchen lieben Gesellen im Weltmeer begraben: ein Gebet, ein Lied, ein Kommando – die Planke sank in die Fluten – und das Schiff folgte weiter seinem Kurs. Und anders ist es im Leben nicht. Alle Segel auf, mein Sohn! Du kannst noch viel Glück schaffen und finden, solange du nicht

verzagst und thätig bleibst. Erhalte dich des Glückes würdig, das allein sei dein Totenopfer für ein Glück, das dir nur im Traum beschieden war!«

Hans konnte vor Thränen nicht sprechen, er biß die Zähne zusammen und neigte sein Haupt zu stummem Gelöbniß, und der Domine legte segnend die Hände auf seinen Scheitel. –

Sogleich nach dem Feste reiste der Domine ab, nur von seinem alten Diener geleitet. Der Junker Amtmann hatte es übernommen, mit Hans seine Geschäfte in Bacharach zu ordnen.

Das Schiff fuhr stromab, vorüber an unzähligen Dörfern und Burgen, die im jungen Frühlingsglanze leuchteten, an uralten malerischen Städten mit hohen Domen und trotzigem Mauergürtel. Auch der Domine hatte, öfter als er es Hans gestehen mochte, von dieser Reise geträumt; er hatte von einem jungen Paare geträumt, das mit ihm diese Reise machen werde – die Brautreise ins Vaterland. Auch auf dieser Fahrt begrub er viel Liebes in den Wellen.

Am Nachmittag des dritten Tages sah er die Mauern und Thürme der Reichsstadt wieder. Er versuchte, unter den Hunderten von Thurmgiebeln jenen herauszufinden, auf dem Hans einst seines Amtes gewaltet; und er verlangte danach, sich mit dem Meister Baltzer auszusprechen. Aber von den Kirchen klang ein trauriges, schwer gemessenes Geläute, vom Maste des einzigen Kriegsschiffes der Stadt, das in traurigem Verfall halbwrack unter dem Schutze der Stapelmauern lag, wehten lange

schwarze Wimpel, und die am Stapel liegenden Handelsschiffe hatten auf Halbmast geflaggt: – der Bürgermeister Winand, der letzte seines alten Geschlechts, war gestorben.

»Nein,« sagte der Domine auf eine Frage des Dieners, »nein, David, wir reisen weiter. – Was soll ich den alten Freund jetzt stören?« setzte er für sich hinzu. »Er hat sein Theil zu trösten und ich das meine, es wäre thöricht, uns einander das Herz noch schwerer zu machen.« Er dachte an Meister Baltzers Erzählungen über Mechthildis und verglich ihr Geschick mit dem Adriaans van Tessel. »Einsam und reich, er wie sie – ein schweres Los. Und doch minder schwer noch für ihn. Das Leben kann ihm nichts mehr rauben, in vielerlei Thätigkeit ist er Meister, um die kurze Spanne noch auszufüllen, jenseits deren ihm der Tod friedlich zuwinkt, wie ein befriedigter Gläubiger. Sie aber steht inmitten züngelnder Begehrlichkeit, auf schmaler Klippe, an die sie Herkommen, Stand und alles Vererbte fesseln, – ja, wahrlich, auf dem heißen Stein!«

ZWEITES BUCH.

ERSTES KAPITEL.

Der Herbst des Jahres 1622 neigte sich zu Ende. Viel Korn und Wein war auch in diesem Jahre in dem schönen Lande längs des Rheinstroms gewachsen. Aber in seinen fruchtbarsten Lagen hatte statt des Winzers der plündernde Soldat die Weinstöcke samt den Trauben abgeschnitten; der Huf hatte die Felder zerstampft, auf denen statt des fleißigen Schnitters der Tod seine schreckliche Ernte hielt. Schon seit vier Jahren währte der Krieg, immer weiter sich ausdehnend zu jenem großen Weltkrieg, den die Thörichten und die Schlechten so lange geschürt, die Klugen und Guten im voraus umsonst beklagt hatten. Wie ein feingebildeter Künstler hatte er sich die anmuthigsten Gegenden zuerst ausgesucht. Eines vollkommenen Sieges konnte sich keine der Parteien rühmen. In Böhmen und am Oberrhein waren die Katholischen Sieger geblieben, der unselige »Winterkönig« Friedrich von der Pfalz irrte in der Verbannung umher, und in seinem schönen Stammlande schalteten wallonische und bayerische Generale. In den Niederlanden aber hielt ein kleines, tapferes Volk, stark durch seine einmüthige Begeisterung und die goldenen Früchte seines Handels, der

katholischen Weltmacht glorreich stand. Nach mörderischen Kämpfen hatten auch diesmal die spanischen Generale ihre Heere ins Winterquartier zurückführen müssen, ohne daß es ihnen gelungen war, das niederländische Bollwerk der Unabhängigkeit und Gewissensfreiheit zu erschüttern.

Durch die engen, nebeltrüben Gassen der Reichsstadt schritt an einem Spätoktoberabend dieses blutigen Jahres 1622 eine hohe, schlanke Frauengestalt, dunkel und schmucklos gekleidet, gefolgt von einer Dienerin im grauen Nonnenmantel, die einen großen Henkelkorb am Arme trug. Aus den Erkerfenstern der vornehmen Häuser blickten ihr schön geputzte Damen nach mit jener lächelnden Geringschätzung, welche den leeren Seelen über ein unbequemes Beispiel hinweghilft. In den Häuschen der Armen und den fast noch dürftiger ausgestatteten Sälen des Spitäles hatten ihr andere Augen ungeduldig bittend und hoffend entgegengeblickt. Sie war es beides längst gewohnt aus ihren Liebesgängen.

Aus solchen Gängen, aus ernsten Studien und Kunstübungen und kaum minder ernsthaften Gesprächen mit wenigen Vertrauten setzte sich das Leben des Fräuleins Mechthildis Aare von Mechter seit sechsthalb Jahren, seit dem Tode ihres Oheims, zusammen; ein Leben, so einförmig und allen üblichen Vergnügungen reicher Damen entfremdet, daß es nicht bloß den enttäuschten Verehrern der schönen Erbin als eine Thorheit erschien.

Ihr war es auch heute vollkommen gleichgültig, was die Standesgenossen heimlich von ihr dachten, deren

Grüße sie mit ruhiger Freundlichkeit wie immer erwiderte. Nun aber flog ein Lächeln froher Ueberraschung über ihre Züge beim Anblick eines jungen Burschen in braunem Lederwams, der ihr mit einem großen Felleisen auf dem Rücken eilfertig entgegenkam. »Sieh da, Hendricus,« rief sie, »wann seid ihr denn zurückgekehrt? Und wo hast du den Meister Baltzer gelassen?«

Der junge Bursch hatte bei dem ersten Wort die Mütze von dem braunen Krauskopf gerissen und starrte dem schönen Fräulein mit derselben hilflosen Bewunderung ins Gesicht, wie vor Zeiten in der Malerklausur, als er noch keine Spur des ersten Flaumbartes trug und in die Schule ging, anstatt mit dem Meister Baltzer als angehender Malergesell über Land zu ziehen. Erst als Mechthildis ihre Frage lachend wiederholte, stotterte er: »Eben – das heißt vor einer Stunde – er wird wohl jetzt schon in Eurem Hause sein – ich soll das Felleisen nur schon zu uns nach Haus tragen, hat er gesagt.«

»Nun, das thue denn,« erwiderte Mechthildis, »und morgen läßt du dich auch einmal sehen, hörst du? Wie du schon wieder gewachsen bist! Ordentlich einen Schnurrbart hast du ja.«

Hendricus lächelte und erröthete über das ganze Gesicht. Mechthildis nickte ihm noch einmal freundlich zu, dann schritt sie beschleunigten Ganges weiter. Aber an der nächsten Straßenecke, vor der schon erleuchteten Bude eines Bücherverkäufers, hatte sie noch einen Aufenthalt. Aus dem Fenster einer Sänfte bog sich das blasse, magere Gesicht des Rathsherrn Sebalduß von Halveren

grüßend vor: »Ei, Fräulein Nichte, noch unterwegs in der Abendkühle? Und wieder von Euren Armen und Kranken? Das lob' ich mir.« Aber während er sprach, irrten seine Blicke an Mechthildis vorüber nach der Bücherbude, zu der sich immer mehr Neugierige drängten. Einer, ein stämmiger Bürger im Schurzfell, den Schmiedehammer im Arm, hatte sich ein großes gedrucktes Heft gekauft, aus dem er den anderen vorlas.

Einzelne Namen drangen zu dem Rathsherrn. Seine Mienen verfinsterten sich. »Nun denn auf Wiedersehen, liebe Nichte!« sagte er kurz, »vorwärts, ihr Leute!« und die Sänfte schaukelte weiter.

Auch Mechthildis hatte einen Namen aufgefangen. Sie blieb noch einen Augenblick stehen und lauschte, scheinbar der Sänfte nachschauend. Was die Neugier der friedlichen Reichsbürger so fesselte, war irgend eine »neue Zeitung von des Kriegs Begebenheiten«, dergleichen die furchtbare Zeit in Menge hervorbrachte; auf der Titelseite stand, von Putten und Engeln umflogen, ein unförmliches Weibsbild in antiker Tracht mit Helm, Schwert und Schild, welches diesmal laut der Aufschrift »das in diesem Jahre noch einmal siegreiche Niederland« darstellte.

»... und hat also,« las der Mann jetzt mit erhobener Stimme, »die spanische Armada unter dem Markgrafen von Spinola das Feld nicht maintainiren können und retiriret, nachdem desselbigen mehrbelobten Markgrafen Mitfeldherr, der hochedle Herr General Don Gonsalvo Fernandez de Cordova, von den Mansfeldischen und

Braunschweigischen am 29. August in der großen Battaglia bei Fleurus gänzlich besiegt worden; solche gloriöse Victoria bei Fleurus aber haben die Holländer nächst Gott zumeist dem Herrn Obristen Jan Friso zu verdanken, als welcher das mansfeldische Hilfskorps herbeigeht und mit seiner Cavalleria das Beste in der Schlacht gethan . . . «

»Habt ihr's gehört, Leute?« rief der Vorleser und blickte so stolz im Kreise herum, als ob er selber die »Cavalleria« bei Fleurus geführt hätte. »Der Jan Friso!«

»Der Hans!« »Unsere Haustaube!« »Den der Teufel schon vor sieben Jahren geholt!«

Ein fröhliches Gelächter übertönte die weiteren Ausrufe.

Mechthildis lächelte still vor sich hin, während sie ihren Heimweg fortsetzte. Das noch einmal siegreiche Niederland konnte ihr nichts Neues erzählen von einer »Victoria«, deren Verlauf sie sogleich aus einem Briefe des Obersten Jan Friso selbst an Meister Baltzer erfahren hatte. Aber es war ihr doch eine eigene Freude zu hören, wie sich die Leute davon auf der Gasse erzählten und den Namen des Siegers feierten.

Mit dem Meister Baltzer konnte überhaupt kein Buchdrucker wetteifern; er war eine lebendige Zeitung. Der Krieg, der jetzt von allen Seiten das kleine neutrale Gebiet der Reichsstadt umflutete, hatte so wenig wie das steigende Alter seine Wanderlust vermindert. Mit seinem

getreuen Pagen Hendricus war er in den Kriegslagern aller Parteien daheim; holländische und spanische, kaiserliche und mansfeldische Offiziere ließen sich gleich gern von ihm malen und erfreuten sich in gleicher Weise an seiner guten Laune; und wenn er von seinen Streifen in die Reichsstadt zurückkehrte, so brachte er immer einen Sack voll Neuigkeiten für Mechthildis mit. Auch über die Geschicke seiner holländischen Freunde hatte er sie von Anfang an unterrichtet. Sie hatte mit heißen Thränen des Mitgefühls den Brief gelesen, in dem der Domine Govert Friso ihm damals von Holland aus das Ende Renatas mitgetheilt, und viel hatte Meister Baltzer ihr von Renata erzählen müssen, – auch von ihrer Errettung durch Hans. Seitdem hatte sie durch Meister Baltzer den ferneren Lebensgang des jungen Offiziers verfolgt – eine stürmische, wechselvolle Laufbahn. Mit stillem Behagen vergewärtigte sie sich jetzt, unter dem angenehmen Eindruck der kleinen Volksscene, die Stationen dieser Laufbahn: seine rühmliche Theilnahme an den unglücklichen Kämpfen in der Pfalz gegen die spanische und kaiserliche Uebermacht; seine Verwundung und Gefangennahme in jenem Treffen, wo der junge Rittmeister noch zuletzt mit einem Häuflein Getreuer seinen zu Tode getroffenen Obersten wider die wallonischen Kürassiere Cordovas zu schirmen gesucht; dann, nachdem er gegen einen von den Holländern gefangenen spanischen Hauptmann ausgewechselt worden, war er unter die verbündeten Fahnen der Holländer getreten, wo er alsbald der Liebling

des großen Schlachtendenkers Moritz von Oranien wurde und durch glänzende Waffenthaten, mehr noch durch sein adliges Verhalten gegen Freund und Feind sich dessen würdig zeigte. . . . »Es ist erschrecklich, wie sie alle für ihn schwärmen,« hatte Herr Govaert Friso neulich an Meister Baltzer geschrieben. »Als er acht Tage nach der Schlacht bei Fleurus hier im Haag einritt, haben unsere Damen ihn und sein Pferd mit Blumen bekränzt, er konnte sich ihrer kaum erwehren.« Und er fügte hinzu, Mynheer van Tessel habe gesagt: wenn er nächstens vor den Generalstaaten einen Finanzposten zu vertheidigen habe, und die Hochmögenden wollten nicht, so würde er sich von dem Prinzen-Statthalter den Oberst Hans als Hilfskommissar ausbitten, dem wage keiner etwas abzuschlagen.

Adriaan van Tessel hatte auch den letzten Schicksalschlag äußerlich verwunden – wie es sein Freund gehofft: durch rastlose Thätigkeit, nur nicht mehr in eigenen Geschäften, sondern im Dienste des bedrängten Vaterlandes. Auch auf dieses Feld war ihm der Domine gefolgt. Prinz Moritz verwandte ihn in staatsmännischen Sendungen, bei denen ihm die Weltklugheit, die militärische und auch wohl die theologische Einsicht des alten Seepredigers sehr nützlich wurde. Aber auch die Neigung zum Philosophiren hatte sich Herr Govaert bewahrt, und dafür fand er in dem Meister Baltzer eine verwandte Seele.

Vieles von dem, was sie inmitten aller Kriegswirren brieflich aus dem Schatze ihrer Weltbeobachtungen und Lebenserfahrungen austauschten, trug Meister Baltzer seiner jungen Freundin vor, manche Anmerkung von ihr gab er an den Domine weiter und verrieth ihr wiederum dessen Ansicht darüber, also daß sich mit der Zeit zwischen dem alten friesischen Prediger und dem deutschen Patrizierfräulein eine Art mittelbarer Meinungswechsel weiterspannte. Was Meister Baltzer etwa außerdem noch über Mechthilds Person und Lebensgang seinen Freunden mitzutheilen für gut fand, wußte sie nicht und forschte auch nicht danach, übrigens empfing und erwiderte sie durch ihn auch die regelmäßigen Grüße und Wünsche von Renatas Vater – und von Hans.

Auch heute durfte sie auf Grüße und Nachrichten von jener Seite rechnen, zumal Meister Baltzer sich diesmal vier Wochen lang auf dem niederländischen Kriegsschauplatz umhergetrieben und sogar einige Zeit in dem Grenzzort Station gemacht hatte, wo das Regiment des Obersten Friso im Winterquartier lag. Aber der alte Freund, der sie bereits in ihrem Wohnzimmer vor dem Ofen erwartete, schien heute mehr für allgemeine Betrachtungen zu sein. »Nun bin ich doch im Sommer oben in Bacharach und da herum gewesen, und als ich sah, wie da Freund und Feind um die Wette gehaust haben: die Häuser verbrannt, die Kirchen entweiht, die Weinstöcke abgehauen – da dacht' ich: so etwas ist unerhört; und ich hab' dem alten braven Herrn, dem Doktor Crustarius, noch übers Grab gratulirt, daß er beizeiten vor dem

Krieg gestorben ist ... Aber jetzt, da unten – ach, da sieht's auch böß aus. Krieg ist Krieg, das merkt man. – Dennoch ist ein Unterschied dabei. Diese Holländer – es ist doch etwas anderes als die Lohnsoldaten der deutschen Fürsten hier im Reich. Man sieht: denen ist's eine heilige Sache, sie kämpfen für ihr Vaterland und für ihre Freiheit. Und das gibt ihnen auch im Kampf etwas Vornehmes, ja es geht auch auf die Spanier über. Es ist mehr ein ehrlicher Streit zwischen Kavalieren, wißt Ihr, – nicht so eine Hunderauferei. Das liegt ja nun auch viel an den Führern. Die Oranier hüben und der Spinola und Cordova drüben – es sind eben Kavaliers. – Ueberhaupt, das Gute hat doch diese grausame Zeit: sie läßt manchen anständigen Mann erst zu Ehren kommen – schwärmen doch sogar Eure gut katholischen Bürger hier für unseren Oberst Friso –, und manchem feigen Heuchler zieht sie die Maske ab.«

Mechthildis senkte den Blick auf ihre Hände, die auf ihrem Schoß lagen. »Ich bin vorhin dem Herrn Sebaldus von Halveren begegnet,« sagte sie leise.

Der Meister Baltzer sah sie überrascht an, dann nickte er, als verstände er die Antwort, sagte aber nichts.

»Was haltet Ihr davon, wie es um ihn steht?« fuhr Mechthildis fort.

Meister Baltzer räusperte sich. »Es ist Euer Oheim,« sagte er ausweichend.

Mechthildis blickte auf. »Um so eher muß ich wünschen, daß Ihr mir Antwort gebt,« versetzte sie.

»Nun denn – es steht schlecht um ihn, glaub' ich. Er hat im Geschäft große Verluste gehabt durch den Krieg. Möglich, daß er sie leicht tragen kann – aber die Leute sind jetzt mißtrauisch. Ein Kredit ist rasch erschüttert. Und zugleich ist es ihm auch in der Politik so ergangen. Ihr wißt, daß er wider die Neutralität war, die Stadt sollte mit dem Kaiser und den Spaniern gehen, kaiserliche Truppen aufnehmen. Aber die große Mehrheit im Rath war dagegen und ist's noch. Nun reden sie ihm nach, daß er auf Umwegen seine Meinung durchzusetzen sucht. Er soll hinter den Aufläufen stecken, die ein Haufen Pöbel und niedere Pfaffen gemacht hat, um den Rath zu zwingen, daß er Partei nehme. Ob's wahr ist? Jedenfalls glauben es Eure anderen Vettern und Standesbrüder.«

»Sie reden sehr übel von ihm,« sagte Mechthildis traurig. »Aber ich glaube doch nicht ...« – sie brach ab und schwieg eine Weile. Dann sagte sie: »Nun, was wißt Ihr sonst Neues?«

»O, nichts von Belang,« erwiderte Meister Baltzer. »Ja doch, – wartet einmal: es kommt ein holländischer Gesandter hierher in die Stadt, – und wißt Ihr, wer? Euer philosophischer Freund, der Staatsrat Govaert Friso. In vier Wochen kommt er, – ein ehrsamer und hochweiser Rath läßt schon das Quartier für ihn herrichten, bei dem Rathsherrn Jobst Kannemann, dem Manne Eurer Freundin. Da könnt Ihr Euch dann mit unserem gelehrten Freunde nach Herzenslust ausdisputiren, es wird ihm eine wahre Erquickung zwischen den Verhandlungen mit den Ehrsamem und Hochweisen sein.«

»Dacht' ich's doch, daß Ihr eine schöne Heimlichkeit hättet! Meister Baltzer, Ihr seid unartig. Woher wißt Ihr denn das alles?« fragte Mechthildis erfreut.

»O,« versetzte Meister Baltzer gelassen, »ich weiß noch mehr. Ihr bekommt auch Besuch, wenn Ihr wollt. Der spanische General Don Gonsalvo Fernandez de Cordova, der glorreich Besiegte von Fleurus, fühlt das dringende Bedürfniß, in hiesiger neutraler Stadt sich einen Winter lang von seinen Lorbeeren zu erholen; er will seinen Truppen nahe bleiben, die diesseits im Kurstaat bis an die niederländische Grenze Quartier haben. Der Rath kann löblichem Herkommen nach nicht umhin, auch diesem edlen Herrn ein Quartier in einem vornehmen Hause hiesiger Stadt anzubieten, und Herr Sebaldus von Halveren hat sich auch gleich dazu erboten, – aber die anderen Rathsherren mögen wohl fürchten, daß er der ruhebedürftigen Excellenz zu viel über die Neutralität vorschimpft, – sie haben höflich gedankt und meinen, daß die Stadt es dem Ansehen Eures Hauses schuldig sei, bei Euch um Ehrenquartier für den Mann mit dem schönen langen Namen anzufragen. War die Deputation vom Rath noch nicht bei Euch? Dann kommt sie morgen früh sicher. Denn die Sache hat Eile. In acht Tagen spätestens will die Excellenz einziehen. Ich glaube, Ihr werdet es bewilligen. Ich kenne den Herrn, habe ihn selber abkonterfeit, und abgesehen von dem Lot Querköpfigkeit, das man einem Hidalgo immer zugestehen muß, ist es ein ganz vortrefflicher Herr. Ich werde es ihm nicht vergessen, daß er meinem braven alten Junker Johann Erhard

Knebel, – wißt Ihr, der den Oberst Friso erzogen hat – ein ritterliches Begräbniß mit allen Zuthaten angedeihen lassen. – Wißt Ihr, er hat so etwas von den alten Rittern an sich, die drunten in Eurem Ahnensaale hängen. Da kann er ja logiren.«

»Wenn die Stadt ein Ehrenquartier im Mechterhause für einen fremden Großen verlangte, ist es ihr noch niemals abgeschlagen worden,« erwiderte Mechthildis ruhig. »Aber sagt einmal, woher wißt Ihr denn nun vollends das?«

»Du lieber Gott,« meinte Meister Baltzer achselzuckend, »woher kommt man hier in dieser Stadt nicht zu Neuigkeiten? Es braucht etwas nur im Rathe mit Ausschluß der Oeffentlichkeit verhandelt zu werden, so weiß es am Abend jeder Fuhrknecht in der letzten Brantweinschenke. Obzwar – diese Neuigkeit habe ich aus vornehmeren Händen. Ehe ich zu Euch ging, sprach ich eben in der Rathsweinstube vor und traf dort Euren braven Vetter, Junker Lambertus von Halveren, der jetzt seinen Beruf darin findet, dort die Fähnriche und Hauptleute Eures Stadtmilitärs freizuhalten. Der hat mir die ganze Geschichte erzählt. – Nun, ich denke, der Spanier wird sich heimisch fühlen in Eurem Hause. Ihr sollt ja neuerdings außer Eurer Laienschwester noch besonders auserlesenen geistlichen Besuch hier haben, – zwei Stiftsdamen aus Marienforst, nicht wahr? Das paßt schön. Die Excellenz wird sich in ihrer rothbraunen Montur zwischen den

weißen Ordensmänteln ausnehmen wie ein Rubin in Perlen gefaßt. Und wie werden sie einander erst innerlich entzücken!«

»Zur Strafe sollt Ihr jetzt heute abend selber zwischen ihnen sitzen,« erklärte Mechthildis aufstehend, »damit Ihr eine richtigere Vorstellung von meinen lieben früheren Lehrerinnen bekommt. Ich habe ihnen übrigens schon viel von dem boshaften Meister Baltzer erzählt. Kommt nur, sie warten wohl schon auf uns. Seht, da kommt schon der Haushofmeister und meldet. Euren Arm, bitte!«

»Wie Ihr befiehlt, Fräulein Priorin,« erwiderte Meister Baltzer und geleitete sie mit einer wunderbaren Förmlichkeit zu der geöffneten Thüre. »Seht, so ungefähr müßt Ihr Euch die spanische Grandezza denken. Aber,« – fügte er plötzlich hinzu, während sie das Speisegemach betraten, – »ich hätte ja beinahe vergessen, Euch zu sagen, daß der Staatsrat Friso auch einen Helden von Fleurus mitbringt. Sein Sohn, der Oberst Hans, soll ihn herbegleiten.«

SEZweites Kapitel.

Auf der Freitreppe vor dem Domportal, links vom Eingang, standen zwei Bettelweiber in grauen Kapuzen, mit Rosenkränzen in den Händen. Sie standen hier schon seit manchem Jahrzehnt Tag für Tag und hatten sich mit der Zeit eine Rundung erworben, die deutlich von der Ergiebigkeit ihrer Pfründen zeugte. Denn diese Bettelplätze zu

beiden Seiten der Kirchenthüren gehörten reichsstädtischem Brauche gemäß zum erblichen Besitz ihrer Inhaberinnen, und je schlechter die Zeiten, je frömmere und opferwilliger folglich die Kirchgänger waren, um so reicher war der Ertrag dieser seltsamen Erbposten.

Augenblicklich war die Treppe von Besuchern leer; unter dem Portal stand nur der Meister Baltzer, den irgend ein malerischer Grund dorthin geführt hatte. Mit vielem Wohlgefallen betrachtete er die beiden Weiber, und da er merkte, von wem sie sprachen, hielt er es nicht unter seiner Würde, ein wenig zu lauschen.

»Nein,« meinte die eine, »das macht mir keiner weiß, daß so ein vornehmes Fräulein bloß aus Liebhaberei unsereinem was schenkt. Wenn das Fräulein von Mechter sich im Himmel lieb Kind machen will, so wird sie auch wissen, warum. Sie wird irgend etwas Schweres auf dem Gewissen haben. Du lieber Gott, man weiß ja, wie das bei den reichen Leuten geht.«

»Da habt Ihr wohl recht,« erwiderte die andere. »Aber ein Unrecht ist es doch, daß so eine, die weiß Gott was verbrochen hat, dann den Heiligen mit allerhand Gutthat unter die Augen gehen kann, und armes Volk, wie wir, kommt ins Feuer, nur weil es seine paar Groschen für sich selber nöthig hat. Und dann, warum macht sie es nicht wenigstens ordentlich? Warum gibt sie nicht gleich alles der Kirche und geht ins Kloster, wo sie doch selber nichts von dem Geld hat?«

»Vielleicht thut sie's noch,« tröstete die erste. »Sie hat ja schon zwei Nonnen aus Marienforst bei sich.«

»Das ist mir auch das Rechte,« brummte die andere. »So einem reichen Stift fällt schon viel zu viel zu. Den armen Leuten sollte sie's geben. Uns gebührt es.«

»Das ist wohl wahr,« gab die erste zu. Dann schwiegen sie beide, blickten, mit den Lippen mümmelnd, vor sich hin und wiegten sich in seligen Traumbildern, wie auf einem schönen hellen Platz, ganz zerknirscht und demüthig, zwischen ein Häuflein armer Leute ein sehr Reicher tritt, ihnen all sein Geld und sein Ueberflüssiges an Gewand und Schuhen austheilt und als ein ganz armer Teufel weggeht, wie es sich von Rechts wegen für ihn schickt. Sie gaben sich diesem holden Traume so lange hin, daß Meister Baltzer bequem Zeit hatte, sie von seiner Nische aus, zwischen zwei Bündeln gothischer Säulen mit kauzenden Heiligenbildern, unbemerkt zu studieren, um sie daheim sogleich seinem Buche einzuverleiben. Nachher, an Mechthildis' Tafel, zeigte er das Bildchen zum Nachtschisch vor und gab das Gespräch mit schönem Nachahmungsgeschick wieder. Mechthildis schüttelte den Kopf und lächelte ein wenig, die beiden alten Stiftsdamen aus Marienforst, die in Geschäften des Stiftes von der Aebtissin abgesandt waren und an nichts so wenig dachten, als ihre mütterlich geliebte frühere Schülerin ins Kloster zu stecken, kicherten wie ein paar angenehm angeregte Tauben, und die schöne Frau Johanna Kannemann, die heute bei ihrer Freundin zu Gast war, bat sich das hübsche Bildchen von Meister Baltzer zum Geschenk aus, Ihr Tischherr aber, der General Don Gonzalvo Fernandez de Cordova, sagte mit ernsthafter Miene

eine Stelle aus dem Don Quixote über die Frechheit der alten Kirchenbettlerinnen her.

»Da hat Euer berühmter Dichter wohl recht,« meinte die junge Rathsherrnfrau, nachdem ihr der General das spanische Citat freundlich verdeutscht hatte. »Mein Jobst sagt auch, man müßte eigentlich einmal schärfer unter dieses Volk greifen. Wer weiß, was sie für Unfug und Teufelswerk unter ihren Kapuzen treiben. Es nimmt gar kein Ende mit den Hexereien. Heute verhandeln sie wieder im Rath über sechs Weiber, es kann bis Abend dauern, sagt mein Gemahl. Und er hatte sich doch so darauf gefreut, mit hierher zu kommen. Es wird zu arg.«

»Vielleicht liegt es auch daran, daß man so viel darüber verhandelt und untersucht,« versetzte Meister Baltzer. »Manche bildet sich zuletzt vor lauter Gerede selber ein, daß sie vom Teufel geplagt sei. Und mit solchen ist es dann freilich nicht ratsam, sich abzugeben.«

Mechthildis blickte ihn ein wenig unmuthig an. »Ich weiß, worauf das geht, Meister Baltzer. Ihr meint meine treue Gehilfin – die Laienschwester, die Gertrudis. Es ist wahr, als ich sie aus dem Sankt Clarenkloster in meinen Dienst nahm, weil mich die Priorin darum bat, war sie noch arg geplagt von ihren Einbildungen, sah Gespenster, zukünftige Begräbnisse und was weiß ich am hellen Tage. Darum hatte sie sich ja zu den Nonnen geflüchtet, ein armes verwaistes Ding vom Lande wie sie war. Aber die Priorin meinte, wenn sie in einen stillen Dienst käme, wo sie sonderlich zu Werken der Barmherzigkeit beihülfe, würde es sich legen. Und es hat sich gelegt. Ein wenig

kopfhängerisch ist sie ja wohl noch, aber treu und fleißig, dazu unermüdlich als Krankenpflegerin. Sie hat mich selber gar treu versorgt, als ich unpäßlich war, und ich kann sie jetzt ruhig zu meinen Armen schicken.«

Meister Baltzer schien von der Vertheidigungsrede noch nicht recht überzeugt, der spanische Herr aber blickte seiner Wirthin mit solch andächtiger Aufmerksamkeit in das von edlem Eifer leicht geröthete Antlitz, daß es seiner hübschen Tischdame fast zu viel dünkte. Mit einer anmuthigen Bewegung der kleinen ringeschmückten Hand ließ sie ihr Glas an das seine anklippen. »Ihr scheint ja viel Antheil an der frommen Gehilfin meiner Freundin zu nehmen, Excellenz,« lachte sie. »Gibt es bei Euch in Eurem schönen Spanien auch solche Besessene, die der Böse plagt, daß sie Vergangenes und Zukünftiges leibhaft zu sehen glauben?«

Der Spanier blickte ihr ernst, fast traurig in die lachenden blauen Augen. »Ich weiß nicht, ob es eben der Teufel eingibt, Sennora,« erwiderte er in seiner etwas steifen, langsamen Weise. »Was mich angeht, ich bin ein treuer Sohn unserer allerheiligsten Kirche, und mit dem Bösen« – er faßte nach der goldenen Reliquienkapsel, die an breitem Bande über seinen Spitzenkragen herabhing – »hoffe ich keine Gemeinschaft zu haben. Und doch sehe ich auch vom Zukünftigen oft mehr, als mir lieb ist. Ich lese es in den Augen.«

Frau Johanna zuckte spöttisch mit den vollen Schultern. »Wie die Herren alle,« lachte sie. »In den Augen der Damen wollen sie alle ihr Schicksal lesen.«

Ueber das verwitterte, gelbliche Gesicht des Generals huschte ein wehmüthiges Lächeln. »Das meinte ich nicht,« sagte er. »Oder vielleicht auch das. Ein schlechter Kavalier, der nicht gern Amors Schrift in schönen Augen läse! Aber die Lettern, die ich lesen muß, hat nicht immer Amor geschrieben.«

Er strich sich über die Stirn und wandte sich halb ab, als verdrieße es ihn, weiterzureden. Meister Baltzer rückte unruhig auf seinem Stuhl. Er wußte, was Cordova meinte. Aber Frau Johanna ließ nicht locker: »Wer anders denn, Excellenz?« fragte sie neckend.

»Der Tod,« antwortete Cordova leise mit einem Tone, daß es die Hörer schaudernd überlief. Die Stiftsdamen schrieen auf, auch Mechthildis erbleichte und sah ihren Gast ängstlich an. Er schien es nicht zu bemerken, während er, starr vor sich niederblickend, wie im Selbstgespräch fortfuhr: »Und es läßt sich nicht abwenden. Die Schrift ist sicher ... Mein armer Page Martino Lopez! So jung, so brav und so schön! Er hatte so treue, fröhliche Augen. Aber als er mich damals, am Morgen vor der Höchster Schlacht, lachend weckte, sah ich es wieder ... Sie waren gebrochen ... Ich ließ ihn zurück im Quartier, und er hatte sich doch so darauf gefreut, mit dabei zu sein, wie wir die Braunschweiger schlugen! ... Als ob das Geschick nur einerlei Weg wüßte! Derweil ich ihn den Kugeln und Schwertern entzog, stürzte die Decke über ihm zusammen, ... und ich habe seine Augen nicht mehr gesehen.« Er schüttelte hastig den Kopf und blickte

auf. »Verzeiht, Sennora,« sagte er mit veränderter Stimme, sich vor Mechthildis verneigend. »Eine trübe Erinnerung, – die letzte seitdem. Wenigstens unter Eurem Dache hoffe ich nur Gutes in der Zukunft zu lesen!«

»Ich hoffe es mit Euch,« erwiderte Mechthildis freundlich. Das Gespräch belebte sich wieder, auch die Stimmung des Generals heiterte sich schnell auf. Als er sich mit dem Meister Baltzer zurückzog, blickte ihm Frau Johanna Kannemann fast ebenso bewundernd nach wie die beiden Stiftsdamen, die vom ersten Tage an für ihn schwärmten und ihn in ihren guten alten Herzen nur noch mit Judas Makkabäus, Sankt Georg und anderen frommen Glaubenshelden verglichen.

Es war merkwürdig, wie schnell sich der spanische Herr während dieser vierzehn Tage in dem Mechterhause heimisch gemacht hatte. Sonst pflegte Seine Excellenz die Mußestunden im Winter- und Erholungsquartier außer mit Staatsbesuchen nur mit Fechtübungen, Besichtigung von Bildern und Festungsplänen und Durchlesen des Don Quixote, den er schon halb auswendig wußte, zu verbringen, vor allem aber alle Damengesellschaft möglichst zu meiden. Für dies und alles andere hätte er in seinem jetzigen Quartier Freiheit und Raum genug gehabt, denn Mechthildis hatte ihm und seinem Gefolge den größten Theil des weitläufigen Gebäudes überlassen. Aber in die Excellenz war auf einmal ein anderer Geist gefahren. Der Damendienst hatte ihn wieder so ganz in der Gewalt wie vor dreißig Jahren, als er frisch aus der

Schulzucht des Jesuitenkollegs an den Königshof zu Madrid gekommen war, das junge Herz voll von Liebesträumen, Serenaden und Sonetten. Nur natürlich benahm sich der gestrenge Herr Feldherr jetzt anders als damals der milchbärtige Page, seine Galanterie marschierte jetzt so gemessen und wohlgeordnet wie seine besten Kompanien, und manchmal erinnerte er an Don Quixote, auch ohne ihn zu citiren. Bei alledem aber lag so viel Adeliges und fast Ehrfürchtiges in seiner Huldigung, daß Mechtildis sie gern ertrug und mit freundschaftlicher Theilnahme erwiderte.

Mit dem Meister Baltzer stand Cordova seit langem auf gutem Fuße. Er hatte die Unterhaltung des alten Meisters an Orten schätzen gelernt, wo es sich erheblich weniger bequem und ungefährlich plauderte als im Ahnensaale des Mechterhauses. Sein eigener Gesprächsstoff war freilich etwas einförmig; wenn es sich nicht um Bilder handelte oder um die Schönheiten des Don Quixote, so blieb für die Excellenz nur ein Thema, das sie unermüdlich variierte: das Lob der reizenden Hausherrin und ihrer gastfreundlichen Aufmerksamkeit.

Auch heute hatte er dieses Thema wieder aufgegriffen, sobald er mit dem Meister Baltzer allein vor seinem Kamin saß. Der Meister hörte ihm eine Weile behaglich zu. Dann bemerkte er: »Eigentlich habt Ihr dies schöne Quartier doch nur der Politik zu verdanken. Ihr kennt doch den Rathsherrn Sebaldus von Halveren? Den Oheim unseres Fräuleins, der Euch bei Eurem Einzug so überfreundlich begrüßte.«

»Ich erinnere mich,« antwortete Cordova. »Ein unangenehmer Herr. Er hat so etwas Lauriges im Gesicht und Wesen, ich weiß nicht recht, woran es mich erinnerte –«

»Vielleicht an einen Großinquisitor?« half Meister Baltzer ein.

Cordova warf ihm einen entrüsteten Blick zu. »Was denkt Ihr, Meister? Ein solcher Vergleich . . . Ueberhaupt, was hat mein Quartier mit diesem Herrn von Halveren zu thun?«

»Nun,« erklärte Meister Baltzer, »der Herr hatte sein Haus als Quartier für Euch angeboten. Aber der Rath traut ihm nicht. Es heißt, er stehe im heimlichen Einverständnis mit Euren und den kaiserlichen Ministern, um diese ehrsame Stadt von der Neutralität abzuziehen und sich wieder zum Bürgermeister zu machen, und da hat der Rath wohl gedacht, es wäre besser, Euch anderswo einzuquartieren, wo Ihr nicht Gefahr lauft, mit dem Herrn Sebaldus – heimliche Politik zu machen.«

Cordova sah schon sehr unwillig aus, als er erwiderte: »Ich will nicht hoffen, daß man mir eine solche Sendung zutraut.«

»Je nun,« versetzte Meister Baltzer friedlich, »Eure Excellenz ist berühmt wegen Ihrer Klugheit. Wenn das Ding wahr wäre, würdet Ihr es doch nicht zugestehen. Aber was geht's mich an? Ich denke wie Euer Don Quixote: Es wird schlimmer, wenn man dran rührt.«

»Und ich sage Euch, Sennor,« rief Cordova in vollem Zorn, »wenn mich mein Herr, der König, sendet, eine Stadt wegzunehmen, so hoffe ich, daß er mir Kanonen

und Soldaten dazu gibt und nicht ein Kreditiv an irgend einen ungetreuen Rathsherrn selbiger Stadt. Ich bin Soldat, Sennor, und Edelmann!«

»Die Welt kennt keinen besseren,« erwiderte Meister Baltzer artig. »Aber dann muß ich doch von dem guten Herrn Sebaldus sagen wie Sancho Pansa: ›Es glaubt mancher zu fischen und krebst.‹ Denn umsonst läßt er doch nicht Tag für Tag ein Häuflein von seinen Parteianhängern vor dem spanischen Wappen, das Euch zu Ehren jetzt am Haus draußen hängt, Parade machen und Hoch rufen. Ihr habt die Leute doch schon bemerkt? Die feinsten Brüder sind es eben nicht, Bankerottirer, Branntweinzapfer und dergleichen mehr; aber bei Stimme sind sie. Nun, und er selber ist ja auch schon ein paarmal hier gewesen, ohne Euch zu treffen, wie ich von Eurem Adjutanten höre. Es scheint ihm doch viel daran zu liegen, als Euer guter Freund zu erscheinen. Oder sollte er Euch nur bitten wollen, daß Ihr bei unserem Fräulein ein gutes Wort für seinen langen Sohn einlegt?«

»Was sagt Ihr da?« fuhr Cordova auf. »Der soll unsere Wirthin – dieser – wie heißt er doch –«

»Junker Lambertus von Halveren. Ganz derselbe. Ihr erinnert Euch seiner vom Rathsbankett zu Euren Ehren, wo er mit anderen Edelreisern dieser Stadt Spalier machte. Ja, gewiß, – einmal hat er schon um sie angehalten; drei Tage nach dem Tode ihres Oheims, – und einen Korb bekommen. Ich weiß es von ihm selbst; er ist eine offene Seele. Aber Hoffnung macht er sich noch immer, und wer weiß? Etwas verwandt sind sie ja, und das liebt man

unter dem Stadtadel hier. Wenn der Alte erst mit seiner Partei obenauf kommt, – wie gesagt, ich glaube, er baut auf Euren freundlichen Beistand, es sollte mich wundern, wenn er Euch heute nicht wieder aufsuchte –«

»Thut mir den Gefallen, Meister, und bescheidet die Diener draußen sogleich, daß ich für diesen Mann stets abwesend bin,« sagte Cordova hastig.

»Das will ich sehr gern thun,« versicherte Meister Baltzer und empfahl sich.

»Eigentlich soll man nie rachsüchtig sein,« brummte er, als er auf dem Heimweg an dem Hause Halveren vorüber kam. »Aber dem Andenken meiner guten alten Briggitt war ich doch noch ein Kränzlein schuldig. Und dann, – dafür ist mir der brave spanische Geisterseher doch zu schade, daß dieser Erzscheml mit seinem Namen im Trüben fischt.«

DRITTES KAPITEL.

Das Gespräch mit dem Meister Baltzer wirkte auf Cordova in einer Weise, an die der diplomatische Maler vielleicht nicht gedacht hatte. Zwei Tage lang ließ sich der General weniger als sonst in den Gemächern der Hausherrin sehen. Er wandelte stundenlang aufgeregt in seinem Zimmer auf und ab und stellte die Geduld seiner Diener, seiner Aerzte und Adjutanten durch heftige Aeußerungen seiner üblen Laune auf harte Proben. »Das ist ja schlimmer als vor einer Schlacht,« meinten sie untereinander. Am dritten Tage aber schritt er nach einem langen und sorgfältigen Ankleiden gravitatisch die

Treppe zur Wohnung Mechthildis' hinauf, gehüllt in eine Pracht und Herrlichkeit, welche die von fern beobachtenden Stiftsfräulein zu einem Flüstern verschämten Entzückens aufregte. Ein steifes wattirtes Wams trug er und wulstige kurze Beinkleider, vom feinsten schwarzen Atlas und reich mit kostbaren Schnallen geziert, dazu schwarzseidene Kniestrümpfe und ausgeschnittene Schuhe mit großen Schleifen. Den Nacken barg ein ungeheurer, steifer weißer Kragen mit umgebogenen Enden, zwischen denen der schmale, verwitterte Kopf mit den kurzgeschorenen schwarzen Haaren und dem sorgfältig gefärbten schwarzen Bart aufragte wie eine überreife Samenkapsel zwischen verdorrten Kelchblättern. Mächtige Stulphandschuhe, mit breiten Spitzen verbrämt, in der Hand ein schwarzer Hut mit drei wallenden Federn, ein Galadegen an der linken Seite und auf der Brust ein von Juwelen schimmerndes Ordenszeichen an schwerer Kette vervollständigten die düsterprächtige Galatracht, wie man sie im Königsschlosse zu Madrid und am Hofe der Infantin zu Brüssel zu tragen pflegte. Aber Don Gonsalvo Fernandez de Cordova hatte nicht bloß seinen sterblichen Leib in Gala geworfen, auch seine Sprache ging heute auf höheren Bahnen und hatte die gewohnte knappe Ausdrucksweise des höflichen Soldaten mit dem »*estilo culto*« vertauscht, wie man ihn im Lande der Grandezza liebte und verstand.

In diesem gewählten Stil bedurften die einfachen Erkundigungen nach Wohlbefinden und Wetterbemerkungen immerhin so viel Zeit, daß Mechthildis sich indeß

über die ungewohnte Verkleidung ihres Gastes beruhigen konnte und wieder so ziemlich zu folgen vermochte, als er, beherzt auf sein Ziel lossteuernd, anhob: »Möge Eure Herrlichkeit, Sennora, huldvoll Euren vortrefflichen Sinn auf das zu richten nicht verschmähen, was ich, um Eure kostbare Seele nicht zu lange aufzuhalten, vielleicht in ungeziemender Kürze und ohne schuldige Entschuldigung zu sagen mich erdreiste. Die Sache ist aber diese, daß ich vom ersten Augenblicke an, wo ich den Inbegriff Eurer Schönheit, Klugheit und Holdseligkeit gleichsam als eine Rüstkammer alles dessen, was es Ersprießliches und Erquickliches auf Erden gibt, mit diesen meinen geblendeten Augen schauen durfte, Euch zur Herrin meines Willens gemacht habe; und so Ihr es vermöchtet, Eure Gnade so weit gehen zu lassen, daß Ihr meine unterthänigste Bewerbung um Eure Hand nicht ganz verschmähtet, so würdet Ihr mich, Gonsalvo Fernandez de Cordova, zum Glücklichsten machen, den Cupidos Pfeile jemals mitten ins Herz trafen!«

Während dieser wohlgeschulten Rede hatte Mechthildis sehr verwirrt, mit heißen Wangen und niedergeschlagenen Augen gesessen; als sie nun aber aufsah, begegnete ihr aus den dunklen Augen ihres Bewerbers ein so treuherzig und ängstlich flehender Blick, daß alle ihre Verwirrung sich in einem großen Mitgefühl löste. Sie reichte ihm die Hand hin und sagte herzlich, mit einem freundlich bittenden Lächeln: »Euer Antrag, Excellenz, ist mir gewiß die größte Ehre und wäre es auch für viele, die viel vornehmer und Euer würdiger sind als ich. Laßt mich

wünschen, daß Ihr eine solche nach Eurem Herzen findet, und zürnt mir nicht, daß ich Euren Antrag ablehne.«

»So habt Ihr Eure Hand schon heimlich vergeben?« fuhr der Spanier auf, aller Grandezza und Courtoisie vergessend.

Mechthildis erröthete unwillig. »Ich weiß nicht, ob es sich schickt, eine Dame so zu fragen, Excellenz,« erwiderte sie nach kurzem Besinnen. »Ich werde Euch aber gleichwohl antworten. Bisher hat kein Mann von mir eine andere Entscheidung bekommen als Ihr. Ihr habt mir Euren Herzenswunsch offenbart, ich habe Euch darauf meine Antwort ehrlich gegeben, ich meine, daß Ihr mir darum nicht zürnen dürft.«

»Ihr habt recht,« erwiderte Cordova sehr beschämt, »und ich bitte Euch um Verzeihung, Sennora. Vergönnt mir, daß ich Euch meiner steten Dienstwilligkeit versichere, vergeßt, was ich gesagt habe, und gebt mir gnädig Urlaub, ehe ich Euer Haus verlasse, in dem ich so freundliche Aufnahme gefunden.«

»Nicht so,« antwortete Mechthildis und blickte ihm freundlich in das betrübte Antlitz. »Ich bin sehr stolz darauf, wenn Ihr mich Eurer Freundschaft würdigt, und alsdann verlange ich als Freundschaftsdienst von Euch, daß Ihr auch ferner in diesem Hause es Euch gefallen laßt und wie bisher mir Eure Gesellschaft gönnt. Es wird mir allezeit eine große Freude sein, einen Kavalier in meiner Nähe zu wissen, den ich so hoch schätze und auf dessen Freundschaft ich mich so unbedingt verlassen kann.«

»Ihr könnt es, Sennora, und ich danke Euch von Herzen,« erwiderte Cordova und ergriff ihre dargebotene Hand, die er fast ehrfürchtig küßte. Dann blickte er ihr noch einmal lange, traurig in das schöne Antlitz, und ohne etwas weiter zu sagen, verließ er nach einer tiefen Verbeugung das Gemach, das er mit so stolzen Hoffnungen betreten hatte.

An der Treppe standen die beiden alten Stiftsfräulein. Ihre feinen kleinen Gesichtchen färbten sich mit einem zarten Rot, als er mit höflichem Gruße vorüberschritt, und sie blickten ihm unter ihren Hauben nach, bis er in der Thür seiner Gemächer verschwand.

»Weißt du noch, Schwester Plectrudis?« flüsterte die eine. »Als wir damals am kurfürstlichen Hof in Brühl waren – der junge Graf Merode, der nachher in den Niederlanden gefallen ist ... So schön und stattlich könnte er jetzt wohl aussehen. Wir waren damals sehr eifersüchtig aufeinander, glaub' ich ... Und zwei Jahre darauf thaten wir zusammen Profeß.«

»Ach ja,« seufzte die andere. »Hüten wir unser Herz, Schwester Klarissa, daß kein Schemen begrabener Wünsche seinen Frieden störe ... Laß uns beten gehen.«

VIERTES KAPITEL.

Meister Baltzer stand neben Mechthildis am Erkerfenster und betrachtete sie lächelnd von der Seite. »Es scheint Euch doch etwas angegriffen zu haben, daß Ihr nun der spanischen Excellenz auch einen Korb geben müßtet,« sagte er.

»Woher wollt Ihr das denn nun wieder wissen?« fragte sie ärgerlich. »Es scheint, Ihr laßt Euch von allen Leuten ihre Geheimnisse erzählen.«

»Behüte,« versetzte Meister Baltzer. »Solange ich es kann, gehe ich den Beichtbedürftigen immer aus dem Wege. Die Leute sind zu selten, die einem ihre Freundschaft noch bewahren, wenn sie einmal so schwach gewesen sind, einem ihr Herz auszuschütten. Aber man darf doch seine Schlüsse ziehen. Die Excellenz war gestern so merkwürdig gerührt, und das ist sie gemeiniglich nur, wenn sie gewisse ergreifende Liebesgeschichten in ihrem Don Quixote wieder einmal gelesen hat. Das kann sie aber diesmal nicht gethan haben, denn ich hatte mir das Buch vor drei Tagen, als ich zuletzt bei ihr war, von ihr geliehen, um mich daheim im Spanischen zu üben. Also, denk' ich mir, muß irgend ein anderes Erlebnis daran schuld sein, und das wird sich denn wohl abgespielt haben, als der würdige Mann Euch vorgestern morgen – wie ich von den Stiftsdamen höre – in einer Tracht besuchte, die er sonst nur in der äußersten Zwangslage gegen seinen Offiziersrock eintauscht.«

»Spottet nicht über Cordova,« verwies Mechthildis, »er ist ein Ehrenmann und wahrlich ein Kavalier dem Herzen nach. – Und übrigens,« setzte sie lächelnd hinzu, »habe ich ihn auch zu meinem Kavalier ausersehen; Ihr wißt, heut abend ist großes Fest bei den Kannemanns zu Ehren der holländischen Gäste, die vor Mittag kommen, und da ich meiner Freundin zugesagt habe, so will ich Seine Excellenz bitten, daß er auch annimmt und mich geleitet.

Es ist ja auf neutralem Boden, und er wird als Spanier schon einmal die Galanterie über die Abneigung gegen seine Feinde stellen.«

»Ja,« erwiderte Meister Baltzer, »'s ist überhaupt ein ganz wackerer Herr, und die Züge, die er von seinem Lieblingshelden, dem edlen Don Quixote, an sich hat, sind noch lange nicht seine schlechtesten. Behüte Gott, daß ich über ihn spotte. Was aber Eure Absicht angeht, ihn zu dem Bankett zu verleiten, so ist das schon geordnet. Ich habe ihm gestern abend einfach so nebenbei klargemacht, daß er mit den holländischen Herren einen Trunk thun müsse, weil das das beste Mittel sei, den Bürgern zu beweisen, daß er wirklich nur zur Erholung hier sei und nicht, um diese wunderbare Stadt dem Kaiser, dem Tilly und Herrn Sebaldus in die Hände zu spielen. Das hat er sogleich eingesehen, und wenn er nun vollends Euch führen darf, so wird er mit beiden Händen zugreifen. Ich wollte aber, Ihr ließet Euch von ihm recht oft zum Bankett und meinethalben zum Tanze führen, es ist doch nichts mit dem ewigen Studieren, und mit dem übrigen, dem Armen- und Krankentrösten, auch nicht.«

»Das habt Ihr mir jetzt schon ziemlich oft gesagt,« antwortete Mechthildis. »Uebrigens, wenn ich jetzt mit lauter spanischen Granden und holländischen Gesandten zu verkehren habe, muß ich mich auf meinen Armengängen so wie so schon öfter vertreten lassen, als es recht ist, also scheltet nicht und seht Euch lieber einmal das große Krystallprisma dort an, das ich gestern aus Brüssel bekommen habe.«

»Köstlich,« murmelte Meister Baltzer, ganz vertieft in das vor seinen Augen vorüberschwebende Farbenspiel. »Ja, so schön wie der Herrgott können wir Maler die Uebergänge freilich nicht finden.«

»Seht Ihr, nun studirt Ihr selber,« lachte Mechthildis.

»Ich bin auch kein junges Fräulein mehr,« knurrte Meister Baltzer und äugelte weiter.

Unterdeß ließ sich draußen auf der Straße immer deutlicher ein starkes Geräusch vernehmen, wie von herannahenden Rossen und Wagen, dazwischen laute vielstimmige Zurufe, während der gewohnte Lärm eines geschäftigen Straßenlebens stockte und die Menschen sich auf beiden Seiten längs den Häusern sammelten, in Erwartung irgend eines Schaustücks.

»Ei seht mal,« sagte Meister Baltzer, während er neben Mechthildis aus dem Erker lugte, »sind sie schon angekommen? Da hat mich doch einmal meine Weisheit getäuscht; ich dachte, vor Mittag könnten sie nicht anlangen, sie müssen guten Vorspann vor ihrem Schiff gehabt haben. Schade; ich hätte ihnen gern den ersten Gruß vom Stapel zugerufen. Nun sind sie also schon in ihrem Ehrenquartier abgestiegen und werden von da zur Audienz aufs Rathhaus geleitet, um ihr Kreditiv zu überreichen. Der Weg führt ja hier vorbei.«

Während er noch die letzten Worte sprach, hatte der Aufzug schon das Haus erreicht. Voraus ritt ein Stadtherold mit dem Wappen der Stadt auf der Brust, dann ein Hauptmann von dem seit Anfang der Kriegswirren erheblich verstärkten Stadtmilitär mit einer Abtheilung seiner

wohlgerüsteten Reiter, welche Mühe hatten, eine Menge mitlaufender neugieriger Straßenjungen und Lehrbuben von der eskortirten Glaskutsche abzuhalten. In diesem Wagen saßen auf dem Vordersitz Herr Jobst Kannemann und ein zweiter Rathsherr in ihren Amtsgewändern, ihnen gegenüber ein hochgewachsener Herr mit greisem Kinnbart, gleichfalls im dunklen langfaltigen Talar mit Pelzbesatz und Spitzenkragen und goldener Ehrenkette, und zu seiner linken Seite ein jugendlicher, blondbärtiger Herr in militärischer Galatracht, über der Brust die breite Feldbinde von orangefarbener Seide. In einem zweiten Wagen folgte die Begleitung der Gesandten, und eine zweite kleine Abtheilung städtischer Reiter nebst vielem müßigem Volk machte den Beschluß.

Der Zug bewegte sich, dem üblichen Ceremoniell und auch wohl dem gefährlichen Straßenpflaster entsprechend, nur in mäßigster Schnelle voran und ließ den spalierbildenden Zuschauern Muße zu zahlreichen Meinungsäußerungen. Meist zeugten sie von einer durchaus friedlichen Neugier, welche vornehmlich dem jungen Offizier galt. Dieser schien die forschenden Blicke und Zurufe sehr ruhig zu ertragen, unbefangen blickte er umher und plauderte zwischendurch mit seinen Nachbarn. Auch die weniger freundliche Neugier einer Minderheit von verkommen aussehenden Leuten, die sich trotz aller unsanften Abweisungen seitens der Berittenen unziemlich dicht heranzudrängen suchten und beständig Hochrufe auf den Kaiser ausstießen, ließ ihn ebenso ungerührt wie seinen greisen Genossen. Vor dem Hause Mechter

strengten sich die Unruhestifter besonders an, sie drängten sich auf der Straße zusammen, schwenkten die Mützen und Hüte nach einem Fenster des Erdgeschosses hin und schrieen: »Vivat Cordova! Vivat Hispanien!« Der Wagen mußte einen Augenblick halten. Jobst Kannemann blickte verlegen an dem Hause hinauf; als er Mechthildis oben am Erker sah, winkte er ihr wie zur Beruhigung und Entschuldigung höflich zu. Sein jüngerer Nachbar, dadurch aufmerksam gemacht, folgte dem Blicke des Rathsherrn, Mechthildis sah voll in sein männlich offenes, gebräuntes Antlitz, und es war ihr, als ob sich ein fröhliches Erstaunen darin male, während er artig den Federhut berührte und sich verneigte. Aber bereits hatten die Reiter den Weg frei gemacht, die Wagen rollten weiter, und Mechthildis hätte nicht einmal sagen können, ob der Oberst Hans Friso ihr dankendes Zunicken noch gesehen hatte. Die Bande von Schreiern wollte ihr Wesen vor dem Hause noch weiter treiben, aber es schien, als ob die Zurufe aus den Fenstern Cordovas ein unerwartetes Echo fänden, denn plötzlich verstummten sie und trollten sich ziemlich kleinlaut dem Zuge nach.

FÜNFTES KAPITEL.

Herr Jobst Kannemann, derzeit jüngstes Mitglied des Rathes, war kein großes Licht, aber er vereinte in seiner Person zwei wichtige Vorzüge: Reichthum und Freigebigkeit. Was er bei Ausübung der letzteren Tugend noch von dem vornehmen Takte des echten Patriziers vermissen ließ, das ersetzte er reichlich durch gute Laune, die stets

bereit war, fremde Vornehmheit bewundernd anzuerkennen. Mit diesen Eigenschaften, unterstützt von einer hübschen und lebenslustigen Frau, war er der berufene Gastgeber der Stadt, und wie jeder andere Staatsgast wären auch die holländischen Herren bei ihm auf jeden Fall einer glänzenden Aufnahme sicher gewesen. Obendrein aber empfahl sie bei ihm ein besonderer Umstand: Herr Sebaldus von Halveren hatte im Rathe gegen die Zulassung der Gesandten und ihre Forderungen gesprochen; Jobst Kannemann aber war mit den Halverens völlig zerfallen, seit ihre Partei bei den jüngsten Wahlen den aussichtslosen Versuch gemacht hatte, statt seiner den Junker Lambertus in den Rath zu bringen. So werfen die persönlichsten Verhältnisse, gekränkte Eitelkeit und umgegangene Freundschaft der Mächtigen, den Einschlag in das politische Gewebe. Aber während in einem großen Staatswesen die einzelnen Triebfedern durch ihre Menge und die Ausdehnung des Ganzen schwer erkennbar bleiben, treten sie in einer winzigen Republik deutlich hervor. Wer bei den Kannemanns gerne eingeladen war, der lobte trotz aller konfessionellen Bedenken die Holländer und war geneigt, jede Aeußerung im entgegengesetzten Sinne darauf zurückzuführen, daß der betreffende mit Herrn Sebaldus oder mit dessen liederlichem Sohne in irgend einem dunklen Schuldverhältniß stehe. Für die Menge der kleinen Leute konnte es seit mehreren Tagen keinen anregenderen Gesprächsstoff geben, als die Zurüstungen im Kannemannschen Hause; und in Scharen strömten sie am Abend herbei, um die Auffahrt der

reichen Damen und Herren zu dem Bankett zu genießen, das die Kannemanns den holländischen Gesandten gaben.

Eine Auffahrt im eigentlichen Wortsinne war es allerdings nicht; denn die bequemere Mehrheit der vornehmen Gäste zog es in gerechter Würdigung des vaterstädtischen Pflasters vor, sich in Sänften tragen zu lassen, die an Gestalt und Einrichtung einer Droschke des neunzehnten Jahrhunderts ziemlich gleichkamen und reich mit Wappen und Schnitzwerk geschmückt waren. Doch fehlte es auch nicht ganz an großen, schwerfällig gebauten und mit schweren belgischen Pferden bespannten Kutschen. Zur Entfaltung dieses ganzen Trag- und Fuhrparks bot sich vor dem Kannemannschen Hause eine seltene Gelegenheit, da es an einem freien Platze, unfern des Martinsthurnes lag. Der Vater des jungen Rathsherrn hatte es sich nach seinem Uebertritt in die Reihen des Patriziats von einem welschen Baumeister errichten lassen, an der Stelle, wo vordem die Kannemannsche Brauerei gestanden hatte; daher hieß es im Volksmunde die Bräupfanne, obzwar es mit diesem einträglichen Geräth keine Aehnlichkeit hatte, vielmehr mit seinem breiten, von ionischen Säulen getragenen Portalgiebel und der schön gegliederten, pilasterreichen Fassade überaus stilgerecht und vornehm aussah. Das ganze Haus war festlich erleuchtet, auch auf dem Platze brannten auf hohen Pfählen Pechschalen und warfen malerische glührothe Lichter über das Haus, auf die dichte Menge der Schaulustigen und die farbenreichen Wappen und Beschläge

des Gefährts. Rechts und links vom Portal standen zwei städtische Dragoner im Paradeschmuck, als Ehrenwache für das niederländische Wappen, das nach der diplomatischen Sitte der Zeit für die Dauer der Anwesenheit der Gesandten über dem Portal, neben Herrn Kannemanns geliebtem Löwenschilde, aufgehängt war. Hinter diesen ernsten Wächtern regte sich in der breiten Halle eine geschäftige Menge von Dienern, bereit, die ankommenden Gäste zu empfangen und von ihren winterlichen Umhüllungen zu befreien. Hendricus, Meister Baltzers Page, war auch dabei. Auf sein dringendes Bitten hatte Meister Baltzer ihm diese Vergünstigung von Herrn Kannemann erwirkt, und nun stand er drinnen vor dem Eingang zu den Prunkgemächern und vergaß seine Dienerrolle völlig vor farben- und schönheitsfrohem Staunen über alle die Herrlichkeit. »Schöner kann es in der Kaiserburg zu Wien auch nicht sein!« seufzte er. In Wirklichkeit war es in der Kaiserburg lange nicht so schön. Denn dort herrschte noch der einförmige spanische Hofpomp; hier im Westen aber war erst neuerdings – mitten in den Stürmen des Krieges – eine Wandlung in Schnitt und Farben der Trachten zum Siege gelangt, die mit der spanischen Steifheit und Trauerseligkeit aufräumte und der Schönheit wieder das Recht gab, einfach schön zu erscheinen. Das heitere, bequem genießende und männlich schaffende Niederland hatte auch in der Mode den Spanier verdrängt. Freilich war es nur ein kurzer Sieg, und kein vollständiger; viele, zumal ältere Herrschaften, hielten noch an den Wulsten und Ausstopfungen, an den steifen Kragen

und Drahthauben fest – ganz abgesehen von der ewig gleichen Würde der mittelalterlichen Amts- und Gelehrtentrachten – und vereinzelt wagten sich schon die Vorposten einer neuen, widerwärtigen Modeentartung heraus, die von Frankreich herkam und die schönen Linien weiblicher Formen durch Wespentaille und Ballonrock entstellte, die freie Mannesstirn unter Kräuselwolken geborgten Haares verbarg. Einstweilen aber hielt sich die feine Mode noch in der gemäßigten Zone, gleich weit von gefrorener Steifheit und von überhitzter Willkür entfernt. Sie erlaubte für die Gewandung der Herren vom Knie aufwärts einen weiten und bequemen, aber nicht weibischen Zuschnitt, der den Ausdruck der Vornehmheit und des Reichthums auch ohne spanische Wattirung und Auspuffung erreichte und den Bewegungen männlicher Kraft mit malerischem Faltenspiel folgte, während vom Knie abwärts die schöne spanische Erfindung der Tricotweberei im Rechte blieb. Bart und Haar waren durch keine eigensinnigen Friseurlaunen entstellt, die Umhüllung des Halses machte es nicht mehr nöthig, den Bart zu stutzen, denn an Stelle der steifen, hohen Einzwängung war jetzt der weich nach den Schultern hin abfallende Kragen getreten, über dem sich das Haupt auf freiem Halse stolz erhob. Auch die kostbaren, schöngemusterten Stoffe der Damenkleider ließ diese Mode gefällig, ohne übermäßige Einschnürungen und Wulste, nach dem natürlichen Gesetze der Bewegung und Schwere hinwallen;

und selbst gewisse Launen des Reichthums fügten sich ihrem Gesamtstreben auf gesunde, lebenskräftige Erscheinung ein. Die kostbaren, fußbreiten, halb zurückgebogenen Spitzen am weiten Ausschnitt des Damenkleides hoben die von ihnen umrahmten Reize nur noch wirksamer hervor, und die weitgehende Anwendung von Edelsteinen und Perlen, die an Hals und Armen, in den Haaren und sogar auf den Gewändern ihrer schönen Besitzerinnen schimmerten, verlor den Schein des Aufdringlichen durch die künstlerische Anordnung und Fassung, welche die Goldschmiedekunst dieser Zeit ihnen zu geben wußte. Während der hoffnungsvolle Schüler des Meisters Baltzer sich drinnen an so viel Pracht und Herrlichkeit berauschte, mußte sich die Menge draußen in Frost und Wind mit dem flüchtigen Anblick von Pelzmänteln und Umhängen begnügen. Um so reichlicher und lauter fielen hier die Anmerkungen über die Herrschaften selbst. Die städtische Aristokratie war das gewohnt, und sie hütete sich, dem Volke eine Neigung zu unschädlichem Räsionieren zu verkümmern. Selbst die politischen Kannegießereien, die zwischendurch klangen, entlockten erfahreneren Rathsherren nur ein nachsichtiges Lächeln.

Vornan, inmitten einer Gruppe von Handwerksleuten, stand der stämmige Schmied, der Herrn Sebaldus von Halveren schon einmal durch seine Freude über das noch immer siegreiche Niederland gekränkt hatte. Auch diesmal hielt er mit seiner politischen Weisheit nicht zurück. »Mich freut's, daß die holländischen Herren einen rechten Ehrenabend haben, wenn es auch Ketzer sind. Was

geht's uns an, daß sie sich mit dem Spanier herumschlagen? Wehren darf sich jeder. Bei uns im Reich, das ist was anderes, und da hat der gestrenge Herr von Halveren ganz recht: es ist eine Schande, daß unsere alte Stadt müßig zusehen soll, wie sich der Kaiser mit ketzerischen Reichsständen herumschlägt. Aber wenn der Spanier die Holländer durchaus kleinkriegen will, so ist das seine Sache. Mir haben sie nichts gethan.«

»Wahrhaftig, da habt Ihr recht, Meister Anton,« versetzte sein Nachbar. »Seht, ich bin ein guter Katholik, so gewiß als ich ein ehrlicher Schuster bin; und mit der Neutralität, wie's unsere gnädigen Herren vom Rath meinen, das ist nichts. Der Bruder Placidus, von den Franziskanern, hat mir's noch neulich im Beichtstuhl auseinandergesetzt, daß sie eigentlich alle dafür in die Hölle kommen. Ja, der Bruder Placidus meint, daß am Ende nur deshalb jetzt die Hexerei so überhand nehme, weil die Obrigkeit solche verkehrte Politik treibe. Weil ja doch der römische Kaiser unser gesalbter und katholischer Oberherr ist, versteht ihr. Es ist, als wenn mir mein einer Lehrjunge, der Niklas, die Zunge herausstreckt, und ich sag' dem anderen: ›Gib ihm eins hinter die Ohren, daß ich nicht erst deshalb vom Dreibein herunterzuklettern brauche.‹ Dann darf mir der Peter nicht sagen: ›Geht mich nichts an, ich bin neutral.‹ Aber für die Holländer und Spanier, ja, da sind wir neutral. Das ist Ausland, versteht ihr. Und eine Freude ist's, wie sich die holländischen Kabeljauköpfe wehren gegen die spanischen Baseolosmanos! Und nun erst so Herren, wie die zwei da oben, – ei

wahrhaftig, was geht's mich an, ob sie Ketzer sind? Drum bin ich doch stolz auf unseren Feuerwächter, was der für ein rechter Kerl geworden ist, und wenn er wollt', macht' ich ihm alle Tag ein Paar Reiterstiefel so gut, als ob sie für den spanischen Herrn, den Cordova, wären. Denn da bin ich neutral.«

Die Nachbarn nickten und murmelten Beifall. Sie waren wirklich stolz auf den Oberst Friso, so wenig sie sich auch um ihn bekümmert hatten, als er noch auf dem Martinsthurm saß und für zehn Gulden jährlich ihren Schlaf bewachte. Auch Herr Govaert Friso hatte es ihnen angethan mit seiner ehrwürdigen Erscheinung, ganz besonders aber rechneten sie es beiden hoch an, daß sie die ärgerlichen Kundgebungen bei ihrem Einzug einfach übersehen hatten.

Aber auch hier fehlte es nicht ganz an Störenfrieden. Da war ein langnasiger kräftiger Kerl, der den einen Fuß beim Gehen nachzog und seine Reden mit einem wunderlichen Auf- und Abschieben der einen Hand begleitete, – man nannte ihn von dieser Gewohnheit den Bassuner oder Posauner, übrigens wußte man wenig von seiner Vergangenheit. Vor etlichen Jahren war er in der Stadt aufgetaucht mit seinem Weibe, einer robusten verwitterten Zigeunerschönheit, und war dank der warmen Empfehlung einiger Ordensgeistlichen thatsächlich rasch in die Höhe gekommen, der Rath hatte ihm nämlich das Amt eines Feuerwächters oben auf dem Martinsthurm anvertraut. In seinem Amte war ihm nichts nachzusagen, übrigens stand er in keinem guten Ruf, er galt als ein

zänkischer Zechbruder und sein Weib trieb allerhand Besprechungskuren unter der Hand, beide aber waren sie sehr fleißige Kirchgänger. Dieser Kerl machte sich mit allerlei anzüglichen Redensarten über die beiden Gesandten lästig. »Der eine ist ein davongelaufener Stadtknecht, und der andere war früher Winkelpfaff bei den Oberländern, – sie passen zusammen,« schrie er. Ein paar Nebestehende, geringe Leute, lachten, der Meister Schmied aber verbot ihm derb das Maul und hatte ihn bereits am Wickel gefaßt, als die Erscheinung eines neuen, unerwarteten Festgastes ihn rettete. Dies war der Rathsherr Sebalduß von Halveren. Er war kraft seiner Würde eingeladen, aber niemand, und am wenigsten wohl der Festgeber, rechnete auf ihn. Nun erschien er doch, gemessen und ernst, wie es in seiner Art lag, übrigens zu Fuß und nur von einem Diener geleitet, der ihm die Laterne vorauftrug. Die Kannegießer wußten nicht recht, was sie dazu sagen sollten, unwillkürlich stimmten sie angesichts der Amtstracht und Amtsmiene in die laute Begrüßung der Minderheit ein. Herr Sebalduß dankte mit ernster Freundlichkeit. Den lahmen Posauner, der sich besonders vordrängte, musterte er einen Augenblick nachdenklich, als koste es ihn Mühe, den Mann zu erkennen. »Ihr seid der Feuerwächter vom Martinsthurm, der Hieronymus, nicht wahr?« sagte er. »Geht auf Euren Posten, Mann, und treibt Euch hier nicht müßig herum.« Dazu winkte er zweimal bedächtig mit dem Zeigefinger. Der Bassuner nickte, anscheinend beschämt, und zog sich schweigend zurück. Die Bürger blickten mit Befriedigung

hinter Herrn Sebaldus her. »Ein gestrenger, fürsichtiger Herr ist's doch!« meinte der Meister Schmied. »Ja, auf Ordnung hat er allezeit gehalten.« – »Aber nicht bei seinem Sohne,« warf der Schuster ein, und es erhob sich ein Gelächter, in welchem sich die öffentliche Meinung über Junker Lambertus erschöpfend aussprach. – »Aber daß er nun doch zu den Kannemanns geht?« – »Das will ich euch sagen: das ist Politik!« erklärte der Meister Schmied und legte bedächtig den Zeigefinger an die Nase. »Wenn die Herren spinnefeind sind, die Ehre geben sie einander doch vor den Leuten, damit der Respekt nicht ausgeht. Seht doch, da kommt sogar die spanische Excellenz angefahren, und die liegt doch mit den Holländern im Kriege!«

Die anderen nickten, ganz dem neuen Augenschmause hingegeben. Ihre Neugier ließ nur eine schmale Gasse frei, durch welche der General Gonsalvo Fernandez de Cordova Mechthildis mit feierlicher Galanterie in das Portal geleitete.

Als dieses erlauchte Paar sich den Festräumen näherte, erwachte Hendricus aus seiner sträflichen Unthätigkeit. Dienstfertig sprang er vor, verbeugte sich tief und öffnete. »Ei sieh,« sagte Mechthildis lächelnd, »bist du auch hier? Und wie höflich und gewandt! Hast du das auch beim Meister Baltzer gelernt?« Das hübsche Knabengesicht erröthete vor Seligkeit. »Ja,« stotterte er, »damals schon – als Ihr Euer Bild bei uns besehen kamt.« Auch Mechthildis erröthete, wie von einer plötzlichen Erinnerung berührt. Sie erhob den Federfächer, an dessen Knauf ein

großer Rubin – einer aus dem berühmten Rubinenschatz des Hauses Mechter – funkelte, und ließ sich schweigend von ihrem Kavalier in den Saal geleiten, wo der Haushofmeister ihre Namen schon mit lautem Rufe verkündet hatte.

SECHSTES KAPITEL.

Herr Jobst Kannemann und seine Hausfrau empfingen ihre vornehmen Gäste mit großer Herzlichkeit. Das ehemalige Fräulein Johanna Reynolds hatte sich in der Ehe zu einer sehr stattlichen Dame entwickelt; die Lebhaftigkeit war geblieben, aber es lag etwas Beabsichtigtes, Beifallsuchendes darin. Wie sie jetzt in ihrem Prunkgewand von braunem, goldgestickten Atlas, das die üppigen Formen unvortheilhaft deutlich hervorhob, vor der Freundin stand und sie mit zärtlichem Wortschwall begrüßte, zeigte sich der Unterschied zwischen ihnen erst recht. Denn über Mechthildis Wesen lag eine stille, große Anmuth, die sie nicht erst mit Schmuck und Festgewand anlegte, und so erschien sie in dem prachtvollen Ebenmaß ihrer voll erblühten jungfräulichen Schönheit wie eine Fürstin neben der geputzten kleinen Frau.

Der Hausherr, in Talar und Amtskette, hatte sich mit Cordova in einen Austausch umständlicher Redensarten verwickelt. Als aber Herr Sebaldus von Halveren hinzutrat, brach er kurz ab und zog sich ins Innere des Saales zurück unter dem Vorgeben, nach den holländischen

Herren sehen zu wollen, die dort in fröhlichem Geplauder inmitten eines dichten Kreises von Rathsherren und Damen standen.

Die anderen folgten ihm, und die beiden Gruppen vereinigten sich. Plötzlich vernahm man durch das Geschwirre von Komplimenten und Titeln die scharfe Stimme des Herrn Sebaldus von Halveren: »Seid Ihr denn wirklich in unserer Stadt von früher her schon bekannt, Herr Obrist?«

Bei dieser Frage verstummte das Geschwirre, und aller Augen richteten sich erwartungsvoll auf den jungen Reiteroberst, der sich auf einmal mit Herrn Sebaldus fast allein inmitten des Kreises fand; nur Mechthildis, mit der ihn die Hausfrau eben bekanntmachen wollte, stand neben ihm. Bei der unerwarteten Anfrage des Rathsherrn hatte er sich hoch aufgerichtet und den Frager aufmerksam betrachtet; nun verbeugte er sich leicht und erwiderte lächelnd: »Gewiß bin ich das, Herr von Halveren! Ich war damals noch ein armer Waisenjunge, mit Namen Hans Maybrunner. Ihr werdet es so gut wissen wie ich, da Ihr ja mich damals mit in den Dienst der Stadt nahmt – als Feuerwächter auf dem Martinsthurm drüben. Als solcher habe ich eine gute Zeit lang dieser hochlöblichen Stadt gedient und werde mich allzeit freuen, ihr auch in meinem jetzigen Stande gefällig sein zu dürfen.«

Das beklommene Schweigen im Kreise löste sich in eine Bewegung heiteren Beifalls; die lebhafteste Frau Johanna flüsterte: »Bravo!« und berührte mit dem Fächer Mechthildis' Arm, die mit freudiger Genugthuung auf den

ehemaligen Feuerwächter blickte. Herr Sebalduß schien seine Fragen noch fortsetzen zu wollen, aber der spanische General kam dazwischen. Er trat auf Hans zu, streckte ihm die Hand hin und sagte: »Wir kennen uns auch schon, Herr Obrist – schon von der Pfalz her. Vor etlichen Monaten habt Ihr mir bei Fleurus großen Abbruch gethan. Es war ein glänzender Sieg, und Ihr habt ihn wider mich entschieden. Laßt mich hoffen, daß ich bald Gelegenheit finde, Revanche zu suchen.«

Hans ergriff die Rechte Cordovas herzlich und antwortete: »Auch ich hoffe das, Excellenz; denn ich habe ja noch so viel von Euch zu lernen.«

Auf die Umstehenden wirkte dies kurze Zwiegespräch noch tiefer als das vorige. Es war ja in der Form nur ein Austausch ritterlicher Artigkeiten, wie sie der Krieg zwischen den hohen Offizieren beider Parteien immer mehr ausbildete und allmählich sogar auf das Kriegsvolk übertrug, ohne dessen Sitten den friedlichen Einwohnern gegenüber irgendwie zu mildern. Es war ein Ueberrest der Ritterlichkeit des Mittelalters, die vordem auch innerhalb der Reichsstädte so glänzende Blüten getrieben hatte. Aber der jetzigen reichsstädtischen Gesellschaft war es etwas Fremdes und Unerhörtes. Sie rechnete den beiden Herren persönlich an, was in ihrem Benehmen Standessitte war. Mit wenigen Worten hatten die zwei Streiter von Fleurus sich gemeinsam den Erfolg des Abends gesichert. Zumal die Aufmerksamkeit der Damen wandte sich auf Cordova und Hans in fast bedrängender Fülle. Erst nach einer ziemlichen Weile gelang es Hans, sich

Mechthildis zu nähern, die sich bis dahin ziemlich abseits gehalten und vornehmlich mit seinem Vater geplaudert hatte.

»Es ist Zeit, daß du dazwischen kommst,« meinte Herr Govaert Friso lächelnd. »Ich fürchte, ich spreche gelehrter, als es sich an solchem Ort und einer schönen jungen Dame gegenüber ziemt. Aber Ihr seid selber schuld daran, edles Fräulein! Nun seht, ob Ihr mit dem da besser fahrt. Ich muß als Kavalier nach unserer Hausfrau sehen; denn mich dünkt, die Trompeten werden bald zur Tafel rufen.«

Die beiden standen eine kleine Weile schweigend nebeneinander. Dann begann der Oberst lächelnd: »Auch Euch habe ich das Glück schon von damals her zu kennen – freilich nur im Bilde.«

»Und ich Euch,« erwiderte Mechthildis lebhaft. »Aus dem Buche des Meisters Baltzer, nicht wahr?«

Sie lachten beide ein wenig und sahen einander mit großem Wohlgefallen an, bis sie erröthend den Blick abwandte. »Noch habe ich Euch von damals für etwas zu danken – eine Sendung –,« sagte der Oberst und stockte verlegen.

Mechthildis nickte. Auch sie war sehr verlegen geworden. Ihre weiße Rechte spielte mit den herabhängenden Kettchen des Juwelenschmucks, der auf dem Einsatz ihres Kleides unterhalb des weit zurückgeschlagenen Spitzenkragens funkelte. Es war ein schön ziselirter goldener Schild, der zwischen Rubinen in der Mitte einen großen

Onyx zeigte, eine köstliche griechische Kamee mit dem Bilde der Siegesgöttin.

»Von wem wißt Ihr, daß – daß ich es war?« fragte sie leise.

»Vom Meister Baltzer,« erwiderte er. »Als ich nach Holland kam, hat er es mir mitgetheilt, wer mich – nach dem heißen Stein hinausgeschickt hat.«

Nun sahen sie sich wieder an und lachten herzlich.

»Vielen Dank!« sagte er.

»Der gebührt mir gewiß nicht,« versetzte sie, legte aber doch ihre Rechte in seine breite, schwertgewohnte Kriegerhand.

Cordova, der eben einem Kreise von Damen einige strategische Erläuterungen gab, sah von fern, wie die beiden einander die Hände reichten und sich anschauten, und wandte den Blick ab.

Dann rief das Signal zur Tafel.

Die Reihenfolge der vornehmen Gäste bei Tische – eine wichtige Frage – war im voraus durch die Höflichkeit des spanischen Generals erledigt, der darauf bestand, daß dem Oberst Friso hier der Vorrang vor ihm zukomme. Den Ehrenplatz, zwischen der Hausfrau und der Gemahlin des zweiten regierenden Bürgermeisters – der erste hatte zu allem Glück keine – hatte natürlich der Staatsrath Govaert Friso, zur anderen Seite der Hausfrau saß Hans, und zwischen ihm und Cordova Mechthildis.

»Köstlich,« rief die muntere Hausfrau und wies lachend auf Mechthildis' Geschmeide. »Die beiden Kriegshelden, und zwischen beiden der Sieg.«

»In der That,« antwortete Cordova mit einem trüben Lächeln. »Ganz wie bei Fleurus.«

SIEBENTES KAPITEL.

Auch Herr Sebaldus von Halveren hatte seinen Platz an der Tafel eingenommen. Sein Benehmen verrieth nichts davon, welchen Eindruck die Wirkung seiner Frage an den Oberst Friso auf ihn selbst gemacht habe. Man war es gewohnt, ihn zumal inmitten allgemeiner Lustbarkeit wortkarg und nachdenklich zu finden. Mit einer durch häufige Uebung gestählten Geduld ertrug er die Reihe der offiziellen Tischreden, den Lärm, mit dem Zinken und Pauken jeden Trinkspruch bestätigten, und das für ihn noch peinlichere Geräusch der fröhlichen Unterhaltung. Es dauerte mehrere Stunden, bis sich die Gesellschaft in einen Nebensaal verzog, wo Würzwein und Konfekt geboten wurde, für die Mehrzahl der Herren als Einleitung zum eigentlichen Bankett, den Damen, Geistlichen und älteren Würdenträgern als Abschiedskost. Diesen Zeitpunkt nahm Herr Sebaldus wahr, um sich still zu entfernen.

Als er hinter seinem vorleuchtenden Diener das Portal verließ, lagerte dort trotz Kälte und Regenfeuchte noch eine zahlreiche Menge. Das waren aber nicht mehr die ehrsamten Bürger, die ihn bei seiner Ankunft begrüßt hatten, vielmehr allerlei Gesindlein aus den Armeleuthäusern, aus Herbergen und Bettelgäßchen, das hier draußen auf den Abhub wartete, der ihm wie bräuchlich

von der Tafel der Reichen in Körben und irdenen Schüsseln hinausgereicht wurde. Etliche Knechte besorgten die Vertheilung, sie fühlten sich bei diesem Amte gegenüber dem Gesindlein als große Herren und Gönner, und Herr Sebaldus lächelte ganz eigen, als er sah, wie vornehm, herablassend und parteiisch sie sich dabei benahmen.

Das Haus der Herren von Halveren lag jenseits des Martinsthurses, ein düsteres massiges Gebäude in einem düsteren, winkligen Viertel, mit einem plumpen, spitzdachigen Ritterthürmchen und allerhand verzwickten Erkern und Ausbauten. Es war ein Eckhaus; aus der Straße, auf die sich seine Hauptpforte öffnete, führte zwischen dem Hause und der Gartenmauer eines Krankenhauses ein schmales unbewohntes Gäßchen in der Richtung nach dem Pfahlbauerviertel hin. Nach dieser Seite lagen im Erdgeschoß, hinter unheimlich dicht vergitterten Fenstern, die Geschäftsstuben; die wenigen Fenster der oberen Stockwerke darüber hatte Herr Sebaldus verblenden lassen, angeblich weil er jeden zufälligen Ausblick auf den Garten des Hospitals scheute.

Der Gegensatz zwischen der düsteren, gefängnißartigen Lage und Erscheinung dieses Hauses und dem lichten, lebenslustigen Renaissancebau der Kannemanns war so aufdringlich, daß es selbst Herrn Sebaldus ergriff. Ein alter, mit einem dreiarmligen Leuchter bewaffneter Hausmeister öffnete ihm. »Ist mein Sohn zu Hause?« fragte Herr Sebaldus. Der Alte schüttelte verlegen den Kopf. Die Mienen des Rathsherrn verfinsterten sich noch. »Ihr könnt beide zu Bett gehen,« sagte er kurz, nahm den

Leuchter und schritt die breite, knarrende Treppe hinauf zu seinen Gemächern.

Dort, nachdem er die Thür sorgfältig verriegelt, saß er lange vor seinem großen gothischen Schreibtisch, in einige Papiere vertieft, die er aus einer Schublade entnommen. Er sah jetzt, bei dem trüben Scheine der Kerzen, furchtbar verfallen und verstört aus. Indem er rechnete, sank sein Haupt immer tiefer, bis er mit dem spitzen, bartlosen Kinn fast die Tischplatte berührte, und seine schmalen Lippen bewegten sich fiebernd.

Dann lehnte er sich zurück, schloß die Augen halb und rechnete im Kopfe weiter, um immer wieder dasselbe trostlose Ergebniß zu bekommen. Er hatte sich verspekulirt, nicht bloß geschäftlich. Was ihm die Papiere da seit etlichen Tagen immer von neuem erzählten, war schwer genug, aber es war nichts, was nicht jeden Kaufmann treffen konnte, zumal in solchen Zeiten. Ein Waarenzug im Werte von vielen Tausenden war im Bergischen in die Finger einer plündernden Bande von Marodeurs gefallen, ein lothringischer Kaufherr, mit dem er seit Jahrzehnten in Verbindung stand und bei dem er sich auch mit der größten Forderung sicher glaubte, war durch spanische und mansfeldische Kontributionen erschöpft und bat um langen Nachlaß; ein ländliches Kloster, das eine große Summe zu üblichen Zinsen dem Halverenschen Geschäft anvertraut hatte, kündigte das Kapital, da es durch Kriegswirren und nothwendige Neubauten in die

Enge gerathen sei; – das alles waren unangenehme Dinge, doppelt unangenehm durch ihr zeitliches Zusammenreffen, aber sie gehörten zu den Zufällen, mit denen jedes Haus in diesen unruhigen Zeiten zu rechnen hatte, und insgesamt machten sie nur einen Betrag aus, der in keinem bedrohlichen Verhältniß zu der Bedeutung seines Hauses stand. Das Schlimme aber war, daß eben diese Bedeutung seit langem nur noch leerer Schein war. Bis jetzt war es ihm gelungen, andere darüber zu täuschen, indem er mit dem verwegenen Geschick des Spielers immer ein neues Loch grub, um das vorige zu füllen, Zinsen bezahlte und Kapitalien verbrauchte; allmählich aber versagte auch diese Kunst. Noch ein oder zwei, an sich kleine Verluste, dann mußte er die Karten auf den Tisch legen, – und schon jetzt, ohne einen greifbaren Anhalt, begann sich das Mißtrauen zu regen. Er hatte, wie in allem, auch geschäftlich das Heimlichthun geliebt; damit hatte er sich, solange es flott ging, im Volke den Ruf eines Reichthums verschafft, der weit über sein wirkliches Vermögen hinausging; aber dieser Ruf war eben kein kaufmännisch gefestigter Kredit, sondern nur das müßige Nebelbild der öffentlichen Meinung, aus Gerede und Mutmaßung zusammengeballt und ebenso leicht durch den Hauch der Schwätzer auseinander geweht.

Es war für Herrn Sebalduß nur ein geringer Trost, daß er bis jetzt keine geschäftliche Unredlichkeit im eigentlichen Sinne begangen hatte. Redlich und unredlich waren für ihn weit undeutlichere Begriffe als klug und unklug, und nichts ängstigte ihn mehr als die Aussicht, vor der

Welt am Ende als ein unkluger, schlechter Rechner zu erscheinen. Er war sich bewußt, daß er es sich hatte sauer werden lassen. Von Geburt an war er mit einem Namen behaftet, der die doppelte Last auf ihn legte, mit mäßigen Mitteln den geschäftlichen und den Standesruhm seiner Vorfahren zu erhalten. Er hatte gearbeitet, um mühsam zu erringen und zu behaupten, was anderen, Söhnen des Glückes, wie seinen Vettern Andreas und Winand, spielend zufiel, und es war ihm gelungen: zweimal hatte er den Stab des regierenden Bürgermeisters geführt und war in den schmeichlerischen Anreden fremder Gesandten als einer der adeligen Kaufherren gepriesen worden, »denen von alters her Merkur und Jupiter hold sind«. Und nicht aus bloßem Ehrgeiz hatte er das alles erstrebt und erreicht. Noch ein zweites starkes Gefühl lebte in ihm: die Fürsorge für seinen Sohn, an dessen bessere Gaben er trotz aller Enttäuschungen noch immer hartnäckig glaubte. Ja, wenn es Lambertus gelungen wäre, mit seinem treuen, immer fortgesetzten Werben Mechtildis' Herz zu gewinnen! »Auch in ihr habe ich mich verrechnet,« murmelte Herr Sebalduß grimmig. »Der Vetter von Halveren ist ihr zu einfach. Nach einem glänzenden Freier hat sie manches Jahr unter ihrer frommen Kutte ausgeschaut, – nun, und jetzt hat er sich ja gefunden, der Rechte: Don Gonsalvo Fernandez de Cordova, Generalleutnant, Grande von Castilien etc. etc.«

Ein Lächeln tiefen Hasses verzerrte das blasse Antlitz bei dem Namen Cordovas, in dem sich ihm zugleich das

Mißlingen einer dritten, gewagtesten Reihe von Spekulationen verkörperte. Es war unklug gewesen, die Ungeduld schwankender Anhänger mit der Erfindung von einer geheimen Sendung des spanischen Generals zu beschwichtigen. Wenn es so weiterging, so verlor Herr Sebalduß bei den nächsten Wahlen auch die wenigen Stimmen im Rathe, die noch zu ihm hielten; er verlor vielleicht seinen eigenen Sitz. Dann war er, das ehemalige Oberhaupt der Stadt, nur noch der Führer einer Gassenpartei. Herr Sebalduß erhob sich langsam, die Faust auf die Lehne des Sessels stemmend. »So müssen wir das alte Mittel versuchen,« murmelte er. »Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo.¹« Dann horchte er einige Augenblicke mit verhaltenem Athem. Es war ganz still im Hause; so still, daß er das Rieseln in der auf dem Tische stehenden Sanduhr zu hören glaubte, mit der seine Finger vorhin gespielt hatten. Aus einem Geheimfach des Tisches entnahm er ein Papier und überlas es sorgfältig, worauf er mit der Feder eine Zeile durchstrich. »Die Kantenmanns nicht,« murmelte er. »Es könnte Verdacht geben – man weiß zu gut, wie wir miteinander stehen. Und der Hohlkopf ist ja nicht gefährlich.« Dann steckte er das Papier ein und holte aus einem großen Schrank ein wunderliches Kleidungsstück hervor. Es war ein langer hemdartiger Mantel von weißer Farbe mit schwarzer Kapuze, die den Kopf von allen Seiten bedeckte und nur für die Augen

¹Kann ich den Himmel nicht beugen, so ruf' ich zum Beistand die Hölle.

Löcher freiließ – die schauerliche Tracht gewisser Brüderschaften, die sich der Pflege und Bestattung der Aussätzigen und Pestkranken widmeten. Nachdem er sich in dieses Gewand gehüllt und eine winzige Laterne angezündet, löschte Herr Sebaldu die Kerzen und öffnete eine kleine Thüre, die auf einen langen, schmalen Gang führte. Ueber diesen Gang, eine enge Schneckentreppe hinab, gelangte er leisen Schrittes an ein Pförtchen. Er öffnete es und stand in dem Seitengäßchen. Vorsichtig schloß er das Pförtchen wieder und machte sich auf den Weg.

Der Novemberregen hatte sich inzwischen gelegt, der Wind ging in schweren, heftigen Stößen und jagte gewaltige, wildzerrissene Wolkenmassen am Himmel her, hinter denen nur ab und zu auf kurze Zeit das Licht des unvollkommenen Mondes trübe vorleuchtete. Es war, zumal bei dem Zustand der Straßen, kein Wetter für Fußgänger. Die wenigen, die Herrn Sebaldu begegneten, hielten sich beim Anblick des weißen Bußhemdes mit der schwarzen Kapuze behutsam zur Seite und vermieden es, zu sprechen oder voll Athem zu holen, bis er vorbei war: denn ebenso groß wie die Achtung vor den menschenfreundlichen Trägern dieses Gewandes war auch die Furcht vor ihrer Berührung. So gelangte er unbehindert bis in die Nähe des Martinsthurmes. Dort aber verbarg er seine Laterne unter dem weißen Ueberwurf und wartete, in einen Mauerwinkel gelehnt, bis er sicher war, daß ihn keiner beobachtete. Dann schritt er schnell auf den Thurm los. Die Pforte war nur angelehnt; hinter sich

verriegelte er sie fest. Dann riß er an einem Schellenzug, der in den Thurm hinaufführte. Ein mißtöniges Gebimmel erfolgte, und alsbald tappte von oben der lahme Hieronymus herab.

»Pünktlich wie immer, gestrenger Herr,« meinte er, während er Herrn Sebalduß aus der Vermummung half und den Verschuß der Thüre prüfte. »Gerade habe ich zwei Uhr geläutet. Der Pilger ist oben.«

Herr Sebalduß nickte schweigend und folgte dem Führer, der mit vieler Behendigkeit die steilen Stufen hinaufhumpelte. Durch die Schalllöcher, an denen sie vorüberstiegen, wehte der Nachtwind fröhliche Musikklänge herein.

»Das nimmt ja kein Ende bei den Kannemanns,« bemerkte der lahme Hieronymus giftig. »Nun, sie passen zusammen: der Bräuprotz, der Winkelpfaff und der Bettelhornist.«

SEAchtes Kapitel.

Die Ausstattung der Wächterstube hatte sich erheblich gegen jene Zeit verändert, wo Hans Maybrunner in ihr seinen Hirngespinsten nachhing und nach Taubenpost von schönen gefangenen Edelfräulein ausschaute. Von der peinlichen Sauberkeit, in der die alte Brigitt selbst dem Meister Baltzer manchmal zu weit ging, war nichts mehr zu merken. Es sah so wüst in der Stube aus, wie in einer Hafenkneipe. An einen ähnlichen Ort erinnerte auch der Mischdunst von schlechtem Tabak, Branntwein

und Lampenschwele, der den überheizten Raum nebelgleich füllte. Unfern dem eisernen Ofen saß die dermalige Haustaubin, des lahmen Posauners Gespons, in einer zigeunerhaft gewagten Haustracht, die irdene Pfeife im Mund; auf dem Schoß hielt sie eine Schüssel, in der ein Dolch lag. Mit diesen beiden Dingen trieb sie ein geheimnißvolles Spiel, das sie so sehr beschäftigte, daß sie den vornehmen Besuch kaum eines stummen Grußes würdigte.

Mehr Höflichkeit bewies ein langer Mensch in Pilgerkleidung, der beim Eintritt des Bürgermeisters von seinem Stuhle hinter dem Tische aufstand, die Pfeife weglegte und sogar eine Verbeugung machte.

»Ihr kommt von Bonn? Bringt mir Nachricht von des Kurfürsten Räten oder dem kaiserlichen Kriegsrath, Herrn Damian von der Leyen?« fragte Herr Sebalduß gespannt, während ihm der lahme Bassuner einen Stuhl herbeischob.

»Von beiden, gestrenger Herr,« erwiderte der Pilger. »Wird Euch aber wenig gefallen. Von einer militärischen Ueberrumpelung der Stadt wollen sie durchaus nichts wissen, und wenn Ihr auch gleich statt einem vier Stadthore mit Thurmmestern von Eurer Partei besetzt.«

»Ich habe mir's schon gedacht,« versetzte Herr Sebalduß achselzuckend. »Sie wollen es nicht ohne die Spanier wagen, und wie die von dem Plane denken, das weiß ich jetzt zur Genüge aus Cordovas Benehmen. Es ist ein Jammer, wenn man mit Alliierten zu thun hat, die untereinander nicht einig sind.«

»Das ist es nicht allein,« fuhr der Pilger mit gleicher Ruhe fort, »Es ginge auch ohne Cordova. Erobern ist leicht, – das eine Regiment Collalto würde mit Eurer ganzen Stadtarmee fertig, meinten die Herren –, aber wenn man Eure hochlöblichen Bürger erobert hat, dann fangen sie an zu schreien – das haben sie ja immer gekonnt –, und in das Geschrei stimmt alles ein, denn wenn es einem freien Reichsstand an den Kragen geht, dann sind sie alle einig, die Katholiken so gut wie die Protestanten. Darum – sagt der Herr Kriegs Rath – würde er auch mit dem Plan in Wien und in München nur das allerhöchste Mißfallen erregen. Er hat ihn nicht einmal dorthin gemeldet. – Uebrigens unter uns, gestrenger Herr: was hättet Ihr selber auch davon, wenn statt Eurer Kollegen ein kaiserlicher oder liguistischer General hier regierte? Auf Euch bliebe nur der Haß hängen, und den Nutzen hätten andere Leute.«

»Ihr sprecht wie ein Buch,« erwiderte Herr Sebaldus ärgerlich. »Habt Ihr aber auch dem Herrn Kriegs Rath bestellt, wie übel es vor drei Wochen, als Ihr zuletzt hier waret, mit unseren sogenannten friedlichen Mitteln ge glückt war? Dann könnt Ihr ihm jetzt weiter melden, daß es noch viel schlimmer steht. Die Jesuiten und Franziskanner predigen sich umsonst heiser, und unseren Freunden auf den Zunfthäusern geht es ebenso. Aber diese beiden Holländer brauchen nur zu lächeln, so haben sie Rath und Bürgerschaft in der Tasche, als hätte sie der Oranier eigens geschickt, um anderen Leuten das Spiel zu verderben.«

»Ja,« meinte der Pilger gemüthlich, »dazu haben sie beide ein merkwürdiges Talent. Als ich vor ein paar Stunden an den Kannemanns vorbeikam, habe ich davon gehört, wie der Junge mit Euch auf dem Fest umgesprungen ist. Die Diener erzählten es den Bettelleuten vorm Hause, zu denen ich mich gesellt hatte, und die schrieen Vivat. Sie thaten sich ordentlich was zu gut darauf, daß einer von ihrer Art Oberst geworden ist und es nun den Rathsherren unter die Nase reibt. Nun, tröstet Euch. Mir hat der Junge auch einmal einen hübschen Spaß verdorben, – als ich noch mehr im kleinen und ohne Erlaubniß der Obrigkeit arbeitete. Damals war er schuld, daß der Herr Damian von der Leyen – der auch noch nicht so hoch stand wie jetzt – einen guten Freund von mir mit des Seilers Tochter Hochzeit halten ließ; und wenn der Herr mich erwischt hätte, würde er mich auch gehängt und sich für die Folgezeit einer schätzbaren Kraft beraubt haben. Nun, und unserem Hieronymus hier hat der Alte ja einen dauerhaften Denkmahl gegeben, – nicht wahr, Herr Bassuner?«

Der Feuerwächter zog eine greuliche Grimasse und stürzte ein großes Glas Brantwein hinunter. »Kümmert Euch nicht um meine Sache!« brummte er.

»Wohlgesprochen, edler Hieronymus,« antwortete der Pilger. »Kommen wir zur Sache, die uns alle angeht. Also, gestrenger Herr, – mit Euren bisherigen Künsten kommt Ihr nicht weiter, und mit der Ueberrumpelung ist es nichts. Ihr möchtet es mit einem außerordentlichen friedlichen Mittel versuchen, läßt Euch der Herr Kriegsrath

sagen. Genannt hat der vorsichtige Herr das Mittel nicht; aber er kennt es, – und wirklich, was bleibt uns anderes übrig, als dies Mittel, von dem wir neulich sprachen? Ihr hattet Eure Bedenken; es ging Euch wider das Gewissen. Aber, gestrenger Herr, was soll aus der Geschichte werden, wenn uns auf einmal das Gewissen einfällt? Man muß die Segel nach dem Wind stellen. Der Wind bläst aus dem Hexenloch. Wenn Ihr den in Euer Segel fangt, kommt Ihr vor. Die kleinen Leute haben jetzt lange genug nur immer ihresgleichen auf dem heißen Stein stehen gesehen, – Ihr sollt Euch wundern, wie sie aufhören und einstimmen werden, wenn der Hexenruf auch einmal hinter ihren gnädigen Herren vom Rath hergeht.«

Herr Sebalduß war aufgestanden und an ein Fenster getreten. Vor seinem Blick schimmerten im ungewissen Mondlicht die regenfeuchten Dächer, hie und da überragt von den hohen Giebeln und Thürmen der Herrenhäuser. Von einer Stelle her verkündeten Lichtglanz und abgerissene Musikklänge, daß dort das Bankett bei den Kannemanns noch immer fort dauerte. Deutlich tauchten vor seinem Blick die festlich gekleideten Gestalten auf, unter denen er vor wenig Stunden dort geweilt hatte, – der ganze Kreis der Standesgenossen, denen er nach Herkunft und Stellung angehörte. Es waren wenige unter ihnen, die ihm noch Freundschaft und Vertrauen entgegenbrachten, alle aber behandelten sie ihn als Mitglied einer bevorzugten geschlossenen Klasse, getreu dem obersten Grundsatz der Standesgemeinschaft, der allein die

Dauer ihrer Vorherrschaft inmitten einer unruhigen, vielberechtigten Menge, sicherte. Niemand in ihrem Kreise hatte diesen Grundsatz in Thaten und vertraulicher Aussprache öfter und nachdrücklicher vertreten als Herr Sebalduß; und nun war er hierher gekommen in unwürdiger Vermummung – nicht zum erstenmal –, um mit den rohen Helfershelfern fremder Fürstenräthe das Netz über seine Genossen und über die Stadt zu werfen, die er selbst regiert hatte und noch mitregierte. Fast widerwillig hörte er, wie der Pilger in ruhigem Geschäftstone weitersprach: »Die Sache muß aber jetzt entschieden werden, gestrenger Herr. In sechs Wochen haben Eure Zünfte sechsundzwanzig Rathsherren neu zu wählen. Bis dahin muß es also so weit sein, daß die Ausscheidenden an keine Wiederwahl denken können und die anderen froh sind, wenn man auch sie vor der Zeit ihres unbequemen Amtes ledig läßt. Wenn wir unseren Plan richtig ausführen, so dürft Ihr Euch auf den Erfolg verlassen. Bedenkt nur, wie bequem Ihr bei der Geschichte fahrt. Ich muß meine ganze Schauspielerkunst dabei wieder auffrischen, die beiden da riskiren sogar ein lästiges Verhör, Ihr aber braucht Euch nur zu entsetzen, daß es so viel Hexenmeister im Rath und vornehme Hexen gibt. Unsere Patres und Fratres werden schon dafür sorgen, daß Ihr mit Eurem frommen Entsetzen der Held ihrer Beichtkinder werdet. Bis zur peinlichen Untersuchung wider die Gnädigen braucht es ja gar nicht zu kommen; es wird kein Tröpflein Blut bei der Geschichte fließen, wenn das Euer Gewissen beruhigen kann. In zwei, drei Monaten sitzt Ihr

als regierender Bürgermeister vor einem Rathe, den Ihr Euch nach Belieben habt wählen lassen, und könnt das Bündniß diktiren.«

Herr Sebalduß stand noch immer am Fenster, die Stirn wider die Scheibe gestützt. Der Pilger sah ihn ein Weilchen schweigend an, dann sagte er in gemüthlichem Tone: »Also, wie ist's, gestrenger Herr? Ich freue mich schon darauf, Euren Herrn Sohn im Frühjahr als Obersten an der Spitze Eurer neugemusterten städtischen Reiterei dem Tilly zureiten zu sehen.«

Herr Sebalduß wandte sich langsam um und that ein paar Schritte ins Zimmer. »Es bleibt uns kein anderer Weg,« sagte er heiser. »Also wie ist es mit der da? Will sie?« Er deutete nach dem Weibe hinüber, das noch immer sein Spiel mit Schüssel und Dolch fortsetzte und scheinbar ganz gleichgültig gegen das Gespräch der anderen war.

Auf die Frage des Rathsherrn nahm sie den Pfeifenstummel aus dem Munde und sagte, ohne den Kopf zu erheben: »Ihr wißt ja den Preis. Eintaused Gulden, die Hälfte voraus, die Hälfte vor Weihnachten.«

»Billig ist's nicht,« erwiderte Herr Sebalduß.

»Den Teufel auch, gestrenger Herr,« erwiderte der lahme Hieronymus, »'s ist nicht zu theuer für das Risiko. Wenn man ein solches Geschäft wagt, so will man auch danach etwas zu verzehren haben. Seid froh, daß wir's dafür thun. Ich thät' es nicht, wenn es mich nicht kitzelte, Euren Protzen da unten einen Tort anzuthun, – und

nebenbei auch dem holländischen Pfaffen das Spiel hinterher zu verderben, der sie jetzt im Sack zu haben meint. Ich hab' noch mit ihm abzurechnen, und mit dem Jungen auch.«

Der Pilger schüttelte den Kopf ein wenig. »Daß den Leuten doch immer das Gefühl dazwischen kommt,« sagte er. »Seine Gestrengen hat es mit dem Gewissen, und Ihr habt es mit der Rache. Nehmt Euch ein Beispiel an mir, lahmer Hieronymus. Ich treib' das Spiel aus Liebhaberei, und wer weiß, ob ich überhaupt etwas dafür bekomme, daß ich den Teufel bei der Komödie vorstellen soll? Denn der Herr Kriegs-rath von der Leyen ist so knauserig, wie er vornehm ist. Aber es macht mir Spaß, wie dem Jäger das Jagen.«

»Habt Ihr denn gar kein Gewissen?« stieß Herr Sebal-dus hervor.

Der Pilger sah ihn fast verwundert an. »Gewissen, gestrenger Herr?« wiederholte er langsam. »Weiß nicht. Als ich noch ein Junge war, im Kloster, wo ich erzogen wurde, da redeten sie mir viel davon. Aber ich fand immer, die am meisten davon bei anderen verlangten, die gebrauchten es selber am wenigsten. Beinah wie ich es hernach lernte, als ich mich zu den Schauspielern geschlagen hatte, von denen ich dann zu den Waldbrüdern gerieth: da spielt auch jeder eben seine Rolle, und mit all den großen Worten, die er hersagt, will er doch nur seinen Lohn verdienen. – Gewissen? Nein!« setzte er nachdenklich hinzu. »Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie

es aussieht. Es muß wohl so etwas sein wie die Heiligenkrankheit, die unsere anmuthige Wirthin da bei den Bürgerweibern mit ihrem Dolch findet und kurirt. Sie sitzt im Menschen drin, aber er weiß es nicht. Wollt Ihr die Kur nicht auch mal probiren, gestrenger Herr? Die Kurkosten gehen wohl mit in die tausend Gulden.«

Bei seinen letzten Worten hatte das Weib die Schüssel bereits gegen Herrn Sebaldus ausgestreckt und schüttelte sie wunderlich, so daß der Dolch hin und her tanzte und plötzlich herausspringend mit der Spitze dicht vor dem Rathsherrn in den Boden fuhr. Das Weib nickte befriedigt. »Ihr habt ein heimliches Uebel, Ihr kennt es nicht, es zehrt an Eurem Leben,« leierte sie in halb singendem Tone, »die Heiligen wissen es, ein Heiliger kann Euch lösen, der Dolch ist geweiht, er weiß den rechten Heiligen.« Sie legte den Dolch wieder in die Schüssel, schlug dreimal ein Kreuz darüber und begann in einförmigem Tonfall eine Menge Heiligennamen herzusagen, während sie die Schüssel ganz leise runderdrehte. Beim dreizehnten oder vierzehnten Namen hüpfte der Dolch wieder heraus und blieb, lange nachzitternd, in der Diele stecken.

»Also Sankt Thomas,« meinte der Pilger, der dem plumpen Zauberwerk mit spöttischem Lächeln zugesehen hatte. »Ihr wißt jetzt, gestrenger Herr, wie Ihr von Eurer unbewußten Krankheit geheilt werdet, – braucht nur dem heiligen Thomas eine Kerze zu stiften, so geht das Uebel weg, oder es bleibt, wie es ist. Dazu habt Ihr den guten Rath noch umsonst, – bei den Bürgerweibern thut sie es nicht unter sechs Stübern. – Aber diesmal ist

am Ende etwas Wahres dabei, Sankt Thomas – das ist ja just vier Tage vor Weihnachten, nicht wahr? Ei seht, bis dahin könnt Ihr wirklich Eure Krankheit los sein, – nämlich Eure Gegenpartei. Aber wir müssen zu Ende kommen. Ist's Euch recht, gestrenger Herr, daß wir die Mine losgehen lassen? Ich denke, auf Mariä Empfängniß. Ihr wißt, die Hexen lieben es, sich in den Mariennächten zu versammeln.«

»Es ist gut,« sagte Herr Sebaldu. »Laßt mich jetzt aus dem Thurm, Hieronymus. Hier ist die Liste, – und diese Anweisung gebt morgen Eurem Gönner, dem Bruder Placidus von den Franziskanern, er wird Euch darauf die fünfhundert Gulden auszahlen. Die andere Hälfte mögt Ihr, wenn es glückt, am Sankt-Thomasabend bei mir holen – Ihr wißt den Weg.«

»Also auf Wiedersehen,« sagte der Pilger grinsend und öffnete ihm mit einer Verbeugung die Thür.

Der Wächter geleitete den Rathsherrn die Treppe hinunter und half ihm in seine Vermummung, wobei er bemerkte, daß Herr Sebaldu wie im Frost erzitterte. »Ja,« sagte er tröstend, »'s ist ein kalter Ort hier. Wenn's so nachts durch die Schalllöcher heult und pfeift, dann könnt's einem manchmal gruseln. Mit der Hexerei, das ist ja dummer Aberglauben. Aber man kann nie wissen, was es alles gibt. Ihr hättet einen Schluck Branntwein nehmen sollen, gestrenger Herr, der hält wärmer als alle Heiligen, die meine Alte aus ihrer Schüssel springen läßt. Soll ich Euch ein Glas herunterholen?«

Herr Sebaldus wehrte ihm schweigend mit der Hand und verließ den Thurm, der hinter ihm sehr pflichtgetreu verriegelt wurde. Die Gassen waren jetzt ganz still und menschenleer. Nur aus etlichen bösen Häusern, heimlichen Kneipen und Spielhöllen, wie sie in dieser Kriegszeit allen Verboten zum Trotz immer zahlreicher wurden, drang noch Licht und Lärm durch die Ritzen der Fensterläden. Dicht vor Herrn Sebaldus öffnete sich die Thür eines solchen Hauses, eine Schar halbbezechter Gäste, zumeist Offiziere vom städtischen Militär, schwankte unter Degenklirren und Gelächter heraus; auch Junker Lambertus war unter ihnen. Eine Dirne, die einen Soldatenmantel über ihre nackten Schultern und Arme geworfen hatte, hielt mit der einen Hand die Laterne hoch, um den Gästen zu leuchten. Beim Anblick des gefürchteten weißen Gewandes mit der schwarzen Kapuze kreischte sie laut auf; der Junker Lambertus von Halveren rief: »Nehmt euch in acht, ihr Herren! Kommt ihm nicht zu nahe! Der Kerl kann euch den Tod bringen!«

»Mir scheint, er ist selber nahe dran,« meinte einer von den Offizieren, ein starker Mann mit langem rothen Bart. »Seht nur, wie er da an der Wand lehnt. Soll man ihm nicht beispringen?«

»Um alles nicht,« rief Junker Lambertus ängstlich. »Ihr seid noch neu in unserer Stadt, Herr Hauptmann, sonst würdet Ihr wissen, wie man solche Leute meiden muß.«

»Unser Goldjunker hat recht,« sagte die Dirne mit frechem Lachen. »Kommt nur wieder herein, ihr Herren, ihr seht, der Himmel schickt euch ein Zeichen, daß ihr noch

nicht auf die Straße sollt.« Damit zog sie den Rothbart am Arme ins Haus. Die anderen folgten lärmend und lachend. Keiner achtete weiter auf den Vermummten, der sich mühsam aufraffte und seine einsamen Wege weiter schritt.

NEUNTES KAPITEL.

Der hochweise Rath der Stadt hatte die Nachwirkung des Kannemannnschen Festes ausgeschlafen und angefangen, das Geschäft mit den holländischen Herren zu erledigen. Das hätte in wenigen Stunden geschehen können; denn der Rath wußte zum Beispiel genau, daß der Staatsrat Govaert Friso die Einwilligung seiner Regierung zum Nachlaß gewisser Zölle in der Tasche trug, und er hatte seinerseits bereits den Entschluß gefaßt, wonach auch für das nächste Jahr holländische Proviant- und Munitionsschiffe unbehelligt unter den neutralen Mauern vorüberfahren und holländische Werber Seite an Seite mit ihren spanischen Kollegen ihren Tisch in den neutralen Wirthshäusern aufstellen durften. Aber die diplomatischen Tanz- und Anstandsregeln erforderten gebieterisch, daß man vor dem Austausch der Unterschriften einige Wochen lang eine anmuthige Komödie mit Fliehen und Suchen, Schmollen und Werben aufführte. Für die

Ausfüllung der Pausen in diesem staatsmännischen Kottillon sorgte die Gastfreundschaft der Patrizier. Die holländischen Herren mußten viel festliche Strapazen erdulden. Sie bewiesen aber auch so viel feine gesellschaftliche Künste, daß beinahe der Zweck ihres Besuches darunter litt; denn die schönen Patrizierinnen fingen an, ihre Väter und Vettern mit allen Mitteln weiblicher List zu bestürmen, daß sie den Abschied so angenehmer Gäste möglichst lange hinausschöben.

Auch das Mechterhaus war, nach sechs Jahren klösterlicher Stille, wieder der Schauplatz eines glänzenden Festmahles gewesen, zu dem sich der General Gonsalvo Fernandez de Cordova die Erlaubniß und den Vorsitz der Hausherrin erbeten hatte. Die holländischen Herren hatten von ihrem galanten Erbfeind eine Einladung zu diesem Feste erhalten und befolgt. Es war ordentlich, als ob sich die beiden Gegner von Fleurus verschworen hätten, den Eingeborenen dieser Oase vollkommenster Neutralität Anschauungsunterricht in der kameradschaftlichen Höflichkeit zu ertheilen. Meister Baltzer hatte seine größte Freude daran. Er versicherte Mechthildis, er wolle die beiden nächstens Arm in Arm malen und das Bild in eine Kirche stiften.

Dieser Treffliche gehörte allerdings nicht zu den Theilnehmern der großen Festessen, nicht einmal mehr als Zuschauer. Er behauptete, sie seien einander alle gleich, und er verpflichtete sich, über jedes einen genauen Bericht zu liefern, wenn man ihm nur sage, von wem und

zu wessen Ehren es gegeben worden sei. An Gelegenheit, seine Freunde beisammen zu sehen, fehlte es ihm gleichwohl nicht, denn er war ja ein täglicher Besucher in Mechthildis' Hause, und die holländischen Herren waren es ebenfalls. Für ihre Besuche hatte sich ein überaus triftiger, ganz geschäftlicher Grund gefällig eingefunden. Das Stift Marienforst besaß große Güter im nördlichen Gelderland, genau in der Gegend, wo sich Spanier und Niederländer seit zwei Jahren mit Vorliebe zu begegnen pflegten, und wäre sie natürlich sehr gern um einen guten Preis losgeworden; denn wenn auch die Generale beider Parteien höflich genug waren, das Klostergut mit einer *salva guarda* zu belegen und thunlichst zu schonen, der Ertrag war unter diesen Umständen doch immer sehr unsicher, auch fühlten sich die frommen Stiftsdamen in ihrem Gewissen durch die Aussicht sehr beschwert, im Falle eines endlichen Sieges der Niederländer mit einem Theile ihres Besitztums unter ketzerischen Regenten zu verbleiben. Ein annehmbarer Kaufpreis aber war in dieser Zeit auch schwer zu bekommen. Die leidige Angelegenheit war und blieb ein rechtes Kreuz für das Stift und ganz besonders für den Domherrn von Hernoth, der es als einen persönlichen Kummer empfand, das Vertrauen auf seine maklerische Gewandtheit einmal so völlig enttäuschen zu müssen. Schließlich hatte er sich durch den Meister Baltzer an Herrn Govaert Friso gewandt, der sogleich seine ganze Beihilfe zusagte und am ersten Tage nach seiner Ankunft anfang, mit dem Domherrn und den beiden Stiftsdamen die Sachlage zu erörtern. Zu diesen

Besprechungen eignete sich aus mancherlei zarten Rücksichten die geistliche Wohnung des Domherrn ebensowenig wie das Quartier der ketzerischen Gesandten. Somit hatte auf den Vorschlag des Meisters Baltzer Mechthildis ihre Zimmer als neutralen Ort hergegeben, und es war den beiden Stiftsdamen sehr erfreulich, zu sehen, mit welchem Eifer die holländischen Herren, der junge fast noch mehr als der alte, sich der Sache annahmen. Der Oberst Hans Friso ließ trotz schlechtem Wetter, amtlichen und geselligen Abhaltungen keinen Tag vorübergehen, an dem er sich nicht mit neuen Erkundigungen und Anfragen einfand. Meist gesellte sich auch Meister Baltzer, zuweilen sogar Cordova hinzu, so daß die Stiftsdamen immer einen Zuhörer fanden, um das wichtigste geschäftliche Thema ihrer Klostersgespräche wieder einmal gründlich darzulegen, während die übrigen zusammen oder paarweise über andere Dinge plauderten. Selbst der Domherr von Hernoth kam auf seine Rechnung, nachdem er in Cordova einen gewiegten Schachspieler entdeckt hatte. Mechthildis bewegte sich inmitten ihrer von so verschiedenen Gästen belebten Räume mit einem Ausdrücke stillsinniger Zufriedenheit, der ihr bei aller mädchenhaften Schönheit etwas ganz Hausfrauliches gab, und wie die Hausfrau nun einmal die Hauptsache in der Familie ist, gewann die wunderliche Versammlung durch sie wirklich den traulichen Anstrich der Familie. Draußen klatschte der greuliche Schlackerregen, der

in diesem Winter dem Schnee gar nicht weichen wollte, an die runden Fensterscheiben und ließ die behagliche Wirkung des großen kunstvoll glasierten Kachelofens doppelt angenehm empfinden. Aus irgend einem bequemen Winkel klang das sanfte Gelispel der beiden Stiftsdamen, die dort, mit Plänen und Pachtrechnungen auf dem Schoß, ihrem Opfer – fast immer war es Meister Baltzer – wieder einmal die traurige Geschichte von dem Stiftsgut im Geldernschen auseinandersetzen, und in einer anderen Ecke saß der Domherr mit Cordova beim Schach und gewann gewöhnlich die Partie, denn sein Partner war zerstreut; er blickte zu viel nach Mechthildis hin, die vor einer Zeichnung oder auch vor ihrem Spinnrad saß und sich von dem Obersten Hans Friso unterhalten ließ, und dann zog er falsch. Kam Herr Govaert Friso einmal dazu, der viel durch seine diplomatischen Tanzübungen mit Bürgermeistern und Ausschüssen ferngehalten wurde, so pflegte er gewissermaßen das verbindende Glied herzugeben; er war noch immer wie weiland in Bacharach der Allerweltsvertrauensmann; bald mußte er den Stiftsdamen durch die Maschen einer allzu verzwickten Rechnung helfen oder ihre Seelenpein mit Aufzählung einiger reichen Herren in Holland mindern, die das Stiftsgut möglicherweise kaufen könnten, bald hatte er als Kiebitz bei den Schachspielern die Vortrefflichkeit eines Zuges anzuerkennen. Wenn er aber neben seinem Sohne und Mechthildis stand, so schwieg er am liebsten und begnügte sich, still zuzuhören und seine Seele an dem Anblick des schönen Paares zu weiden. Meister Baltzer hatte

wieder einmal geflunkert, als er prophezeite, Mechthildis würde mit den alten Herren den ganzen Tag philosophieren.

Mechthildis schien ihm auch diese Verleumdung nicht nachzutragen. Sie wurde nicht einmal böse, als ihr alter Freund sie am Vorabend des Sankt-Nikolaustages in der Hausschürze, mit aufgestreiften Ärmeln vor einem mächtigen Tische überraschte, der ganz mit Düten und Körbchen voll frisch gebackenem Konfekt und anderen Leckereien nebst Paketen in verschiedener Größe bedeckt war.

»Sieh so,« sagte Meister Baltzer, »was ist denn das?«

»Ein Geheimniß,« erwiderte Mechthildis. »Das könnt Ihr schon daraus merken, daß Ihr Euch darum bekümmert.«

»Ich wollte, alle Geheimnisse ließen sich so leicht lösen,« meinte Meister Baltzer. »Denkt Ihr, ich habe keine Augen, um in den Kalender zu sehen, und keine Nase, um vor den Zuckerbäckerläden und vor Eurer Küche zu riechen, was morgen für ein Tag ist? Heute abend geht Sankt Niklas um und beschenkt die artigen Kinder, und es scheint, Ihr wollt die heilige Barbara vorstellen, die ihm die Waffeln bäckt.«

Mechthildis nickte strahlend. »'s ist für die Kinder von meinen Hausarmen,« sagte sie und überblickte prüfend die Herrlichkeiten. »Am liebsten hätte ich es selber mit den beiden Stiftsdamen rundgetragen, sie freuten sich so darauf, und Don Gonsalvo wollte uns begleiten. Nun muß ich es doch der Schwester Gertrud überlassen, weil

heut abend wieder Gesellschaft bei den Kannemanns ist. Sie sind ohnedies schon böse, weil ich ihnen ihre Gäste zu viel ablockte. Wenn Ihr aber wollt, könnt Ihr als Knecht Ruprecht die Gertrudis begleiten.«

Meister Baltzer verzog das Gesicht ein wenig. »Danke schön,« versetzte er. »Eure Gertrudis mag eine ganz gute Person sein, aber Ihr wißt, sie paßt nicht recht zu mir. Ich finde, ihr Wesen hat einen Stich ins Heilige – etwas Lila, wißt Ihr – und es könnte ihrem Seelenheil schaden, wenn sie mit einem so gottlosen alten Kameraden herumzöge. Zudem bin ich schon versehen.« Er zog einige Düten aus seinen Manteltaschen.

»Aber für wen denn?« fragte Mechthildis erstaunt. »Ihr habt doch keine Verwandten oder –«

»Ach nein,« sagte Meister Baltzer mit einem Anflug von Trübsinn, »das einzige Kind aus meiner Verwandtschaft bin ich selber. Daher mag's wohl auch kommen, daß ich so gern Süßes esse. Ich glaube, die ganze Schleckerei, die sich sonst auf die Familie vertheilt, hat sich in mir vereinigt – wie alle anderen Untugenden. Aber nachher will ich noch ein Stündchen durch die Gassen schlendern, da werd' ich schon hie und da ein zerschlissenes Kinderschühchen am Fenster stehen sehen, das nicht aussieht, als ob andere Leute den Niklas spielen und viel hineinlegen werden, und da kann der Meister Baltzer immer noch aushelfen.«

Mechthildis sah ihn nachdenklich an. »Wenn nun aber –« begann sie zögernd.

»Ihr meint, wenn nun aber das Kind es gar nicht verdient?« ergänzte Meister Baltzer. »Das ist freilich ein ernstes Bedenken, und ich möchte wissen, was aus uns würde, wenn der Herrgott sich das Bedenken auch jedesmal kommen ließe.«

Mechthildis erröthete. »Verzeiht,« sagte sie nach einer Weile fast demüthig. »Ich glaube, nun habt Ihr mir wieder ein welches Blatt abgestoßen.«

»Wie meint Ihr das?« fragte Meister Baltzer.

»Ach,« sagte Mechthildis, »es soll nur ein Gleichniß sein. Wißt Ihr, es kommt mir immer öfter so vor, als ob gar vieles von dem, was einem mit sonderlichem Fleiß von klein auf gelehrt und eingeprägt und so von einem Geschlecht zum anderen gegeben wird, – all die Urtheile und Vorurtheile, die Weltklugheit und Wohlweisheit eigentlich doch nur wie das dürre Laub sei, das winters über an den jungen Eichen hängen bleibt. Manchmal aber kommt etwas darüber, ein gutes Wort aus werthem Munde oder auch ein gutes Beispiel, das streift wie der Frühlingswind Blatt um Blatt ab und läßt wieder Licht und Luft an die Zweige.«

»Ihr müßt Euch das Ding im nächsten Frühjahr noch einmal ansehen, Fräulein Weisheit,« versetzte Meister Baltzer. »Mit den dünnen Eichblättern, das hat seine Richtigkeit, aber nicht der Frühling, der von außen darüber weht, streift sie ab, vielmehr der neue Blätterfrühling, der von innen heraus keimt und mit den jungen kräftigen Keimen die rascheligen dünnen Reste der früheren

Herrlichkeit abstößt. Seht Ihr, so ist das. Und solches ist Euch in der letzten Zeit besonders aufgefallen?»

Mechthildis schien die Frage zu überhören. Sie ordnete ein Weilchen an ihren Paketen herum, dann blickte sie ihm herzlich ins Gesicht und sagte: »Mit Euch ist es ja etwas ganz anderes, Meister Baltzer. An Eurer Seele ist nichts verwelkt und braucht nichts zu verdorren. Ihr seid immergrün, wie die Tannen und Fichten, bei denen allezeit Frühling ist.«

»Oder wie die Stechpalmen,« fügte der alte Maler ein.

»Auch das, wenn Ihr wollt,« sagte Mechthildis lachend.

»Wo habt Ihr denn Euren getreuen Famulus gelassen?«

»Den Hendricus? Der sitzt zu Hause. Ich werde mich hüten, den Jungen Euch unter die Augen zu bringen. Ihr stiftet ohnedies schon Uebel genug an mit der Andacht, die Ihr in seinem Herzen für Euch entflammt habt. Seit vierzehn Tagen verbessere ich ihm an der Abzeichnung einer Gipshand herum. Vorgestern dachte ich nun endlich, er habe es erfaßt. Ich verließ ihn mit der angenehmen Hoffnung, daß er bei meiner Rückkehr das Sorgenwerk fertig gebracht habe, und wie ich nach ein paar Stunden unversehens dazu komme, hat sich der Lümmel über mein altes Skizzenbuch hergemacht und ist dabei, die Rötelzeichnung, die ich einmal in einer guten Stunde von Euch genommen habe, mit Farben abzumalen. Natürlich, Ihr lächelt dazu; aber Ihr würdet andere Augen machen, wenn Ihr sähet, mit was für Farbentönen Euer jugendlicher Bewunderer Euch ausgestattet hat. Wenn ich einmal einen besonderen Hang zur Eitelkeit an Euch

bemerke, werde ich Euch sein Opus schicken, zur Beschämung und christlichen Selbsterkenntniß.«

»Ihr solltet mir lieber das Original aus Eurem Buche schenken,« bat Mechthildis. »Dann ist es vor seinen Studien sicher.«

Meister Baltzer schüttelte den Kopf und sah ihr behaglich ins Gesicht. »Das geht nicht so schnell,« sagte er. »Wißt Ihr nicht, was ich Euch damals versprochen habe, als Ihr's zuerst saht? Wenn Ihr's einmal einem Liebsten schenken wollt, solltet Ihr es für den bekommen. Seid Ihr denn –«

»Entschuldigt, Meister Baltzer,« fiel Mechthildis hastig ein, »ich muß mich jetzt wirklich zu dem Feste vorbereiten. Ihr wißt, Frauen und Katzen brauchen viel Zeit, um sich zu putzen. Und dann muß ich auch noch darüber nachdenken,« setzte sie lächelnd hinzu, während sie den alten Freund zur Thüre geleitete, »ob ich nicht ein braves Kind vergessen habe, das auch gern etwas vom heiligen Mann hätte.«

ZEHNTES KAPITEL.

Als Meister Baltzer am folgenden Morgen in seine Werkstatt trat, saß Hendricus schon sehr brav und emsig an der Arbeit. Auf dem Tisch des Meisters aber prangte ein großer Schuh aus Pappe, zierlich mit Goldpapier überklebt und ganz mit Konfekt angefüllt.

Meister Baltzer musterte abwechselnd den goldenen Schuh und den fleißigen Schüler. »Das ist ja in jeder Hinsicht überraschend,« schmunzelte er und kostete.

»Ja,« meinte Hendricus unschuldsvoll, »der heilige Niklas muß es Euch gebracht haben. Ich fand es draußen auf Eurer Fensterbank.«

»So?« brummte Meister Baltzer. »Dann läßt der heilige Mann wohl neuerdings im Mechterhause backen. Gib dir weiter keine Mühe, Junge, die Backformen kenne ich, und den Geschmack auch. Lügen kannst du gottlob noch nicht ordentlich. Da, greif nur zu. Wann hat sie's denn geschickt?«

»Nicht geschickt, Meister!« berichtete Hendricus erinnerungsselig. »Sie hat es mir ja selber gegeben, als sie gestern abend hier vorbeifuhr, im Wagen mit dem spanischen Herrn, der immer so traurig aussieht. Und sie hat mir ganz genau gesagt, wie ich's hinstellen und was ich Euch weismachen sollte.«

»So?« machte Meister Baltzer. »Da hast du ihr wohl als Belohnung das Konterfei geschenkt, das du neulich von ihr gemacht hast?«

Hendricus wurde dunkelroth. »Ach, Meister,« bat er, »sagt ihr doch nie etwas davon! – Wenn ich Euch aber etwas fragen darf, – neulich war ich zu bang dazu –, wer ist denn der junge Mann in Eurem Buche, gerade auf dem Blatt neben ihr?«

»Das ist einer, der auch zu freundlich gegen dich gewesen ist,« erklärte Meister Baltzer. »Willst du dich etwa auch an ihm vergreifen? Der Oberst Friso ist es, der holländische Herr, der dir auf dem Fest bei den Kannemanns den Dukaten geschenkt hat.«

»Ich dachte es mir schon,« meinte Hendricus, »aber ich wußte es nicht sicher. Das war, als er noch auf dem Thurm da drüben Haustaube war, gelt? Seitdem hat er sich aber sehr geändert. Ich meine, ich hätte noch nie einen so stattlichen Kavalier gesehen; so fröhlich und freundlich, und dann doch wieder auch so ernst und vornehm mit den großen nachdenklichen Augen und der Narbe auf der einen Wange. Wißt Ihr, jetzt würde er schon eher neben das Fräulein passen.«

»Hm,« meinte der Meister Baltzer, »mach dich jetzt wieder an deine Arbeit, Junge. Am Ende wird doch noch mal ein ordentlicher Maler aus dir.«

Auch noch an einer anderen, vornehmeren Stelle beschäftigte man sich an diesem Morgen mit dem Paare, das dem Knaben Hendricus jetzt so schön zusammenzupassen schien. Der General Cordova hatte sich zu einem Anstandsbesuch bei Frau Johanna Kannemann melden lassen. Er kam ihr gerade recht. Wie die meisten glücklich vermählten jungen Frauen fühlte sie sich zur Ehesterin berufen, sie hatte den spanischen Herrn schon vom Tage seines Einzuges an in Gedanken mit ihrer Freundin Mechthildis verlobt und wartete ungeduldig darauf, daß man ihrem Scharfblick, sei es durch Anzeige der Verlobung oder – was ihr noch mehr zugesagt hätte – durch Bitte um ihre Vermittelung die gerechte Anerkennung darbringe. Um so weniger gefiel ihr das gedrückte, fast wehmüthige Wesen, welches Cordova in der letzten Zeit zeigte und womit er eher einen Leidtragenden als einen glücklichen Freier vorstellte. Da war etwas nicht in der

Ordnung, und es war ihr klar, daß sie eingreifen mußte. Somit benutzte sie die Gelegenheit, da ihr Gemahl zu einem fremden Besucher, der ihn durchaus sprechen wollte, abberufen wurde, und begann vertraulich scherzend: »Was ist das nur mit Eurer Excellenz? Ihr seht nicht aus wie ein fröhlicher Mann, so stattlich Ihr Euch auch tragt und so zierlich Ihr sprecht. Habt Ihr etwa meiner Freundin Mechthildis gar zu tief in die schönen braunen Augen geschaut?«

Cordova seufzte tief und erwiderte, ganz im Stile seines Lieblingsbuches: »Es ziemt einem Kavalier nicht mehr, zu viel in Augen zu schauen, die bereits einem anderen huldvoll entgegenleuchten.«

»Was meint Ihr damit?« fragte Frau Johanna verwundet.

»Was ich Euch schon damals sagte, als die holländischen Herren bei Euch angekommen waren,« erwiderte Cordova wehmüthig. »Cupido hat mir ein zweites Fleurus bereitet.«

Die rundliche Dame sah ihn mit ungeheucheltem Schrecken an. »Es ist nicht möglich!« rief sie. »Wie kommt Ihr nur auf solche Gedanken? Ihr wollt doch nicht etwa sagen, daß Ihr Vertraulichkeiten zwischen –«

Cordova schnitt ihr mit einer stolzen Handbewegung die Rede ab. »Was denkt Ihr nur, edle Frau?« sagte er. »Ich meine, Ihr kennt das Fräulein besser, und Ihr wißt auch, daß der Oberst Friso ein Kavalier von Ehre ist; vorab aber laßt Euch sagen, daß es einem Cordova nicht anstehen würde, fremde Vertraulichkeiten zu belauschen

oder gar zu verrathen. Aber Ihr wißt, ich habe von Natur eine unglückselige Gabe; ich lese aus den Augen. Gar manchem werthen Kameraden habe ich vor der Schlacht im Herzen Lebewohl gesagt, während er noch frisch und voll Lebenszuversicht neben mir ritt, weil ich schon in der Pupille seiner Augen den Tod lauern sah. Und so zwingt mich jetzt mein Geschick, seit der Ankunft des jungen holländischen Kameraden in den Augen Eurer Freundin eine Schrift zu lesen, die vorher nicht darin stand und die mir gewisse Kunde von ihrem Herzen gibt.«

Frau Johanna schüttelte unwillig den Kopf. »Alle Achtung vor dem Scharfblick Eurer Excellenz,« sagte sie, ganz roth vor Aerger und Aufregung, »aber diesmal müßt Ihr falsch gelesen haben. Bedenkt doch nur, Excellenz! Der Oberst Friso ist ja ein Kavalier *comme il faut*, er weiß sich zu benehmen und hat, wie Ihr so großmüthig anerkennt, seine militärischen Verdienste, aber bei alledem bleibt er doch ein junger *soldat de fortune*, der unserer Stadt noch vor siebthalb Jahren als Knecht diente. Und wenn ihn auch ein alter wohlhabender Herr nachmals adoptirt hat, was ist denn dieser Herr selber? Doch auch nur ein früherer Schiffsprediger, der sich etwas zusammengespart hat und herausgekommen ist, wie es die Holländer eben verstehen. Ganz zu geschweigen, daß sie beide Ketzer sind. Und nun Mechthildis! – Sie ist ja manchmal gar zu gutmüthig und herablassend gegen Leute geringerer Herkunft, aber glaubt nur nicht, Excellenz, daß sie darum ihre eigene vergißt. Ich kenne sie ja noch von der Klosterschule her. In der steckt der ganze Stolz ihres Hauses

– man kann beinahe sagen der Hochmuth; denn hochfahrend sind die Aare von Mechter allezeit gewesen, und sie wußten auch warum. Wißt Ihr auch, was für Namen in ihrem Stammbaum stehen, und was die in den Chroniken unserer Stadt bedeuten? Dagegen müssen wir anderen alle zurückstehen, – sogar die zum Drachenloch, die Halveren, die Hardenrath – und auch wir Reynolds, obzwar wir immer schon ein paar hundert Jahre alt sind und nicht so jung wie die Kannemanns. Aber die Aare von Mechter! Sie kommen von den dreißig ältesten Geschlechtern her, die ihren Ursprung zugleich mit dem der Stadt von den alten römischen Kaisern ableiteten, und der selige Herr Winand, ihr Oheim, hat den Stammbaum ja bis auf Julius Cäsar hinauf mit Namen und Daten ausgerechnet. Und da meint Ihr, die letzte dieses Hauses sollte sich so weit vergessen, daß sie –?! Nein, Excellenz, nehmt mir's nicht übel, da kennt Ihr unseren Adelsstolz noch nicht.«

»Er kann nicht stärker sein, als der hispanische,« erwiderte Cordova etwas gereizt, »und auch, mit Eurer Erlaubniß, nicht begründeter. Ich habe gottlob unter meinen Ahnen bis zur Zeit des Königs Wallia aufwärts keinen, der nicht ein echter Hidalgo von altem Christenthum war. Aber es ist in keinem Lande ohne Beispiel, daß Verdienst und Liebe immer neue Reiser in den Adelsgarten pflanzen, und was unter den Granden von Kastilien möglich ist, das wird auch wohl bei Euch nicht unmöglich sein. Ich weiß, was ich weiß, und Ihr werdet Euch darein fügen müssen, denn, wie der große Cervantes sagt,

es wird schlimmer, wenn man daran rührt. Was mich angeht, so denke ich nächstens mein Stadtquartier zu verlassen und auf das Gut meiner edlen Wirthin, nach dem Mechterhof, überzusiedeln. Es ist besser so.«

Trotz der Versicherung des großen Cervantes war aber Frau Johanna keineswegs gewillt, nicht »daran zu rühren«. Einstweilen wurde das Gespräch freilich durch Herrn Jobst Kannemann unterbrochen, der sehr ärgerlich und noch roth von zornigem Sprechen aus seinem Arbeitszimmer zurückkam. »Daß diese Dickköpfe von Dienern sich auch gar so schlecht auf die Menschen verstehen,« polterte er. »Wißt Ihr, wer der wichtige Besucher war, den sie mir da in meine Stube gelassen hatten? Ein wandernder Wunderdoktor war's, ein langer Kerl, angethan wie ein Gelehrter und mit einem Mundwerk wie ein Jesuit. 's war derselbe, von dem schon gestern etliche Kollegen erzählten. Er sagte mir auch eine ganze Reihe her, die ihn in diesen Tagen angenommen und von seinem Theriak und seinen Gichtsalben gekauft hätten. Mit aller Mühe habe ich ihn vor die Thüre gebracht. Es wird Zeit, daß man gegen diese Tagediebe einmal einschreitet. Ich werde gleich in der nächsten Session darauf antragen. Und wie vornehm sie es schon treiben! Der Kerl ist in der ›Rothen Kanne‹ abgestiegen, das ist unsere feinste Herberge in der Stadt.«

»Er ist auch bei mir gestern nachmittag gewesen,« bemerkte Cordova. »Die Hausnonne des Fräuleins war ihm unter dem Portal begegnet und gleich ins Gespräch mit

ihm gerathen; aber sobald ich merkte, was er wollte, habe ich ihn durch meine Ordonnanz hinauswerfen lassen. Solche Leute gehören vor die Inquisition.«

Frau Johanna hörte kaum zu. Ihre Gedanken waren ganz beschäftigt mit der vermeintlichen Entdeckung Cordovas. Sie glaubte zwar nicht daran und war geneigt, das Ganze als eine bloße eifersüchtige Grille des schwermüthigen Spaniers zu betrachten. Indeß nahm sie sich vor, jedenfalls ihre Freundin einmal gründlich auszuhorchen und nöthigen Falls einer weiteren Abirrung Mechtildis' aus dem Schatten ihres Stammbaumes vorzuhalten. Eigentlich war es ja eine recht anziehende Aufgabe, die ihr für die nächsten Tage eine reizvolle Aufregung versprach.

Aber diese nächsten Tage sollten für Frau Johanna und für ihre gesamten Standesgenossen noch ganz andere Aufregungen bringen.

SEElftes Kapitel.

Die Zahl der herumziehenden Wunderärzte hatte sich seit Beginn der Kriegszeit erstaunlich gemehrt. Es gab viele Abstufungen in diesem Gewerbe, von dem invaliden Soldaten, der sich auf Bauernkirmessen zwischen Harfenmädchen und Degenschluckern herumdrückte und seine Wunderpillen in irgend einer verschwiegenen Scheune aus Brotteig und Sägemehl verfertigte, bis zu den Marktschreiern im großen Stil, die mit stattlichem Gefolge auf eigenen Wagen die großen Messen besuchten und goldene Ehrenketten zur Schau trugen. Die allervornehmsten Virtuosen der Heilkunst aber

verzichteten ganz auf den Apparat des Jahrmarktes. Sie reisten still und einsam, wie es dem Gelehrten ziemt, und warben sich ihre Kunden unter den Reichen und Mächtigen im geheimen, oft gestützt auf fürstliche Empfehlungen. Zu dieser Art zählte allem Anscheine nach jener Mann im grauen Barte, der zwei Tage vor Niklas in der »Rothen Kanne« eingekehrt war. Er kam von Frankfurt, wie er sagte, erschien ohne Begleiter, nur mit einer Tasche von mäßigem Umfang ausgerüstet; übrigens benahm er sich sehr würdevoll, hatte seinen langen Leib in dunkle Kleider von Gelehrtenschnitt und einen durchaus professorisch anmuthenden, pelzbesetzten Mantel gehüllt, und seine Pässe, die auf den Namen des Doktors Peregrinus Sanatas lauteten, waren in der schönsten Ordnung. Verschwiegenheit schien nicht zu seinen Tugenden zu zählen; den Bürgern, die in der »Rothen Kanne« abends vor dem Nachtmahl ihr Glas Wein oder ihre Maß Warmbier, mit geriebener Muskatnuß gewürzt, zu trinken pflegten, nannte er ungefragt die Namen der Rathsherren, in deren Häusern er seine Salben und sein unfehlbares rothes Pulver abgesetzt hatte; und er ließ durchblicken, daß er mit dem und jenem unter den Herren auch noch andere geheimnißvolle Händel abgeschlossen habe. Im ganzen war es ein unheimlicher Gesell, sein Wesen hatte etwas Hämisches, Lauerndes, und die ehrsamten Bürger wunderten sich, mit was für Leuten ihre Regenten und deren Damen sich manchmal einließen. Am Nachmittage vor Mariä Empfängniß, etliche Stunden

nach seinem Besuche bei Herrn Jobst Kannemann, versuchte er auch auf dem Kontor des Herrn Sebalduß von Halveren anzukommen. Der aber verstand keinen Spaß; er wies den verdächtigen Gesellen barsch und so laut, daß man es durch alle Räume des Geschäftes hörte, vor die Thür und machte sich sogleich auf, um die städtischen Gewaltmeister in Person aufzufordern, daß sie den fremden Wunderdoktor aus der »Rothen Kanne« abholen und durch die Stadtknechte über die Grenze bringen ließen. Als aber der Büttel mit zwei Stadtknechten gegen Abend in der »Rothen Kanne« erschien, war der Fremde verschwunden, kein Mensch wußte, wohin. Der Wirth hatte noch gehört, wie er beim Weggehen murmelte: »Diesmal haben wir einen fetten Fang gethan.« Seine Stube mußte man durch den Schlosser aufbrechen lassen; sie war von einem greulichen Schwefeldampf erfüllt, und auf dem Tische lagen drei todt e Mäuse.

Durch die Stammgäste der »Rothen Kanne«, die Büttel und ihr zahlreiches Gefolge müßiger Zuschauer verbreitete sich die Kunde von diesen unheimlichen Dingen erstaunlich schnell in der Stadt; sie wurde in den Gesindestuben und Küchen der Patrizierhäuser noch eifriger erörtert als in den Wirthshäusern, und mehrere Rathsherren, die dem verschwundenen Unhold Audienz gegeben hatten, wunderten sich mit ihren Familien über das aufgeregte, scheue und verschlossene Wesen, mit dem sie heute abend bedient wurden. Dagegen war der Name des Herrn Sebalduß von Halveren seit lange nicht mehr so volksthümlich gewesen.

Am folgenden Festmorgen war die Frühpredigt bei den Franziskanern ungewöhnlich stark besucht. Man wußte, daß heute der Bruder Placidus predigte, der eifrigste Bekämpfer der Neutralität selbst unter seinen Ordensbrüdern. Wegen heftiger Ausfälle auf den Rath in seiner vorigen Predigt hatte er sich eine scharfe Vermahnung zugezogen; die Spannung, ob er seine Kühnheit gleichwohl wiederholen werde, trieb heute noch mehr Zuhörer zu ihm als die Andacht. Aber der Bruder Placidus ließ diesmal die Tagespolitik unberührt. Er wolle, so begann er, aus Anlaß eines wunderbaren Ereignisses von dem reden, was am letzten Ende wohl auch alle Sünden der Regenten verursache – von den greulichen Umtrieben des Teufels. Nachdem er eine gute halbe Stunde über dieses ergiebige Thema im allgemeinen gesprochen und die Spannung der Zuhörer bis zum Siedegrad gesteigert hatte, lenkte er in die Erzählung über. Er erwähnte den verdächtigen Schwarzkünstler, der unter dem Namen Peregrinus Sanatas etliche Tage lang die Stadt unsicher gemacht und leider, wie verlautete, auch in mehr als einem angesehenen, christlichen Hause günstige Kundschaft gefunden habe, bis er durch das heilsame Mißtrauen des hochweisen Rathsherrn Sebaldus von Halveren verscheucht worden sei. Weitläufig erörterte er die Hinterlassenschaft des Verschwundenen, den Schwefeldampf und die todtten Mäuse, deren Zahl sich auf dem Wege des Gerüchts bis zu den Ohren des Bruders Placidus

bereits auf dreiunddreißig vermehrt hatte. Endlich rückte er mit der großen Neuigkeit heraus. »Da ist ein frommer, glaubensstarker Mann, der sein ganzes Leben guten Werken geweiht hat, indem er für andere Wallfahrten und dergleichen übernimmt – es ist ein Landsmann von mir, ein Oberländer. Sie nennen ihn den langen Pilger, vielleicht kennt ihn auch mancher unter euch.« Zustimmendes Gemurmel erhob sich aus irgend einer dunklen Ecke. Der Redner nickte und erzählte nun das Erlebnis des langen Pilgers, »genau so, meine Lieben, wie es der fromme Mann mir selbst und meinen Brüdern heute früh mitgeteilt hat, worauf er sogleich seine Pilgerfahrt fortgesetzt hat, obgleich er schon die halbe Nacht marschirt war. Sehet da einen rechten Eifer im Dienste des Guten! Kaum eine halbe Stunde hat der fleißige Mann sich in unserer Stadt aufgehalten,« – und doch hatte sich der fromme Pilger in dieser Stunde ein herrliches Verdienst um die Stadt erworben. Unfern dem Martinsturm war er dem besagten Schwarzkünstler begegnet. Dieser hatte ihm sehr freundlich angeboten, zusammen zu wandern. Der Pilger aber hatte Verdacht geschöpft, hatte ein Kreuz geschlagen und gerufen: »Alle guten Geister loben Gott den Herrn!« – und alsobald hatte sich der Versucher in Flammen und Dunst aufgelöst; – »denn, meine Lieben, wer war dieser vorgebliche Doktor Sanatas? Stellet nur die drei mittleren Buchstaben um, so habt ihr seinen rechten Namen, und ihr werdet mit mir den Heiligen

danken, daß sie diese fromme Stadt durch die Wachsamkeit christlich gesinnter Männer vor der ferneren Heimsuchung eines solchen Doktors bewahrt haben! Oremus ...«

Als die Zuhörer, erschüttert und aufgeregt, die Kirche verließen, strömte dort schon von zwei Seiten die Menge mit anderen, ergänzenden Neuigkeiten auf sie ein. Die Umwohner des Martinsturmes, so erzählten die einen, hatten in dieser Nacht vergeblich auf das Wächterglöckchen gelauscht. Gegen Morgen hatten etliche Nachbarn, banger Ahnung voll, nachgeforscht und den Thurm offen, droben aber in seiner Stube den Feuerwächter starr und gleichsam scheintodt am Boden gefunden. Erst als einer der Männer in seiner Bestürzung ein Gebet herzusagen begann, war der Scheintodte wieder langsam zu sich gekommen und hatte endlich, nach erheblichen Stärkungen mit Wein und Branntwein, folgendes berichtet: Sein Weib sei gestern abend plötzlich krank geworden. In seiner Noth habe er den Posten verlassen und sei hinunter auf den Platz gestiegen, um sich auf die Suche nach einem Arzte zu machen. Da habe plötzlich vor der Pforte der Wunderdokter aus der »Rothen Kanne« gestanden, habe ihn gefragt, was ihm fehle, und nach Anhören seines Berichtes ihm ein Döschen mit etwas grüner Salbe gegeben. Damit solle sein Weib sich Füße und Hände salben, so werde er Wunder sehen, wie das wirke. Nach vielen Dankesworten, die der Fremde lachend angehört, sei er zurückgeeilt, habe wohl gar in seiner Freude die Pforte nicht einmal ordentlich geschlossen. Als aber sein

Weib sich mit der Salbe Füße und Hände bestrichen, sei sie mit einemmal verschwunden gewesen, er selbst aber sei gleichsam wie von einem Keulenschlage zusammengebrochen und so liegen geblieben bis zu dieser Stunde.

Dies war die Erzählung des lahmen Hieronymus, gruselig, aber nicht im mindesten befremdend für seine Zuhörer; denn daß der Teufel oder auch einer seiner irdischen Anbeter einem Menschen Hexensalbe aufschwatzte, daß man durch den Gebrauch dieser Salbe unsichtbar wurde und stracks zum Hexensabbath flog und daß der bei solcher Salbung etwa anwesende schuldlose Zeuge in Ohnmacht versenkt wurde, – das gehörte sozusagen zu den Elementarkenntnissen, die man aus jedem Hexenprozeß kannte. Die Fortsetzung der Geschichte aber lieferten die Leute, die sich von der anderen Seite der Stadt dem Auflaufe zugesellten. Dort, auf den Ruinen eines im Herbste abgebrannten Hauses unfern des Sankt-Clarenklosters, hatte man des lahmen Feuerwächters Weib am Morgen gefunden, übel zerschlagen, halberfroren und schier ganz leblos: und nachdem sie im Kloster wieder ein wenig zu sich gebracht, hatte sie erzählt, wie sie nach dem Gebrauch der vermeintlichen Heilsalbe sich sogleich von hinnen gehoben und augenblicks durch die Luft getragen gefühlt habe. Auf dem großen Platz am Domkloster habe es sie sanft niedergesetzt, inmitten einer ungeheuren Menge von Hexen und Hexenmeistern, in welcher der Teufel in Person den Vorsitz führte und,

wie üblich, auch die Beleuchtung lieferte, vermittelt seines glühenden Stirnhornes. Des Teufels Zeremonienmeister, mit einem Stabe in der Hand, habe den Namensaufruf begonnen, – nach dem zwanzigsten Namen habe er sie angesehen, und da habe sie ihn erkannt: »O Jesus, das ist ja der Herr Rathssyndikus!« habe sie rufen wollen, aber bei dem Namen Jesu sei auch schon alles verschwunden gewesen, etwas wie ein ungeheurer Wirbelwind habe sie aufgehoben und mit schrecklichem Stoße an jenem Ort niedergesetzt, wo man sie nochmals aufgefunden.

Auch in dieser Aussage war kein Punkt, der nicht in zahlreichen amtlich beglaubigten Aussagen aus Hexenprozessen sein Gegenstück fand. Es war, um mit dem Pater Kleutermann zu reden, ein ganz normaler Fall. Was jedoch den Fall so aufregend machte, waren die Namen, deren sich die Haustaubin erinnerte. Es waren zwölf Namen, sämtlich von Rathsherren oder deren Angehörigen. Andere waren bei der Versammlung gewesen, deren Namen das Weib vergessen hatte und deren Gesichter es wegen der Masken, die sie – nach Gewohnheit der meisten vornehmen Hexen und Hexenmeister – trugen, nicht erkennen konnte. Acht oder neun beschrieb sie nach äußeren Kennzeichen so, daß jedes Bürgerkind die betreffenden vornehmen Personen erkennen mußte; wieder bei anderen war die Beschreibung unsicher und ließ der Vermuthung freien Raum. Insbesondere galt dies von derjenigen Hexe, die als »Königin« neben dem Bösen gesessen

hatte, ganz in ein weißes Gewand verhüllt, durch welches nur auf der linken Seite, sechs Zoll unter der Achsel, das Mal zauberisch durchschimmerte, welches der Teufel bekanntermaßen seinen liebsten Anbeterinnen dort einzuprägen pflegte.

Alle diese Aussagen waren bereits von dem Beichtvater und den Insassinnen des Sankt-Clarenklosters festgestellt und in wenigen Stunden durch die ganze Stadt verbreitet, ehe die Rathskommission sich zur Vernehmung eingefunden hatte. Todtschweigen ließ sich die Sache nicht mehr. In tiefster Bestürzung versammelte sich der Rath in der Frühe des anderen Tages. Von den offen Beschuldigten waren nur wenige erschienen, die Mehrzahl wagte ihre von einer schadenfrohen Menge umlagerten Wohnungen nicht zu verlassen; und viele, deren Namen nur erst vermuthungsweise genannt wurden, zitterten bei dem Gedanken, daß auch sie dem Gedächtniß der Zeugin nachträglich wieder einfallen könnten. Natürlich wiesen alle die Aussage als Hirngespinnst einer Verückten entrüstet zurück; aber damit war nichts geholfen in einem Verfahren, welches selbst den Alibibeweis für kraftlos erklärte. Sie konnten ja nicht abstreiten, daß sie wirklich den Doktor Sanatas bei sich empfangen, seine angeblichen Schönheits- und Heilmittel gekauft hatten, und diese Thatsache wog schwerer als alle Verwahrungen.

Sogleich zu Anfang erklärte der Rathsherr Sebalduß von Halveren, daß er fürs erste nicht weiter an den Sitzungen theilnehmen werde. Er hoffe, daß es allen angeschuldigten Rathsgliedern gelingen werde, ihre Unschuld darzuthun; inzwischen aber sei die Möglichkeit gegeben, daß ein Hexenmeister – und wenn es auch nur einer wäre – die Beschlüsse des Rathes durch seine Künste beeinflussen werde, ja vielleicht schon seit langem beeinflusst habe. Unter diesen Umständen verbiete es ihm sein Gewissen, mitzurathen, bis zur völligen Aufklärung der Sache. Etliche ängstliche Gemüther, auch solche, die nicht zur Partei des Sprechers gehörten, fielen ihm bei; es schien einen Augenblick, als werde der ganze Rath sich auflösen. In dieser Lage brachte das jüngste Mitglied, Herr Jobst Kannemann, der nicht auf der Liste der Beschuldigten stand, den Rath wieder zur Besinnung, indem er Herrn Sebalduß aufforderte, ausdrücklich zu erklären, ob er seine Würde niederlege? Und da dieser etwas verlegen erwiderte: er werde sich nur einstweilen der Mitberathung enthalten, denn seine Würde sei ihm von den Bürgern gegeben und er müsse sie wahren, erwiderte Herr Jobst Kannemann: »So haben wir auch unsere Würde von den Bürgern und wollen sie wahren, damit wir mit Gottes Hilfe herausbekommen, wo hier eigentlich der Teufel sitzt.« Und dabei sah er Herrn Sebalduß bedrohlich an; denn wenn er auch den Zusammenhang der Dinge nicht ahnte, so war es ihm doch geläufig, den Mann, der ihm beinahe die Rathsherrnstelle verwirkt hätte, für alles Böse im Staate verantwortlich zu machen. Diesmal

aber hatte ihm sein dunkler Groll ein gutes Wort eingegeben. Der Rath schöpfte aus diesem Worte Muth, und als Herr Sebalduß den Saal verließ, folgten ihm nur zwei oder drei Anhänger. Die Zurückbleibenden beschloßen, daß die Sache streng untersucht werden, inmittelst aber der Rath unter geziemender Zurückhaltung der offen Angeeschuldigten die laufenden Geschäfte unbeirrt erledigen solle. Gegen die Feuerwächterin sei bis auf weiteres gültlich und ohne peinliche Befragung zu verfahren, andererseits sei bei der Untersuchung thunlichst Rücksicht auf Ehre und Namen der beschuldigten Standespersonen zu nehmen. Diese letztere Klausel, gebräuchlich bei Kriminalprozessen gegen Vornehme, bedeutete die strengste Geheimhaltung der Akten, in denen die Namen und besonders belastende Aussagen überdies chiffriert wurden. Auch sie war von Jobst Kannemann beantragt worden, und er that sich viel darauf zugute; aber sehr nutzlos war sie diesmal schon deshalb, weil die Feuerwächterin im Gewahrsam des Sankt-Clarenklosters gelassen wurde, wo die Nonnen und zahllose Neugierige ihre Aussagen um ein bedeutendes früher erfuhren als die Kommission.

Ein weiterer Antrag des muthigen jungen Rathsherrn kam allerdings nicht durch, besserte aber die Stimmung seiner zaghaften Kollegen noch erheblich. Herr Jobst Kannemann wußte nämlich mitzutheilen, daß sein Staatsgast, Herr Govaert Friso, in dem Feuerwächter Hieronymus einen Strolch wiedererkenne, der vor sieben oder acht Jahren auf den Herrn Govaert in Bacharach

einen Mordversuch verübt habe und auch sonst schlimmer Dinge verdächtig sei. Der Antrag, den Herr Jobst Kannemann daran knüpfte: den Hieronymus unverzüglich einzusperren, wurde zwar von älteren Kollegen beanstandet, weil man dem Feuerwächter leider bei seinem Amtsantritt das Bürgerrecht bewilligt hatte, das eine Verhaftung nur unter gewissen Umständen zuließ; auch fand man es nicht rathsam, Verdacht im Volke zu wecken, als wolle man den Hieronymus und sein Weib unterdrücken. Aber es war recht tröstlich zu wissen, wessen der Kerl fähig sei. Auf jeden Fall hatte man einen Grund, ihm seinen Posten zu nehmen und unter der Hand über sein und des Weibes Vorleben Ermittlungen anzustellen. Auf den Martinsthurm wurden an seiner Stelle einige Stadtsoldaten abkommandirt.

ZWÖLFTES KAPITEL.

Im ganzen hatte der Rath sich diesmal brav gehalten, durchaus im Sinne der Lehren, die Herr Sebaldus von Halveren seinen Standesgenossen vordem so eifrig eingeschärft hatte. Aber der Muth des Standesgeistes reichte nicht über die Wände des Rathhaussaales hinaus. Die Familien, die nur ein Tropfen des verleumderischen Giftes getroffen hatte, sahen sich gesellschaftlich mit einer Angst gemieden, als ob die schlimmste Seuche bei ihnen eingekehrt sei. Ihre Dienstboten verließen sie heimlich

oder mit offenen Beschimpfungen. Ihre Häuser, vor wenigen Tagen noch der Schauplatz glänzender Feste, empfingen keinen feierlichen Besuch mehr als den der Kommission, die geschäftig und umständlich in allen Räumen umhersuchte, insbesondere alle Salben und Pulver in Beschlag nahm und Protokolle von ungeheurer Länge verfaßte, während draußen auf der Straße eine lärmende Menge ihrem Groll gegen die »vornehmen Hexenleute« freien Lauf ließ. Viel herausbekommen hatte die Kommission nirgends, trotz der Unmenge von Protokollen und Salbendosen, die sie in acht Tagen ansammelte. Es war wie bei allen Anklagen auf Hexerei: Beschuldigung und Ableugnung standen sich gegenüber, und was an sachlichen Beweismitteln vorlag, ließ sich so gut natürlich wie übernatürlich deuten. Die Salben und Pulver, die der unheimliche Wunderdoktor seinen allzu leichtgläubigen Kunden aufgeschwatzt hatte, enthielten nach Aussage der Sachverständigen einen geheimnißvollen Stoff, den die einen als Ziegelmehl, die anderen als gepulverte Krötenzungen ansprachen. Viel kam nicht darauf an, daß der Böse jeden Stoff zum Träger seines Höllenzaubers machen konnte; und daß jener Doktor Sanatas wirklich der Satan in Person gewesen sei, ließ sich kaum mehr bezweifeln, nachdem der lange Pilger seine entscheidende Aussage zu Bonn, vor einer geistlichen Kommission des Kurerzbischofs, wiederholt hatte. Der Erzbischof hatte diese Aussage mit einem Hirtenschreiben übersandt,

das auf den Kanzeln zur Grundlage aufregender Predigten gemacht wurde. Uebrigens ließ sich der erzbischöfliche Official, der in der Reichsstadt das geistliche Gericht leitete, durch diesen oberhirtlichen Erlaß nicht abhalten, den meisten der vornehmen Angeschuldigten gegen die vorschriftsmäßigen Gebühren und üblichen »Verehrungsgelder« Zeugniß über ihre bisherige bewährte kirchliche Gesinnung auszustellen. Solche Zeugnisse von hoher geistlicher Gerichtsstelle waren ein wirksames, aber noch lange kein unfehlbares Vertheidigungsmittel gegen Anklagen auf Hexerei, übrigens waren sie nur hochgestellten und wohlbemittelten Leuten zugänglich, nach demselben Grundsatz, der bei Angeklagten geringen Standes drei triftige Verdachtsgründe, bei vornehmen aber sechs oder acht verlangte, ehe sie der Untersuchungsrichter an das peinliche Gericht überliefern dürfe. Wie die Dinge lagen, fiel es der Kommission nicht schwer, festzustellen, daß bis jetzt gegen keinen ihrer angeschuldigten Standesgenossen diese Mindestzahl von sechs Verdachtsgründen vorliege; aber es gelang ihr auch nicht, einen entscheidenden Unschuldsbeweis aufzutreiben, mit dem sich der gute Ruf der Angeklagten und vor allem das Vertrauen der Bürger zu der Regierungsfähigkeit der verdächtigten Rathsherren wiederherstellen ließ. Man hatte den lahmen Hieronymus, der sich jetzt in einer verrufenen Kneipe aufhielt, unter der Hand überwacht und auch einige Aeüßerungen des Trunkenen aufgefangen, die auf ein gewisses Geschäftsverhältniß zwischen ihm und Herrn Sebalduß hindeuten schienen, aber was ließ

sich damit machen, angesichts der Volksthümlichkeit, die Herr Sebalduß seit seinem Auftritt auf den Rathsverhandlungen genoß?

Herr Sebalduß selber hielt sich seit jener Stunde den öffentlichen Dingen möglichst augenscheinlich fern. Es schien, als ob er seine Zeit nur noch zwischen der Leitung seines Geschäfts und Werken kirchlicher Erbauung theilen wolle. Mit unsichtbarem Faden die Meinung der Menge zu zügeln, war von je das erste und letzte Geheimniß seiner Politik gewesen, und niemals hatte er diese Kunst meisterlicher geübt. Nur auf dringendes Bitten mehrerer Abordnungen ließ er sich herbei, seine zustimmende Ansicht über die Liste der neuen Rathskandidaten zu sagen, die er selber seinen Anhängern aus den Zunfthäusern von langer Hand her eingegeben hatte. Er selbst, so erklärte er schwermüthig, trage sich mit dem Gedanken, überhaupt der Welt zu entsagen und in klösterlicher Zurückgezogenheit Buße zu thun für das, was er vielleicht als Mitglied eines vom Einfluß des Bösen beherrschten Rathes unwissentlich mitverschuldet habe. Aber noch immer gebe er nicht ganz die Hoffnung auf, daß das Uebel sich doch am Ende geringer erweisen werde, als es leider den Anschein habe. Der Bruder Placidus und andere Eiferer nahmen mit Verwunderung wahr, daß ein so frommer und wahrhaft weiser Herr noch Hoffnungen hegte, wo sie doch schon den ganzen Umfang der Verderbniß dargethan. Sie verschärften demgemäß

ihre geistlichen Ermahnungen und trieben Herrn Sebal-
dus immerzu Wasser auf die Mühle. Der gelehrte Pa-
ter Kleutermann widmete ihm eine eigene Abhandlung,
die Frucht von zwölf emsigen Stunden am Schreibtisch,
um ihn zu überzeugen. Herr Sebal-
dus konnte mit seinen
geistlichen Freunden zufrieden sein; aber er fand bald,
daß sie es zu weit trieben. Denn das Uebel fraß wei-
ter wie Feuer im dürrn Gras. Die Aufregung, genährt
durch die Predigten klösterlicher Eiferer, begnügte sich
nach wenigen Tagen nicht mehr mit dem Stoffe, den ihr
die Aussagen der Feuerwächterin gegeben. Es war eine
theure Zeit; die ungewöhnliche Witterung, die bis tief in
den Dezember hinein mit Regen und Nebel und ungesun-
den Winden anhielt, hatte sich mit der Theuerung verein-
igt, um Noth, Elend und Seuchen unter die Leute zu
bringen. Nun war die Formel gefunden, mit der jeder zu
dem allgemeinen auch sein besonderes Ungemach erklä-
ren konnte: es war Hexerei! Der Haß, der Brotneid, die
Klatschsucht kramten alle ihre Erinnerungen wieder aus.
Die geistlichen und weltlichen Behörden, die Kommissi-
on, der Rath selber wurden überlaufen von Denunzian-
ten, welche das albernste Zeug mit dem größten Ernste
und zu dem schrecklichsten Zwecke: einen Mitmenschen
der Folter und dem Tode auszuliefern, vorbrachten. Dem
einen war im vorigen Herbste das Obst im Garten mißrat-
hen, nun fiel ihm ein, daß er seine Nachbarin im Sommer

Thee aus Obstblüten kochen gesehen, und er war überzeugt, daß sie ihm die Bäume verhext habe. Einem anderen hatte die Frau seines Geschäftskonkurrenten Hühneraugen an die Füße gezaubert. Trauernde Mütter kamen und klagten, daß ihnen der Arzt ihre kranken Kinder mit einem Hexentrunk »gesterbt« habe. Bereits ging der Wahn bei manchen bis zur Sinnestäuschung: kränkelige Mädchen hatten gesehen, wie ihnen aus einem behexten Finger Nadeln, Glasscherben, zollange Eisennägel hervorgingen, gesetzte Männer von gutem geschäftlichen Rufe schilderten mit ruhiger Bestimmtheit die Hexenzüge, die sie durch die Luft fliegen gesehen, die Teufelsgestalten, die ihnen auf der Straße begegnet waren. Mit den Banden der Vernunft lockerten sich auch die der öffentlichen Ordnung; die Rathssitzungen mußten durch Militär gegen das Eindringen einer wüsten Menge gedeckt werden, die den Rücktritt des »verhexten Rathes« forderte und unter die altgewohnten Hochrufe auf den Kaiser und die Liga den Namen des Herrn Sebaldus von Halveren mischte. Man sah Gestalten auftauchen, die sich nur in den Tagen des Aufruhrs aus ihren Schlupfwinkeln auf den offenen Markt wagen, und mancher nächtliche Spuk fand am Morgen seine natürliche Aufklärung in erbrochenen Fenstern und ausgeraubten Spinden.

Als aber die Sache mit großer Schnelligkeit so weit gekommen war, begann schon der Rückschlag. Die besseren Bürger, die noch etwas zu verlieren hatten, fingen an, dem Pöbel die Straße zu überlassen, und zogen sich auf ihre Zunfthäuser zurück, um von dort aus den Rath

mit Bitten um Beschleunigung der großen Untersuchung zu bestürmen, damit wieder Ordnung in der Stadt werde. Der Rath versprach alles mögliche, er setzte den Thomas-tag für die entscheidende Beschlußfassung fest und errichtete zur Sicherung der öffentlichen Ordnung ein Freiwilligencorps von Bürgerssöhnen, in welches auch der Junker Lambertus von Halveren auf Betreiben seines klugen Vaters als Rottenführer eintrat. Durch diesen Schritt steigerte sich noch die Stimmung der Bürger für Herrn Sebalduß, so gering sie auch von den soldatischen Fähigkeiten des Sohnes dachten. »Er ist vom vornehmsten Geschlecht,« meinten sie, »aber darum ist er sich doch nicht zu gut, seinen einzigen mit unseren Kindern in Reih und Glied zu stellen. Solche Leute brauchte man, um in diesen Zeiten das gemeine Wesen zu regieren.«

DREIZEHNTES KAPITEL.

In diesen trübseligen Tagen öffentlicher Verstörung hatten sich auch die Geister der beiden Freundinnen Mechthildis und Johanna geschieden. Mechthildis blieb sich inmitten der allgemeinen Einschüchterung völlig treu. Ihrer stolzen Seele war es ganz unfassbar, daß sie aus selbstischer Feigheit Leute verleugnen sollte, mit denen sie eben noch gastlich verkehrt hatte und gegen die nichts vorlag, als die vagen Beschuldigungen eines verrückten oder verleumdungssüchtigen Weibes. Trotz der verstohlenen Abmahnungen des Domherrn und sogar des Meisters Baltzer, die sie nur in Erstaunen setzten, hatte sie ihren Verkehr in den verfemten Familien fortgesetzt;

und nachdem sie gesehen, wie es dort stand, wiederholte sie ihre Besuche täglich, um sich mit den Frauen und Töchtern in die Arbeit der entlaufenen Mägde zu theilen, Ordnung zu schaffen, Kinder zu pflegen und die Mahlzeiten zu rüsten, zu denen sie oft das Nöthigste erst mitbringen mußte. Die unglücklichen Insassen jener Häuser blickten zu ihr, die sie so oft bald als hochmüthig und bald als Beguine bekrittelt hatten, wie zu einem höheren Wesen auf, nun sie als die einzige mit ihrem ruhigen Stolze durch die trüben Fluten der Verleumdung den Weg zu ihnen fand und ihnen vor allen anderen Gaben auch wieder ein wenig Selbstvertrauen brachte. Die Menge folgte ihren Wegen mit Mißtrauen und drohendem Zischeln, in ganz besonderem Maße aber zog sie sich den Unwillen ihrer Standesgenossinnen zu, bei denen sich das Gefühl der Beschämung mit der Angst vor dem ansteckenden Verkehr mischte. Zumal Frau Johanna Kannemann war im Innersten empört über ihre ehemalige Gespielin. Schon zuvor fühlte sie sich als Hauswirthin durch die allzu häufigen Besuche ihrer Gäste im Mechterhause gekränkt, dann hatten die Aeüßerungen Cordovas ihr die Gefahr einer unwürdigen Neigung Mechthildis' zu dem ahnenlosen holländischen Glücksoffizier eröffnet, und nun drohten ihr die Holländer noch auf dem Umwege über Mechthildis' Haus das Hexengeschrei in ihr eigenes zu bringen. In dieser Aufregung griff sie endlich zu einem Mittel, das ihr um den Preis einer ganz

kleinen Lüge alle drei Uebel mit einem Schlage zu lösen schien: »Fürchtet Ihr denn nicht, Herr Obrist, mit Euren Aufmerksamkeiten bei meiner herzlichsten Freundin Mechthildis Seiner Excellenz, dem spanischen Herrn, zu nahe zu treten?« fragte sie Hans eines Tages mit ihrem schönsten schalkhaften Lächeln. Und da sie aus seiner Bestürzung zu merken glaubte, daß Cordova doch am Ende einige Ursache zu seiner Befürchtung gehabt habe, schlug sie rasch entschlossen noch einmal in die Kerbe: »Ja, wißt Ihr das denn nicht?« rief sie ganz verwundert. »Es ist doch, glaub' ich, nicht erst seit gestern richtig zwischen den beiden. Seine Excellenz hat seine Wohnung ja deshalb schon, unter dem Vorwand, daß er sich über das ewige Hochrufen ärgere, auf den Mechterhof hinaus verlegt, – denn Ihr versteht, wenn sie erst öffentlich versprochen sind, dann muß er ja doch anderswo wohnen ... Aber natürlich gratuliren darf man ihnen noch nicht,« setzte sie schnell hinzu, denn es fiel ihr ein, daß Lügen kurze Beine haben.

Der Oberst Friso verließ bald darauf das Zimmer, um mit seinem Vater eine lange ernste Unterredung zu haben, bei welcher Herr Govaert Friso erst als Beichtvater und dann als Tröster wieder einmal die ganze Güte und Weisheit seines Herzens bewähren mußte. Herr Jobst Kannemann aber, der die Neuigkeiten seiner klugen Frau mitangehört hatte, fragte sie ganz verwundert: »Du, woher weißt du denn das, was du eben dem Oberst sagtest?«

Frau Johanna wurde sehr roth. Ihrem Manne eingestehen, daß sie gelogen habe, – nein, dann lieber noch eins weitergelogen. »Ach Gott,« sagte sie, »so was merkt eine Frau gleich ... Uebrigens kümmerge dich nicht um Frauendinge. Sorg' lieber, daß ihr im Rath endlich mit den Holländern zum Schluß kommt!«

»Am Sankt Thomastag wird die Akte unterzeichnet,« versicherte Herr Jobst, »wir haben es heute in geheimer Sitzung abgemacht, und dann reisen sie gleich ab, denn an einen ordentlichen Abschiedstrunk ist ja bei all dem Hexenlärm nicht zu denken. Aber sag mal, ist das denn auch sicher mit dem Spanier und Mechthildis?«

»Mein Gott, ja,« erwiderte die gequälte Hausfrau, »sei doch nicht so unausstehlich, Jobst!«

»Holla,« sagte ihr Gatte, »da weiß ich aber einen, den man damit ärgern kann,« und verließ sehr aufgeräumt das Zimmer.

Für Mechthildis hatte das niedliche Manöver ihrer ungetreuen Freundin sehr traurige Folgen. All die widerwärtigen Erfahrungen und Enttäuschungen dieser allgemeinen Unglückstage hatte sie still in ihrem Herzen abgemacht, ohne sich etwas merken zu lassen; nun aber kam eine neue Wahrnehmung hinzu, der sie fast erlag.

Meister Baltzer ertrug es nicht, sie lange stumm leiden zu sehen. Da sie ihm die Ursache ihres Kummers nicht von selbst offenbaren wollte, so beschloß er nach etlichen trübseligen Tagen zu sondiren, und fing frischweg an, mächtig auf die Feigheit der Patrizier zu schelten, die

für ihre eigenen Standesgenossen und Verwandten in der Stunde der Gefahr nicht zu sprechen seien.

»Andere Leute machen es nicht besser,« seufzte Mechtildis.

»Ach so,« sagte Meister Baltzer, dem plötzlich ein Licht aufging, »Ihr meint, weil die holländischen Herren sich in den letzten Tagen so rar machen und so kühl benehmen? Jawohl, da habt Ihr recht. Eure liebe Freundin hat ihnen wohl einen Wink gegeben, daß sie sich schaden würden, wenn sie viel mit Euch verkehren, solange Ihr zu den vermeintlichen Hexen und Hexenmeistern geht. Und da nehmen sie sich eben in acht.«

Mechthildis sprang plötzlich auf und trat zornig auf ihn zu. »Schämt Euch, Meister Baltzer!« rief sie, »daß Ihr so etwas sagt, was Ihr selber in Eurem Herzen den beiden Herren nicht zutraut!«

»Du lieber Gott,« erwiderte Meister Baltzer ganz gelassen, »ich meine, Ihr hättet es eben selber gesagt? Aber hört mal, wenn Euch der Oberst Friso – oder meinetwegen auch sein Vater – mit seinem neuen Benehmen und Wegbleiben ärgert, warum fragt Ihr ihn denn nicht in aller Freundschaft selber, was zum Kuckuck ihm auf einmal einfällt?«

Aber diesmal hatte der Wind an ein dürres Blatt gerührt, das noch nicht ganz lose saß. Mechtildis schüttelte heftig den Kopf, dann brach sie in ein Schluchzen aus und verließ wortlos das Gemach.

Meister Baltzer blickte ihr mit einem unverhohlenen Vergnügen nach. »Daß etwas mit diesem Querkopf, dem

Hans, nicht in Ordnung ist, das ist klar,« brummte er, »und er soll mir dafür beichten, sobald ich ihn irgendwo fasse. Denn in sein Quartier lassen mich die Kannemanns einfach nicht hinein. Aber daß sie darüber ins Schluchzen kommt, das freut mich. Wahrhaftig, ich kann mir nicht helfen, es freut mich ausnehmend!«

VIERZEHNTE KAPITEL.

Im grauen Mantel unendlichen Schneegewölks war Sankt Thomas herangekommen, – ein gefürchteter Tag für die Langschläfer; denn wer sich an diesem kürzesten Tag des Jahres verschlief, war für das nächste Jahr der »blinde Thomas« im Hause und hatte viel Spott zu dulden. Der Rath, der sonst in keinem Sinne früh aufzustehen pflegte, hatte sich diesmal zu Herzen genommen und auf denselben Tag beide wichtigen Fragen: den Bericht der Hexenkommission und die Verabschiedung der holländischen Gesandten angesetzt. Es war den Holländern nicht zu verargen, daß sie auch aus der so ungemüthlich gewordenen Stadt ungeduldig heimverlangten. Von den üblichen Abschiedsfesten und Staatsvisiten mußte man ja unter den obwaltenden Umständen doch absehen.

Frau Johanna, die kluge und gefällige Wirthin, übernahm es, Mechthildis die Abschiedsgrüße ihrer Gäste zu übermitteln. Sie hatte sich jetzt schon so weit in die Folgen ihrer ersten Lüge hineingelebt, daß sie nur noch ganz

leicht bei dem Auftrag erröthete. Mit Befriedigung blickte sie dem Wagen nach, der die Gesandten zur Abschiedsaudienz nach dem Rathhaus führte. »Es ist ja ein recht schmucker Offizier,« dachte sie, »und ich gönne ihm alles Gute, soweit es sich schickt; aber gleich ein Fräulein von Mechter? Nein, Art bei Art, so gehört sich's. Gott sei Dank, daß sie heute nachmittag abreisen.«

Unterdeß saß der Oberst Friso neben seinem Vater im Wagen und starrte finster sinnend in das Schneegestöber hinaus. Als ihm Herr Govaert mit bekümmertem Blick die Hand auf den Arm legte, richtete er sich entschlossen auf, faßte seinen Degengriff fester und sagte: »Gott sei Dank, daß wir diese Stadt bald hinter uns haben, die ich besser nie wieder betreten hätte.«

Um dieselbe Zeit stand Don Gonsalvo Fernandez de Cordova, gestiefelt und gespornt, vor dem Herrenhause auf dem Mechterhof einem würdig und betrübt aussehenden kleinen Manne gegenüber, der eine riesige grüne Schneebrille trug und trotz seines langen, pelzbesetzten Gelehrtenmantels erbärmlich zitterte. »Also Ihr wißt jetzt meine Meinung, Herr Doktor Alonso Perez,« sagte Cordova. »Bis jetzt habe ich alle Hochachtung vor Euren ärztlichen Rathschlägen gehabt, aber die Stadt hättet Ihr mir besser nicht als Winterquartier vorgeschlagen. Seit vier Wochen habe ich mich alle Tage minder wohl in ihr gefühlt. Ich hoffe, daß Ihr mir ferner bessere Rathschläge gebt. Was mich angeht, so hoffe ich, daß dies mein letzter Ritt in die Stadt ist, die ich besser nie

betreten hätte. Ich werde mir draußen bei meinen Regimentern ein Quartier suchen, wie es sich für einen General schickt, und wenn es Euch hier zu kalt ist, so könnt Ihr ja nach Neapel heimgehen.« Bei den letzten Worten saß er schon im Sattel und sprengte seinem Adjutanten voraus, und der Doktor Alonso Perez blickte ihnen traurig durch seine hoffnungsfarbene Brille nach.

Auch im Mechterhause hatte der Thomastag trüb und verworren begonnen. Als Mechthildis sich nach einer meist schlaflosen Nacht wider ihre Gewohnheit spät erhob, fand sie die beiden Stiftsdamen und das ganze Haus in großer Aufregung; die Laienschwester Gertrudis, Mechthildis' Gehilfin, die seit ein paar Tagen krank lag, hatte sich in der Frühe heimlich aus dem Hause entfernt. Es war am Ende kein unersetzlicher Verlust für Mechthildis; aber in ihrer traurigen Stimmung schmerzte es sie doch bitter. Sie hatte das Mädchen, das sehr verstört und fieberig aussah, in den letzten Tagen zu Hause gehalten, ihm selber Arznei gereicht und eine halbe Nacht an seinem Lager gewacht. Es schien aber, daß sie eben hierdurch in seiner kranken Seele das wahre Uebel, eine durch die aufregenden Ereignisse der letzten Zeit wiedererwachte Wahnvorstellung, noch verstärkt hatte. Denn die beiden Stiftsdamen berichteten ängstlich und häufig stockend, daß die Entflohene unter den anderen Mägden allerhand wirre Verleumdungen über ihre Herrin und deren Verkehr mit den verdächtigen Familien ausgestreut

habe; und das scheue Gebaaren eines Theiles der Dienerschaft zeigte, daß die schlimme Saat auch hier Wurzel trieb.

Mechthildis hörte die wohlmeinenden Vorstellungen der beiden alten Damen mit finsterer Fassung an. »Nun gerade!« sagte sie sich mit dem trotzigem Stolze einer starken Seele, die sich inmitten immer neuer Enttäuschungen ganz auf sich allein stellt. Wenn sie ihren Besuch im Hause des Rathssyndikus nicht schon angezeigt hätte, so wäre sie nun doch gewiß hingegangen.

Allein, zu Fuß machte sie sich auf den Weg. Es war ihr eben recht, als sie bei ihrem Besuche merkte, wie sehr man ihre Hilfe brauchen konnte. Ein Kind war in der Nacht plötzlich erkrankt, das ganze Haus in doppelter Aufregung, da sich an demselben Tage das Schicksal des Hausherrn, der ganzen Familie entscheiden sollte. Da konnte sie eingreifen, thätig sein und in der Pflege und Beruhigung anderer zu vergessen suchen, was ihr eigenes Herz bedrückte.

Aber sie vergaß es doch nicht. Immerfort bei allem Thun und Reden mußte sie dem Streite lauschen, den in ihrer Seele der Stolz der Jungfrau, – vielleicht auch der Edeldame mit einem anderen, immer mächtiger gewordenen Gefühle führte; und als sie bei Beginn der Dämmerung das fremde Haus verließ, war der Streit entschieden; fast ohne es zu wissen, schlug sie den Weg zur Wohnung des Meisters Baltzer ein, um ihrem alten Freunde zu beichten – und durch seinen Beistand Klarheit zwischen sich und einem anderen zu schaffen.

Sie war so in ihre Gedanken vertieft, daß sie kaum auf ihre Umgebung achtete. Sie gewährte es nicht, welch unheimliches Gefolge sich zischelnd und fingerdeutend an ihre Fersen heftete. Erst als sie, unfern des alten Zeughauses, ein kleines Mädchen vor sich im Schnee stehen sah, welches sie mit sonderbar ängstlichen Blicken anstarrte, machte sie verwundert Halt. Sie kannte das Kind, es gehörte zu ihren Schützlingen und sie hatte es während des vorigen Herbstes, als es krank in seinem ärmlichen Bettchen lag, oft gepflegt und getröstet. »Nun, Mariechen,« sagte sie freundlich, »was stehst du denn da? Nimm dich in acht, du wirst dich in dem kalten Schneewasser wieder erkälten.« Sie streckte die Hand aus, um den blonden Scheitel des Kindes zu streicheln. Dieses aber fuhr mit einer Gebärde des Entsetzens zurück und spuckte aus vor ihr. Im selben Augenblicke brach ein verworrenes, gellendes Geschrei um sie los: »Helft, Leute, die Hexe!« »Sie will auch das Kind vergiften!« »Faßt sie! Bringt sie vor die Schöffen!« Und als Mechthildis aufsah, fand sie sich von einer zerlumpten Weiberrotte umringt, sah wuth- und angstverzernte Gesichter auf sich gerichtet und schmutzige Hände nach ihr ausgestreckt. Eine Flut von Schimpfreden und Beschuldigungen übertäubte ihre Fragen; durch allen Lärm aber gellte die Stimme Gertrudis' hindurch, die mit Gebärden und Blicken des Wahnsinns unter dem Pöbel vornan stand und in einem fort schrie: »Das ist die Hexenkönigin; sie hat das Zeichen auf ihrer Haut, ich habe es selber gesehen, reißt ihr die

Kleider vom Leibe, ich habe es selber gesehen! Und damit hat sie euch die Kinder vergiftet, und damit hat sie mich auch vergiften wollen!« Und indem sie immer wieder diese tollen Rufe wiederholte, schwang sie in ihrer rechten Hand das Fläschchen Arznei, das Mechthildis ihr vierundzwanzig Stunden zuvor aus ihrer Hausapotheke gegeben hatte.

Mechthildis stand gegen die Mauer des Zeughauses gelehnt, ihr Antlitz war marmorblaß, mit Blicken, aus denen nur Verachtung und Ekel sprach, maß sie, ohne ein Wort zu verlieren, den Haufen verrückter Weiber vor ihr und schien ihn fast zu beherrschen. Bereits aber gesellten sich verkommene männliche Gestalten hinzu, und als sie auch diese Elenden schreien hörte: »Die Hexenkönigin! Wir wollen nachsehen, ob sie das Zeichen hat!« und ihre gierigen Blicke fühlte, durchfuhr sie ein ungeheures Entsetzen. Sie wollte um Hilfe rufen, ihre Zunge war gelähmt.

Aber die Hilfe erschien jetzt von zwei Seiten.

Meister Baltzer hatte sich bei seiner Wirthin, der Tante des Knaben Hendricus, Apfelkuchen bestellt. Es war sein größter häuslicher Kummer, daß die treffliche Frau diese harmlose Speise noch immer nicht so bereitete, wie sie ihm als Jugendideal vorschwebte. Um diesem Uebel abzuhelpen, hielt er es sogar nicht für unmännlich, selber einmal in die Küche zu steigen und belehrend einzugreifen. Diesmal schien das Ding zum erstenmal zu gerathen; Meister Baltzer hatte eben das erste der rundlichen Küchlein mit einem Küchenmesser aus der Pfanne

gespießt und bemühte sich, ihm durch Blasen die zum Probieren ausreichende Abkühlung zu geben, als Hendricus mit den Worten hereinstürmte: »Helft, Meister! Helft! Unser Fräulein! Sie wollen unser Fräulein umbringen!«

Im nächsten Augenblick war Meister Baltzer, das Messer mit dem Kuchen in der Hand, hinter seinem Lehrling her auf der Straße, um zu sehen, wie ein schmieriger rothnasiger Strolch an Mechthildis' Mantel zerrte, während die wahnsinnige Gertrudis vor ihr stand und mit weit offenem Mund ihre Schimpfreden brüllte. Plötzlich aber verstummte sie, – der heiße Kuchen, von Meister Baltzers Messer wie mit einer Schleuder abgeschossen, hatte ihr buchstäblich das Maul gestopft; und zugleich flog der rothnasige Strolch in den Schnee, da ihn Hendricus' Kopf wie ein Mauerbrecher mitten vor den Bauch getroffen hatte.

Und zugleich erschien auch, durch Meister Baltzers kraftvolle Rufe beschleunigt, weitere Hilfe an der nächsten Straßenecke: Junker Lambertus von Halveren mit dem rothbärtigen Hauptmann und einem anderen militärischen Zechgenossen.

Junker Lambertus hatte Muth genug, aber seine Fassungskraft war nicht sehr behend. Als er begriff, daß er hier nützlich sein könne, hatten seine beiden Begleiter schon die Degen gezogen, um der Dame beizuspringen, und es blieb ihm kaum etwas zu thun übrig, dank der ausbündigen Feigheit des Pöbelhaufens, der

sich beim bloßen Anblick einiger wohlgekleideten Männer mit blankem Eisen johlend flüchtete, die verrückte Gertrudis mit sich reißend.

Die Männer geleiteten Mechthildis in das Haus. Sie hatte sich bis dahin aufrecht erhalten. Nun sie aber die sichernde Pforte hinter sich zufallen hörte, übermannte sie das Bewußtsein der Gefahr, in die sie gerathen war, ihre Kniee bebten und sie ließ sich halb ohnmächtig auf eine Bank im Hausflur nieder. Vor dem wohlgemeinten Beistand der Hauswirthin schrak sie mit einem Laut des Entsetzens zurück, als könne sie in jedem alten Weibe nur noch die Verfolgerin sehen.

»Aber so besinnt Euch doch nur, liebes, liebes Fräulein,« rief Meister Baltzer beinahe weinend, »die will Euch nichts zuleide thun, es ist eine ganz verständige Frau, und wenn sie auch in der Küche allerhand Ketzerei treibt, einiges hat sie doch schon von unsereinem angenommen!«

»Nein, so sagt doch nur, was bedeutet dies alles, Base Mechthildis?« fragte Junker Lambertus.

»Was das bedeutet?« rief Meister Baltzer, dessen Gefühle jetzt den richtigen Ableiter gefunden hatten, »was das bedeutet, das fragt Ihr noch? Das bedeutet, daß Euer nichtsnutziges Gassenvolk sich mit seinem Hexengeschrei jetzt auch an die eine wagt, die viel zu gut für Eure muffige Stadtluft ist, und daß Euer Bürgercorps natürlich nicht da ist, um dem Unfug zu steuern, Herr Rottenführer!«

Junker Lambertus klappte ordentlich zusammen vor dem zornigen Blick des alten Mannes. »Ich – ich wußte wirklich nichts davon,« stammelte er. »Wirklich, Base Mechthildis, ich kam nur rein zufällig dazu, weil wir drüben im ›Grünen Anker‹ noch eine Flasche Malvasier auswürfeln wollten. Ihr könnt die Herren da fragen, ob es nicht so war!« Und da Mechthildis trotz ihrer Schwäche über seine Entschuldigung und seine Haltung lächeln mußte, so gewann er aus diesem Lächeln wieder Muth und fuhr mit einer Gebärde zärtlicher Verehrung fort: »Wahrhaftig, Base, wenn ich je wüßte, daß Euch eine Gefahr bedroht, so sollte Euch mein Degen nicht fehlen, wenn Ihr mir auch den spanischen Herrn vorgezogen habt!«

»Was schwatzt Ihr denn da nun wieder?« fuhr Meister Baltzer unwirsch heraus. »Könnt Ihr denn nichts anderes vorbringen als Unsinn?«

Das war zu viel für Junker Lambertus, zumal in Gegenwart seiner militärischen Bekannten. »Ich ermahne Euch, Meister Baltzer, seht zu Euren Worten!« sagte er würdevoll. »Tretet meiner Ehre nicht zu nahe. Ich weiß, was ich sage, wenn es auch dem edlen Fräulein leider beliebt hat, ihre nächsten Verwandten noch nicht auf eine Verlobung vorzubereiten, die doch die ganze Sippe angeht. – Um Gott, Base, was ist Euch?« rief er erschrocken und wollte Mechthildis beispringen, die plötzlich aufgefahren war und ihn ängstlich anstarrte.

»Nichts, nichts,« murmelte sie abwehrend. »Aber woher habt Ihr –«

»Woher ich es weiß?« fiel der Junker ein. »Ja, 's ist traurig genug, daß unsereins es erst auf dem Umwege hören muß. Jobst Kannemann hat mir's vor drei Tagen gesagt, – natürlich um mich zu ärgern. Und der hatte es von seiner Frau, die hat es ihm und den Holländern unter der Hand gesagt.«

Meister Baltzer ließ einen langen Pfiff hören. »Sieh so!« sagte er. »Da habt Ihr Euch aber einmal einen fetten Bären aufbinden lassen, edler Junker. Nun lauft nur rasch in der Stadt herum und nehmt es überall zurück, wo Ihr es etwa weiter gesteckt habt, sonst nimmt Euch womöglich der spanische Herr vor die Klinge. Sie sitzt ihm ziemlich lose.«

Der Junker blickte in wortlosem Staunen abwechselnd den Meister Baltzer und Mechthildis an, die mit einem ganz eigenen, seligen Lächeln, die Linke auf den Arm ihres alten Freundes gestützt, vor ihm stand. »Laßt Euch's nicht zu Herzen gehen, Vetter Lambertus,« sagte sie und reichte ihm ihre Rechte, »Ihr habt mir einen großen Dienst gethan. Ich danke Euch – und auch den anderen werthen Herren hier,« fügte sie mit einem dankenden Nicken zu den beiden Offizieren hinzu, die sich in Aeußerungen militärischer Galanterie erschöpften und versicherten, daß sie das edle Fräulein durch eine ganze Welt voll Pöbel unversehrt hindurchführen würden. Der Rothbärtige eilte fort nach dem »Grünen Anker«, wie er sagte, und kam in kurzer Zeit wieder mit einer Sänfte, geleitet von einem ganzen Trupp seiner Kameraden. Mechthildis

bestieg die Sänfte, zu beiden Seiten gingen Meister Baltzer und Hendricus, und die Kriegsleute marschirten mit trotzigem Blicken und erklecklichem Säbelgerassel hinterher, ohne daß sie indeß Anlaß zum Einschreiten fanden. Die anständigen Bewohner der Straßen, durch die der Zug ging, hielten Thür und Fenster verschlossen, und das Gefolge der tollen Gertrudis hatte sich nach dem Rathhause verzogen, um dort sein Geschrei anzubringen und weiteren Unfug zu verüben. Junker Lambertus war auf den Zuspruch des Meisters Baltzer ebenfalls zum Rathhause geeilt, um die Behörden, unter gehöriger Hervorhebung seines verdienstvollen Eingreifens, zum Schutze des Fräuleins anzurufen.

Als er dort anlangte, umlagerte der Pöbelhaufen, der inzwischen mächtig angewachsen war, schon die Freitreppe, während oben auf den Stufen die Wache sich mit der tollen Gertrudis und den übrigen Wortführerinnen herumzankte und vergebens versuchte, freie Bahn für die holländischen Herren und ihr Ehrengefolge zu schaffen. Der Oberst Friso trat eben zur Seite seines Vaters aus dem Portal. Verwundert blickte er über das aufgeregte Treiben hin. Nun aber klang aus dem mißtönigen Geschrei Mechthildis' Namen an sein Ohr, untermischt mit verworrenen, aberwitzigen Anklagen, die ihm das Blut in den Adern zu erstarren drohten. Ungestüm ergriff er Herrn Govaerts Arm, sie blickten einander in die Gesichter und lasen jeder denselben Entschluß in den Zügen des anderen ohne viele Worte. »Zu ihr!« rief der Oberst, brach Bahn durch das Gewühl der Streitenden und Lärmenden,

und ehe die Rathsherren noch zur Erkenntniß gekommen waren, um was es sich eigentlich handelte, waren die beiden schon verschwunden.

Der Rathsherr Jobst Kannemann war bei dem Versuche, den Oberst Friso aufzuhalten, auf der glatt gefrorenen Basalttreppe ausgeglitten und bemühte sich in seiner schwerfälligen Amtstracht vergeblich, wieder in die Höhe zu kommen. Eben drängte sich der Junker Lambertus vorbei. »Aber so helf mir doch einer auf!« stöhnte Herr Jobst. – »Helft Euch selber auf,« rief der Junker erbot, »was untersteht Ihr Euch, einem Euren Weiberklatsch aufzubinden? Meine Base Mechthildis ist ja gar nicht mit dem Spanier versprochen!«

Herr Jobst hatte sich unterdes aufgekrabbelt. »Aber mit wem denn?« fragte er verblüfft und starrte auf die Menge. Ueber den Wirrwarr der Streitenden scholl das Gekreisch der tollen Gertrudis: »Sie hat das Zeichen! Sie hat neben dem Satan auf dem Domkloster gesessen! Sie ist des Teufels Braut!«

»Herr des Himmels,« sagte Jobst ganz betreten zu einem Kollegen, der ihm den Schnee abklopfte, »versteht Ihr das noch? Wir meinten doch, hinter der ganzen Geschichte stäken die Halverens, und nun geht es wider ihre eigene Sippe! Was soll man nun eigentlich denken?«

FÜNFZEHNTE KAPITEL.

Als Mechthildis vor ihrem Hause anlangte, traten ihr schon unter dem Portal der Domherr und Cordova in großer Aufregung entgegen. Sie waren beide eben erst

eingetroffen und hatten mit Entsetzen den Bericht der Stiftsdamen über die Flucht der Gertrudis und deren Folgen angehört. Es sah wüst aus im Hause. Der größte Theil des Gesindes hatte sich auf und davon gemacht, die übrigen standen müßig von fern und beobachteten die heimkehrende Gebieterin mit scheuen Blicken. Inmitten dieser Verwirrung bewahrte Mechthildis die heiterste Ruhe. Nachdem sie ihre militärische Ehrenwache verabschiedet und die Herren begrüßt hatte, ertheilte sie dem Gesinde ihre Befehle wie sonst, während Meister Baltzer den anderen über den Vorfall vor dem Zeughause berichtete. Die Stiftsdamen waren einer Ohnmacht nahe. Cordova erbleichte vor Zorn und stieß kastilianische Verwünschungen über die ganze Stadt aus. Der Domherr begnügte sich, traurig und gedankenvoll zu nicken, wie einer, der den Ueberfall des Unheils vorhergesehen hat und schleunigst alle Reserven zur Abwehr zusammenzieht. Mechthildis aber wandte sich lächelnd zu Cordova: »Ihr müßt übel von der Gastfreundschaft unseres Hauses denken, Excellenz, da es Euch so unfreundlich beim letzten Besuch empfängt! Aber im Saale wird wohl doch Feuer und Licht sein.« Dabei ergriff sie den Arm Cordovas und ließ sich von ihm die breite Treppe hinauf geleiten, als ginge es zu einem Festmahl. Eine wunderbare, stille Heiterkeit lag über ihrem Wesen; der Domherr blickte auf sie mit ängstlicher Verwunderung, wie man ein Kind betrachtet, das unter Blumen am steilen Abhange eines Stromes spielt. Er empfand es als eine günstige Fügung des Himmels, daß in diesem Augenblicke wenigstens ein

kühler Rechner wie er zugegen war, um die Kinderseele noch rechtzeitig über die ganze Gefahr aufzuklären und weiteres Unheil zu verhüten.

»Das ist ein böser Fall, Fräulein Nichte,« begann er, als sie in dem Saale angelangt waren. »Ich kann es Euch nicht verhehlen, daß Ihr Euch das Unwetter durch Eure unzeitige Freundlichkeit gegen die verdächtigen Leute selber zugezogen habt. Laßt uns sehen, was nun zu thun ist.« Er griff nach einem auf dem Tisch stehenden Schachspiel. »Seht,« fuhr er fort, indem er die schwarze Königin bedächtig zur Linken vor sich stellte, »da ist vorab dieses tolle Weibsbild, die Gertrudis. All das andere Getratsch ist durch sie erst angeregt. Wir sehen aber, wie das weiterwächst. Ihr dürft keine Zeit verlieren. Da wäre fürs erste« – ein weißer Läufer stellte sich zur Rechten der schwarzen Dame gegenüber – »ein Zeugniß vom erzbischöflichen Offizial. Das kann ich Euch noch heut schaffen. Sodann« – ein weißer Springer gesellte sich zu dem Läufer – »eine schleunige Verwahrung an den Rath. Und dann« – ein zweiter weißer Springer – »wird es wohl nützlich sein, wenn Ihr sofortiges Verhör der Gertrudis hier, in Eurer Gegenwart und Eurer Wohnung fordert. Die Kommission wird sie schon klein kriegen. Vielleicht könnte auch eine kräftige Appellation an den Kurerzbischof, als obersten geistlichen Richter –«

»Dann doch lieber an den Papst in Rom, hochwürdiger Herr Oheim,« unterbrach ihn Mechthildis lächelnd. »Oder kostet das zu viel?«

Der Domherr sah sie verblüfft an. »Ich verstehe Euch nicht,« sagte er. »Ihr nehmt das Ding wahrlich zu leicht, Nichte. Was wollt Ihr denn eigentlich?«

»Was ich will?« rief Mechthildis aufspringend. Ihre Stimme bebte und ihre Augen leuchteten von einem hohen Zorne. »Nichts von alledem will ich, was Ihr da herzählt. Ich danke Euch, Herr Oheim, denn ich kenne Eure Treue und Fürsorge für mich. Aber ist es denn möglich, daß Ihr im Ernste meint, ich werde mich zu einer solchen Posse erniedrigen? Von all dem Kläglichen, das ich in diesen letzten Wochen um mich herum erlebt habe, ist mir nichts so kläglich, so beschämend gewesen, als die blöde Feigheit, mit der sich Hunderte von klugen, hochfahrenden Menschen vor dem Pöbelwahn beugen und ihm alles bessere Gefühl opfern, statt ihn unter schweigender Verachtung zu ersticken. Das, und das allein ist das wahre Verbrechen, und damit soll ich mich beflecken? Wie viele sind denn unter euch, die nicht heimlich wissen, daß der ganze Aberglauben unchristlich, unsinnig, wahnsinnig ist? Und doch fürchtet ihr euch vor dem Geschrei, als ob es eine ernsthafte Sache wäre, und verrathet andere, die es verfolgt, nur damit es nicht auch an euch komme. Was ist dagegen das Verbrechen einer Verrückten, die hinter mir herläuft und tolles Zeug schwätzt? oder der armen Leute, die sich von ihr anstecken lassen und empfangene Wohlthat als Gift ausspeien? Ihr habt sie verrückt gemacht, ihr Vornehmen, ihr Regenten im Staate und in der Kirche, und ihr nährt den Wahnsinn, indem ihr

euch stellt, als ob ihr ihn für heiligen Ernst nehmt. Und solchem Verbrechen soll ich meine Ehre preisgeben?»

Der Domherr blinzelte mit einer scheuen Verwundung an der Erzürnten hinauf. »Ihr thut mir unrecht, Nichte,« sagte er, »aber es ist jetzt nicht die Zeit zu disputiren. Wenn Ihr so alt wie ich und Domherr wäret, würdet Ihr die Dinge anders ansehen. Aber was hilft es Euch, wie Ihr sie ansieht? Es handelt sich hier nicht um Ansichten. Bedenkt, bedenkt doch um Gottes willen, was Euch droht, wenn die Sache zur Untersuchung kommt und sich unter sechs Kommissaren vier finden, die ein halbes Dutzend Gründe wider Euch anerkennen!«

Mechthildis schauderte und wurde sehr blaß. »Und wenn es so wäre,« erwiderte sie, »so sollte mich doch keine Tyrannei zwingen, daß ich das Geschrei des Wahnsinns mit einem Worte als vernünftige Anklage behandle! – Aber tröstet Euch, Herr Oheim. Mögen sie Gründe finden, so viel sie wollen; mich finden sie nicht mehr hier. Es gibt gottlob noch Länder, wo der Aberglaube nicht das Recht schreibt; und es wird auch noch einen Weg dorthin geben.«

»Und wenn es ihn nicht gäbe,« fiel Cordova ein, »so erlaubt mir zu sagen, hochwürdigster Herr, daß es überall noch Kämpfer für die Unschuld gibt. Ich enthalte mich eines Urtheils über die Grundsätze, die das edle Fräulein eben ausgesprochen; denn ich bin ein treuer Sohn der Kirche und darf mir nicht anmaßen, weiser zu sein als die heilige Inquisition, die im Punkte der Hexerei nicht so frei denkt, wie der unsterbliche Cervantes. Aber das

weiß ich, daß die Tugend in Person keine Hexerei treiben kann. Dies edle Fräulein hat mir vordem öfters die Ehre erwiesen, zu erlauben, daß ich ihr diene; ich hoffe, daß sie meine Dienstwilligkeit auch nicht verschmähen würde, wenn es gälte, sie vor ungerechten Richtern zu beschützen. Und wenn es der Großinquisitor wäre! Denn in diesem Falle kann ich keinem Richter mehr gehorchen als meiner Ehre und meinem Gewissen.«

Die beiden Stiftsdamen blickten mit Thränen der Rührung auf den General, der in allen Punkten ihre eigene Meinung ausgesprochen und den Streit in ihrer Seele gelöst hatte. Meister Baltzer aber bemerkte, indem er dem Domherrn einige Schachfiguren reichte: »Da habt Ihr einen weißen Thurm, Hochwürdigster, für seine Excellenz; und für mich mögt Ihr immerhin diesen Bauern auf des Fräuleins Seite legen, denn wenn ich auch kein Grande von Kastilien bin, todtschlagen lasse ich mich nöthigenfalls immer noch für sie. Und übrigens hat sie ganz recht, wie Ihr an mir seht; denn ich habe noch keinem verschwiegen, daß ich die ganze Hexerei für drei Viertel Blödsinn und ein Viertel Schufterei halte, und doch hat mich noch keiner für einen Hexenmacher verschrieen.«

»Ihr braucht mir nicht erst zu sagen, daß Ihr ein alter Heide seid,« brummte der Domherr verdrießlich. »Als ob es sich überhaupt der Mühe lohnte, Euch um Hexerei zu verfolgen! Hier handelt es sich um die Herrin dieses Hauses, um die Tochter einer von Hernoth, und nicht um den Maler Balthasar Schnurrseckel, der nicht einmal Bürger

dieser Stadt ist. Bedenkt doch nur Euren Namen, Fräulein Nichte! Das edle Geschlecht, des letzter Sproß Ihr seid!«

»Mein Geschlecht!« erwiderte Mechthildis bitter. »Mit all dem, was es mir an Vortheilen und Vorurtheilen vermacht hat, bin ich zu Zeiten ärmer gewesen, als ein Bettelkind am Wege. Uebrigens mein' ich, es wäre eine schlechte Ehre für den edlen Namen, wenn seine letzte Erbin sich vor dem Pöbel beugte, Und also, hochwürdigster Herr Oheim, – bitte, nichts mehr hiervon! Warten wir ab –«

Sie verstummte und horchte nach der Thür, hinter der Mönnerschritte und laute hastige Rufe näher klangen. Eine selige Ahnung färbte ihre Wangen. Hendricus, der an der Thür draußen Wache stand, stieß die Flügel weit auf und meldete, wie er es auf dem Kannemannschen Feste gelernt: »Die Herren Gesandten der Generalstaaten!«

»Gottlob, – Ihr seid unversehrt!« rief der Oberst Hans Friso mit einem Blick aufathmender Erlösung auf Mechthildis. Dann, da er Cordova sah, fügte er mit gezwungenem Lächeln hinzu: »Wir stören ... Verzeiht ... ein falsches Gerücht trieb uns her ... «

»Jetzt wird's aber zu arg,« rief der Meister Baltzer. »Sehr gestrenger Herr Oberst, Eure allerlieblichste Wirthin hat Euch belogen, und Ihr seid ein –«

Aber ehe er seine Ansicht zu Ende äußern konnte, stand Mechthildis vor Hans. »Das Gerücht war nicht falsch, das Euch hertrieb,« sagte sie. »Denkt Ihr noch an die Taube, die ich damals in thörichtem Spiele in die Welt

sandte, Herr Oberst? Nun müßt' ich sie in Wahrheit aus-senden. Wenn ich Euch selber sagte: Ich steh' . . . ich steh' auf dem heißen Stein, – wollt Ihr –«

»Dein Ritter sein, Mechthildis!« rief Hans. Er zog sie an sich und küßte sie auf die reine Stirn. Sie aber bot ihm aufblickend die Lippen und flüsterte in seliger Demuth: »Ich will's verdienen, Hans!« Und Herr Govaert Friso breitete segnend seine Hände über die beiden.

Die anderen äußerten ihre Empfindungen auf sehr verschiedene Art. Der Knabe Hendricus blickte zu dem schönen Paare mit Augen auf, aus denen eitel Begeisterung strahlte. Cordova hatte sich abgewandt und lehnte die Stirn ans Fenster, während die beiden Stiftsdamen die unerwartete Gruppe mit einer Rührung anstarrten, die von Schrecken doch nicht ganz frei war. Meister Baltzer wischte sich heftig an den Augen und kramte mit der anderen Hand unter den Schachfiguren herum. Der Domherr aber war vollkommen verblüfft. Die plötzliche Lösung ihres Geschicks, mit der Mechthildis seinen wohl-gemeinten Vorschlägen ein Ende gesetzt, überraschte ihn nicht bloß, es war auch etwas dabei, was für den Augenblick wenigstens seine geistliche Würde vor die Empfindungen des Geschäftsmannes und väterlichen Freundes treten ließ; und als ihm nun noch Meister Baltzer mit einer höflichen Verbeugung das weiße Königspaar auf den Tisch zu seiner Rechten hinsetzte, schob er mit einer unwilligen Handbewegung die Figuren zurück und sagte mit scharfer Stimme: »Also so meint Ihr's, Fräulein Nichte? Nun, da wär' es freilich vergebene Mühe, für Euch

ein Zeugniß von Eurem Oberhirten auszuwirken, wenn Ihr um irdischer Liebe willen nebst allem anderen auch Eurem Glauben untreu werden wollt!«

Mechthildis richtete sich hoch auf, ohne die Hand ihres Verlobten loszulassen, und sah den geistlichen Herrn groß an. »Meinem Glauben?« sagte sie. »Ich denke, Herr Oheim, seinem Glauben kann überhaupt keiner untreu werden. Was einer in seinem Herzen glaubt, das geht nur Gott und ihn an, und er hat es mit keinem anderen auszumachen. Was aber die Kirche angeht, der ich wie Ihr zugeschrieben bin, so meine ich, daß mein Liebster nicht danach fragen wird. – Ich habe wirklich noch gar nicht daran gedacht. Aber,« setzte sie lächelnd hinzu und deutete auf Herrn Govaert, »hier steht ja einer, der wie Ihr Theologe ist und mit im Rathe seines Landes sitzt. Der wird Euch ja Auskunft geben, wie man es dort in solchen Dingen halten darf.«

»Die Auskunft hat ein Höherer als wir gegeben, und nicht für ein einzelnes Land, sondern für die ganze Christenheit,« sagte der Domine. »Ihr wißt doch, Herr Domherr, was der Apostel Paulus den Korinthern sagt, im ersten Briefe, siebentes Kapitel? ›So ein Bruder ein heidnisches Weib oder eine Schwester einen heidnischen Mann hat, so sollen sie sich darum nicht scheiden.‹ Nicht wahr? Was zwischen Christen und Heiden recht ist, das wird aber wohl gewiß zwischen den Zugeschriebenen der verschiedenen christlichen Bekenntnisse billig sein.«

Der Domherr lächelte gezwungen. »Lassen wir die theologischen Erörterungen,« sagte er. »Man kommt doch

zu keiner Einigung. Ihr haltet es so, anderswo hält man es anders. An das Gesetz Eurer Vaterstadt habt Ihr wohl auch noch nicht gedacht, Fräulein Nichte? So Ihr einem nichtkatholischen Manne folgt, müßt Ihr fünfzehn vom Hundert Eurer gesamten Habe an den Stadtsäckel zahlen, und Grundeigenthum dürft Ihr nach Eurer Vermählung überhaupt nicht mehr im Gebiete hiesiger Stadt besitzen.«

»Das überlasse ich Euch, Herr Oheim,« sagte Mechthildis freundlich. »Es thut mir leid, wenn ich Euch betrübt habe, aber ich vertraue, daß Ihr mir darum die Bitte doch nicht abschlagen werdet, noch einmal für mich die Geschäfte zu führen, die Ihr als mein Vormund so treulich geführt habt, und so klug, wie es überhaupt wohl keiner als Ihr kann.«

Der Domherr nickte geschmeichelt und versöhnt, und die Unmuthsfalten auf seinem Antlitz lösten sich in einem friedlichen Lächeln. »Eine schlimme Geschichte bleibt's immer,« brummte er, schon ganz in die neue Aufgabe vertieft. »Wer in unserer Stadt hat bei diesen klemmen Zeiten Lust zu einem ehrlichen Handel? Sie werden warten, bis Ihr vermählt seid und Euer Gut verkaufen müßt, und dann steigern sie es um einen Spottpreis an. Wenn doch unsereinem einmal ein Geschäft käme, woran man eine Freude hat!«

»Mit Verlaub, hochwürdigster Herr,« versetzte Meister Baltzer, »warum werft Ihr denn nicht lieber Eure Sorgen gleich in einen Topf? Fragt doch das Fräulein, ob sie

Euch nicht Vollmacht geben will, ihren hiesigen Grundbesitz gegen die geldernschen Kloster Güter einzutauschen? Dann seid Ihr Eurer beiden Sorgenkinder ledig.«

Der Domherr sah ihn verklärt an. »Meister Baltzer,« rief er, »Ihr seid ein Heide und ein Spottvogel dazu, aber zuweilen schenken Euch die Heiligen in ihrer Langmuth doch merkwürdig gute Einfälle! – Ja,« fuhr er fort, indem er aufstand und mit aufgeregten Blicken die Ansicht des Obersten und Herrn Govaerts zu erspähen suchte, »das wäre freilich ein goldner Ausweg! Aber ich weiß nicht, was die Herren dazu denken ... Jedenfalls müßtet Ihr dann schon, hochverehrtester Herr Staatsrath, die Interessen des Fräuleins vertreten –«

»Ich denke, das ist nicht nöthig,« erwiderte Herr Govaert lächelnd. »Meine liebe Tochter – wenn sie mir jetzt schon diesen Namen erlaubt – weiß am besten, daß Ihr beider Parteien Interessen wie kein anderer zu schätzen und unparteiisch abzuwägen wißt.«

»Zu schätzen weiß ich sie schon bis auf den Stüber,« erklärte der beglückte Geschäftsmann, »die Vollmacht vom Stift habe ich, und für diese Partei wäre es ja ein wahrer Segen, denn wer weiß, wie lange es die Stiftsdamen bei wärender Kriegszeit trotz aller *salva guarda* noch auf ihrem ländlichen Stammsitz in Marienforst aushalten werden? Da wäre so ein Ersatz wie dies Haus und der Mechterhof eine Gnade Gottes, – nicht wahr?« wandte er sich an die beiden alten Fräulein.

»Himmlich wäre es!« flüsterten sie zugleich. Sie führten voll Rührung ihre Tüchlein an die Augen und trippelten zu Mechthildis, um ihr mit Inbrunst zu einer Verbindung Glück zu wünschen, deren Romantik ihnen schon von vornherein zugesagt hatte und in der sie jetzt ganz unbedenklich den Finger Gottes erkannten.

»Aber –« begann der Domherr und sah Hans ungewiß an.

»Was denn noch, hochwürdigster Herr?« fragte Hans fröhlich. »Macht die Sache nur schnell ab, denn Ihr glaubt nicht, wie es mich verlangt, meine Liebste als geldernsche Gutsfrau zu wissen!«

»O, wenn Ihr auch so sprecht,« meinte der Domherr mit einem Seufzer der Erleichterung, »dann ist ja alles klar. Gleich heute abend werde ich einen Hauptvertrag aufsetzen, bis morgen kann alles zur Unterschrift bereit sein, Eure Vollmacht könnt Ihr mir gleich ausstellen, Fräulein Nichte, – auch für das übrige.«

»Na, Gott sei Dank, daß wir so weit sind,« sagte der Meister Baltzer. Er faßte Mechthildis und Hans bei der Hand und wollte wohl etwas sagen, aber er kam nicht dazu vor Rührung. Aergerlich wandte er sich ab und schluchzte: »Herrschaften, ich habe Hunger . . . Laßt uns die beiden allein lassen, sie wollen doch in Ruhe Abschied nehmen. Bedenkt doch, daß der Herr Bräutigam heute noch abreisen muß.«

»Nimm mich mit,« bat Mechthildis und schlang ihre Arme um den Nacken des Geliebten. »Was soll ich hier noch? Wo du bist, will ich auch sein.«

»Es geht nicht, Tochter,« sagte Herr Govaert. »Wir haben eine rasche und böse Reise zu Roß; nur für uns gilt der Freipaß jenseits des Rheins und das Geleit der bergischen Reiter.«

»Aber, wie kann ich sie hier jetzt allein lassen, Vater!« rief Hans.

Cordova wandte sich um und trat näher. »Erlaubt mir, Herr Oberst,« sagte er. »Wollt Ihr mir Eure Verlobte und will das Fräulein sich mir anvertrauen, so gelobe ich, sie bequem und sicher durch meine Truppen hindurch dieses des Rheins bis zu Euren Vorposten zu geleiten, wo Ihr sie erwarten mögt.«

»Ich danke Euch,« sagte Mechthildis und ergriff seine Hand. »Das nehme ich gern an.«

»Auch ich,« fügte Hans hinzu. »Möcht' ich's Euch danken können, Excellenz!«

»Auf dem Schlachtfeld, wenn's beliebt,« erwiderte Cordova mit einer höflichen Verbeugung.

Indeß hörte man draußen auf der Straße Lärm von Wagen und Pferden, dazwischen mißtöniges Schreien und Pfeifen.

»O Himmel!« rief der Domherr aus dem Fenster spähend, »und das hatten wir ganz vergessen! Da ist schon eine Abordnung vom Rath, zur Haussuchung womöglich, und der Pöbel hinterdrein. Was nun?«

»Das ist doch sehr einfach,« versetzte Meister Baltzer. »Empfangt Ihr sie und fragt, was sie hier auf dem Besitztum des frommen Stiftes Marienforst zu suchen haben. Das dürft Ihr Euch wohl schon jetzt erlauben. Vielleicht

ist auch der Herr Staatsrath so gütig und läßt ein Wörtchen mit einfließen, falls sie die Verlobte eines niederländischen Gesandten behelligen wollen.«

»So gestattet, Herr Staatsrath, daß ich mich anschließe,« bemerkte Cordova mit einem schwachen Lächeln. »Es könnte nützlich sein, wenn ich die Herren erinnere, daß es mir nicht einerlei ist, wenn man in meinem Ehrenquartier nach Hexereien spürt.«

»Herrlich!« brummte Meister Baltzer. »Ich bin wirklich sehr hungrig, aber das muß ich sehen, wie dieses Bündniß auf unsere neutralen Rathsgesichter wirkt.« Auch die Stiftsdamen trippelten neugierig und verschämt mit. An der Thür machte Meister Baltzer Halt und ließ die Damen mit einer tiefen Verbeugung vorauf. »Daß ich's nicht vergesse, Fräulein,« rief er nach Mechthildis zurück, »Ihr müßt Euch Gesellschaft auf der Reise gefallen lassen. Wenn Seine Excellenz mich nicht abweist, reisen wir mit, der Knabe Hendricus und ich. Ich glaube wirklich, es kann noch ein Maler aus ihm werden. Da muß ich ihn aber schon bei den Meistern in Eurem neuen Vaterlande unterbringen, wo sie jetzt wieder einmal die ganze Malerei auf den Kopf stellen. Mit dem Meister Baltzer ist es nichts mehr. Der läßt das Arbeiten jetzt bleiben, der freut sich nur noch!«

SECHZEHNTE KAPITEL.

Der Schneefall hatte aufgehört. Es war ein kalter, windiger Abend. Die Wachposten vor dem Rathhaus zogen

ihre Mäntel fester und blickten ungeduldig nach den hellerleuchteten gothischen Bogenfenstern hinauf ... Der Rath tagte noch immer.

Herr Sebaldus von Halveren saß in seinem Zimmer, allein, vor seinem Tisch. Er hatte sich starkes Getränk bringen lassen und den Diener bedeutet, daß er für niemand mehr zu sprechen sei. Auch für ihn war es ein aufregungsreicher Tag gewesen. Aber ein Siegestag. »Sankt Thomas hält Wort,« murmelte Herr Sebaldus mit einem seltsamen Lächeln. Durch seine Zuträger unter den Rathsbedienten und Schreibern wußte er ja, was die Kommission vorschlug, ehe es die Rathsherren wußten. Keinem von den Verdächtigen ging es an den Kragen; aber auch keiner erschien offenkundig unschuldig. Ihre Rathswürde sollten sie niederlegen und versprechen, sich nicht wieder zur Wahl zu stellen. Es war ja auch sicher, daß bei der Wahl nur die Freunde des Herrn von Halveren durchkamen.

Der Rath konnte nicht anders als im Sinne des Kommissionsvorschlags beschließen. Jetzt am wenigsten, nachdem der Hexenruf gegen die Anverwandte des Hauses Halveren den Verdacht von Herrn Sebaldus abgelenkt hatte.

Insoweit war der Angriff der tollen Gertrudis auf ihre Herrin ein Glücksfall für ihn gewesen. Mechthildis war ja gerettet. Herr Sebaldus brauchte sich nicht einmal für sie zu verwenden, nachdem der Rath auf den gemeinsamen

Protest des Domherrn, des Staatsraths Friso und Cordovas eilends beschlossen hatte, die tolle Gertrudis abzuweisen und als eine Besessene ins Kloster zu stecken. Und wenn sie doch einmal für seinen Sohn verloren war – was lag daran, ob sie der Spanier oder der Holländer heimführte? Für den einzigen Sohn des allmächtigen Bürgermeisters gab es bald noch andere glänzende Partien.

Und doch wurde er ein fröstelndes Unbehagen nicht los. Er hatte den Sieg in der Hand. Aber auch Mechthildis hatte heute ihren großen Tag gehabt. Und indem er das Glück seiner Nichte mit dem, welches ihm winkte, – indem er verglich, auf welchen Wegen und mit wessen Beistand sie es erreicht, überkam ihn ein seltsam peinliches Gefühl. Fast etwas wie Scham.

Gegen die kleinen, bleigefärbten Rundscheiben der Fenster drängte sich die Finsterniß des Winterabends, hier zwischen den hohen Häusern der engen Gasse von keinem Widerschein der Schneedecke gemäßiget; es sah aus wie unzählige schwarze, fragende Augen. Selten klang, durch den Schnee gedämpft, der Schritt eines Vorübereilenden herauf. Die Leute hüteten ihre Häuser – es war ein Gerücht in der Stadt: der Teufel gehe wieder des Nachts leibhaft durch die Gassen. Nun hatten auch die Geschäftsdienere drunten mit weithin tönendem Gerassel die Fensterläden und Thüren ihrer Arbeitsräume verriegelt und sich zum Abendimbiß in ihren Saal, im anderen Flügel des Hauses, verzogen. Wieder war ein Tag vorüber im Hause Halveren.

Ungefähr eine halbe Stunde darauf ließ sich auf dem Gange hinter der Wandthür ein leiser, schlurfender Schritt vernehmen. Herr Sebalduß stand auf und öffnete die Thür. Der lahme Hieronymus trat ein, in einen unförmlichen Mantel vermummt, in der Hand eine Laterne.

»So, da wären wir,« sagte er und nahm ohne Umstände in dem Sessel des Rathsherrn Platz. »Lecker warm habt Ihr es hier. Nun, ist mein Geld bereit? Lang kann ich nicht warten. Um die zehnte Stunde muß ich mit einer Strickleiter hinten im Garten des Sankt-Clarenklosters sein, um meiner Eheliebsten und etlichen guten Sachen aus der Frau Priorin Schmuckkästchen zur Freiheit zu verhelfen, derweil die Nönnchen in der Kapelle beten und singen, daß sie der Teufel verschone. Mein Schatz hat ihnen ja gesagt, daß der Herr Doktor Sanatius, oder wie heißt er? heute nacht wieder umgehen werde. Für eine Verkleidung habe ich schon gesorgt, die Leute werden sich wundern, was für ein nettes Harfenmädchen ich alter Sünder morgen aus meinem Quartier vor die Stadt spazieren führe. Draußen wird uns der lange Pilger in seiner neuen Tracht als Fuhrmann schon mit dem Karren erwarten, und dann geht es heidi in die Welt hinaus, derweil die Nönnchen und die Herren Rathskommissare und Patres im Sankt-Clarenkloster den Schwefelgestank und die todten Mäuse anstauen, die der Teufel ihnen statt der Feuerwächterin dagelassen hat. Es ist alles in Ordnung, gestrenger Herr. Na, und Ihr könnt auch mit dem Geschäft zufrieden sein. Sankt Thomas ist brav gewesen. Also her mit dem Geld, wenn's beliebt!«

»Halt!« sagte Herr Sebalduß und deckte seine Hand über den Geldbeutel, nach dem der andere schon die schmutzigen Finger ausreckte. »Also das Gerede von dem Teufel, der heute nacht umgehe, habt Ihr ausgestreut. Ich dachte, die tolle Gertrudis hätte es gethan. Seid Ihr und Euer Weib etwa auch schuld an dem Geschrei wider meine Nichte, das Fräulein von Mechter?«

Hieronymus starrte ihn verwundert an. »Mit keinem Wort, gestrenger Herr,« versicherte er. »Wir haben uns streng an Eure Liste gehalten, – ich habe sie ja noch hier bei mir! – Wie es sich eben zwischen ehrlichen Leuten schickt. Den Spaß mit der verummten Hexenkönigin hattet Ihr ja selber vorgeschrieben, damit sich keines von Euren Rathswelbern sicher fühlt. Es ist wahrhaftig nicht unsere Schuld, daß das verrückte Weibsbild, die Gertrudis, es just auf Eure Nichte deutete. Aber das sag' ich Euch, gestrenger Herr,« fuhr er fort, während ein wilder Haß seine Züge verzerrte, »wenn ich gewußt hätte, daß sie es mit diesem Laffen, dem Hans Maybrunner oder wie er heißen mag, und dem alten Pfaffen, seinem Vater, hielt – dann hätte ich sie auf die Liste gesetzt, ohne Euch zu fragen, nur um den beiden einen Tört anzuthun! – Im übrigen, gestrenger Herr, was macht es Euch?! Es heißt ja wohl, Euer Herr Sohn hätte sie gern gehabt; aber wenn sie nun mal einen anderen lieber wollte, kann es Euch doch gleich sein, ob sie ins Hexengeschrei kommt! Gebt mir mein Geld, ich habe Eile!«

Herr Sebalduß schob ihm den Beutel hin. »Ein schönes Gewicht!« schmunzelte der Strolch und stieß den Beutel etlichemal mit dem Boden auf den Tisch, daß die Goldmünzen klirrend aneinander klangen. »Nachzuzählen brauch' ich nicht. Ich weiß, daß Ihr ehrlich zahlt.«

»Sagt mir doch nur das eine,« fragte Herr Sebalduß, »woher kommt Euereinem das Zutrauen? Wenn das Geld nun falsch wäre? Wenn ich selber mit Euch falsch spielte und draußen ein paar handfeste Kerle bereit hielte, um Euch abzufassen?«

Der lahme Hieronymus, der schon an der Wandthür stand, blickte den Frager überlegen an. »Das ist eine wunderliche Frage von einem so hochgelehrten Herrn!« meinte er. »Als ob Ihr nicht zehnmal mehr dabei zu verlieren hättet als ich! Es wäre ja der dümmste Streich von Euch, wenn Ihr merken ließt, wie weit Ihr mit unsereinem seid. Ich will gar nichts davon sagen, daß unsereins auch sein Messer im Hosensack hat und es zu gebrauchen weiß. Ihr wäret ja auch ohnedies geliefert, wenn Ihr mir etwas anthun wolltet. Das ist das sicherste Geschäft für einen armen Kerl, wenn sich so ein vornehmer Herr mit ihm zu einer Schurkerei zusammen thut; denn dabei hat doch der vornehme Herr am meisten zu verlieren. Ihr seid ganz in unserer Hand! Geht, Herr, legt Euch schlafen und dankt Eurem Heiligen, daß unsereins noch ehrlich bleibt und reinen Mund hält!«

Herr Sebalduß winkte schweigend mit der Hand und drückte auf die Klinke. Als die Tapetenthür sich hinter

seinem unheimlichen Gast geschlossen hatte, blieb er eine Weile in stummen Gedanken stehen, dann wankte er zu dem Betpult, das in einer Ecke des Zimmers stand. Es war seit vielen Jahren das erste Mal, daß er ohne Zeugen zum Beten niederkniete; aber er fand kein Gebet. –

Junker Lambertus hatte den Abend geselliger verbracht als sein Vater. Er saß mit einigen anderen vom Bürgerwachcorps in einer Kneipe unfern seinem väterlichen Hause, welche diese tapfere Miliz zum Standquartier erwählt hatte, und ließ weidlich auffahren, zu Ehren seines heutigen Abenteuers, bei dem er sich hier ungestraft die Rolle des Haupthelden zuschreiben durfte; denn von den anderen Zeugen war keiner zugegen, Meister Baltzer und Hendricus hielten im Mechterhause Wacht, um den Schlaf Mechthildis' zu behüten, und die Offiziere, die Junker Lambertus bei der Errettung seiner Base zuvorgekommen waren, machten in dieser Zeit irgendwo draußen auf den Wällen die Runde. »Stoßt an, ihr Herren,« rief er weinselig und ruhmestrunken, »trinkt auf das Wohl meiner schönen Base, wenn sie uns auch den Holländer vorgezogen hat! Mich reut's doch nicht, daß ich sie dem Pöbel aus den Klauen gerissen habe. Alles für die Damen, wißt ihr! und wenn es gilt, scheut sich unser Bürgercorps vor keinem Hexen- und Teufelsspuk!«

»Da sagt Ihr etwas, Junker,« bemerkte einer seiner Traktirgäste, ein mächtiger sechs Fuß langer Kerl von entsprechendem Umfang. Es war derselbe Brauer, der vor siebthalb Jahren bei jenem unterbrochenen Maifest vor

dem Brautlaufhause den Junker so gründlich mit Bier getauft hatte; aber sie waren beide nicht nachhaltig und hatten den Vorfall längst vergessen. »Sechs Zoll Wein im Magen und zwei Fuß blankes Eisen in der Faust, so kriegen wir selbst den Teufel unter, der heut nacht in der Stadt umgehen soll!«

»Prahlt sacht, ihr Herren,« mahnte die Wirthin bedenklich. »Der Teufel ist klüger, als ihr denkt.«

»Dumm ist er, erzdumm!« rief der tapfere Brauer und hob den Krug; aber er ließ ihn sinken, als in demselben Augenblick ein jugendlicher Rekrut von seinem Corps leichenblaß hereinstürzte mit dem Ruf: »Der Teufel! der Teufel! Er geht um, wir haben seine Spur im Schnee gesehen!«

Und die Thatsache war unleugbar. Als die Herren, mit einer mehr als militärischen Vorsicht, dem zitternden Posten bis an die nächste Ecke gefolgt waren, erkannten sie beim Scheine der mitgenommenen Fackel deutlich die diabolische Spur: die eine Sohle ganz menschlich ausgeprägt, statt der anderen eine unregelmäßige, langgezogene Vertiefung. »Das ist von der Eselsklaue!« murmelte einer entsetzt. »Herrschaften, wenn wir einen Pater riefen?«

Aber bei den anderen siegten die Geister des Weines und des Jugendmuthes.

»Immer drauf zu!« rief der tapfere Brauer, »wir wollen doch sehen, wo er uns hinführt!« Und der Junker Lambertus folgte seinem Beispiel: »Drauf zu!« rief er, den Degen ziehend, »vergeßt nicht, daß ich euer Führer bin, und zeigt euch eurer Stadt würdig!«

Mit diesen Worten schritt er, die Fackel in der Linken, in der Rechten den Degen, den anderen vorauf, der Spur nach.

Es war nicht schwer, ihr zu folgen. Kein anderer Wanderer schien nach dem Unheimlichen diese stille, abgelegene Seitengasse gegangen zu sein. Deutlich und unvermischt zeichneten sich die Spuren in dem frischen Schnee ab. An der nächsten Ecke bogen sie wieder ab in jenes Gäßchen, das zwischen dem Hause Halveren und dem Spitalgarten herführte. Und auf einmal hörten sie auf – vor dem kleinen, seit Menschengedenken nicht mehr benützten Nebenpförtchen des alten Patrizierhauses.

Die Verfolger wichen zurück und sahen sich betreten an. Junker Lambertus ließ die Fackel fallen, daß sie knisternd im Schnee erlosch.

»Was ist das?« stammelte er.

»Ja, da hilft nun nichts,« meinte der Brauer mit gedämpfter Stimme, »hier hört's auf, und in Eurem Hause geht's weiter.«

»Was wollt Ihr damit sagen,« rief der Junker aufbrausend, »meint Ihr, die Herren von Halveren hätten Verkehr mit –«

»St!« machte der Brauer und zog ihn am Arme gegen die Wand. An dem Pförtchen raschelte etwas von innen, es öffnete sich, der Schein einer kleinen Laterne schimmerte im Schnee wieder und eine dunkle Gestalt tappte vorsichtig, mit hinkendem Schritt auf die Gasse, das Pförtchen hinter sich zuziehend.

Nun aber, angesichts des Unheimlichen, kam es über den Junker mit wilder Wut. »Im Namen aller Heiligen, steh, Lucifer!« rief er und sprang mit gezücktem Degen wider den Unhold.

»Verdammt!« rief der Vermummte, von der Spitze des Degens am Arm gestreift, und ließ die Laterne fallen; mit ihr fiel ein dunkler Gegenstand klingelnd zu Boden, wie von verstreuten Goldstücken blinkte es im Schnee. Zugleich aber blitzte ein breites Messer in der Hand des Ertappten auf, und mit einem dumpfen Stöhnen brach der Junker zusammen, während seine Begleiter, zu spät, ihn zu retten, auf den vermeintlichen Teufel eindrangen.

Mit zwei Griffen hatte der starke Brauer ihm das blutige Messer entwunden und ihn niedergeworfen. »Das soll der Teufel sein?« rief er. »Der lahme Hieronymus ist's, der Gauner vom Martinsthurm. Seht nach dem Junker, Herrschaften, mit dem Mordkerl hier werd' ich schon allein fertig.«

»Da ist nichts mehr zu machen,« sagte der Rekrut, der die Laterne aufgehoben, und deutete auf die furchtbare Wunde auf der Brust des Regungslosen, aus der das Blut in breitem, dampfendem Geriesel auf den Schnee, zwischen den Goldstücken hin rann. »Ruft seinen Vater!«

Und indem er mit der Pike gegen das Pförtchen trommelte, begann er selber zu schreien: »Auf, auf, Herr von Halveren! Euer Sohn liegt hier –«

Ein greulicher, halberstickter Jubelruf des Mörders unterbrach ihn. »Sein Sohn?« keuchte Hieronymus. »So ist's recht! Nun soll er auch sein Theil haben. Laßt mich auf die Beine, ihr Dickköpfe! Schleppt mich vor die Schöffen, aufs Rathhaus! Ich will mein Zeugniß ablegen, ihr sollt wissen, wer euch verhext hat!« Mit einem wüthenden Ruck riß er sich aus den Fäusten der Verblüfften los und streckte, im Schnee kauernnd, die freigewordene Hand wider den Mann aus, der jetzt in der Oeffnung des Pförtchens erschien und ihn angstvoll anstarrte: »Hört es, ihr Leute! Ich und mein Weib, wir haben den ganzen Hexenlärm gemacht, aber der da hat uns dazu gedungen!«

Herr Sebaldus von Halveren hörte die Anklage, in hilfloser Verzweiflung starrte er dem Ankläger in das wuthverzernte Gesicht. Da hob der Rekrut die Laterne und deutete schweigend zur Seite auf den Todten. Herr Sebaldus wandte den Blick dorthin, im Lichtschimmer sah er den rothen Blutstrom, er erkannte das Gesicht des Erschlagenen, und mit einem jähen Aufschrei sank er neben der Leiche seines Sohnes in die Kniee.

SIEBZEHNTE KAPITEL.

Im Glanze des klarsten, schönsten Wintermorgens war Mechthildis erwacht. Das reine Mattblau des entwölkten Himmels leuchtete durch die Scheiben, die alten Bäume

im Garten vor ihrem Schlafzimmer schimmerten wie Silber und Diamanten im glitzernden Frostkleide, als wollten sie der letzten Tochter des Geschlechtes, das sie gepflanzt und gehütet, den freundlichsten Abschiedsgruß bieten. Das weiße, fleckenlose Gewand, das nun alle Spuren der Stürme und trüben Tage da draußen verdeckte, ward ihr zum Sinnbild des eigenen Glückes. Ihre ganze schöne Seele löste sich in einem seligen, wortlosen Beten, im Danke für das neue Leben, das ihr seine krystallinen Pforten öffnete, und in Segenswünschen für den Geliebten, mit dem – für den sie es leben sollte.

Als sie – zum letztenmal – das traute Arbeitsgemach ihrer Mädchenzeit betrat, fiel ihr Blick auf den Thomas a Kempis. Lächelnd gedachte sie der Zeit, wo sie in den trübseligen, herben und weltscheuen Betrachtungen des Asketen ihre Anregung, ja nach frommer Klostersitte ihre tägliche Losung gesucht hatte. Unwillkürlich übte sie den langversäumten Brauch noch einmal. Mit einer Nadel stach sie zwischen die Blätter und schlug den vom Schicksal auf diese Weise erbetenen Vers auf – um sogleich das Buch wieder kopfschüttelnd zu schließen.

Es klopfte, und Meister Baltzer trat ein. Er sah wunderbar ernst aus. Als er das Buch in Mechthildis' Hand erkannte, stutzte er: »Habt Ihr Euch doch wieder an den alten Selbstquäler gewandt?«

»Er will nichts mehr von mir wissen,« erwiderte Mechthildis. »Da hört selbst, was er sagt: ›*Quis memorabitur Tui post mortem? Et quis orabit pro Te?*‹ Das heißt zu deutsch: ›Wer wird deiner gedenken, wenn du todt bist? Und wer

wird beten für dich?« Ich hoffe zu Gott, daß das auf mich nicht mehr paßt.»

Meister Baltzer blickte ihr liebevoll in das schöne Antlitz und schüttelte den Kopf. »Es hat nie auf Euch gepaßt,« sagte er. »Aber um so mehr habt Ihr und alle, die glücklich sind, derer zu gedenken, auf die es paßt. Und so ist es doch wohl ein gutes, nachdenkliches Wort und paßt zu dem, was ich Euch zu melden habe. Faßt Euch und laßt mich keine weiteren Umwege machen, ich kenne Euer tapferes Herz: Euer Vetter, der Junker Lambertus von Halveren, ist heute nacht vor der Schwelle seines Hauses erschlagen worden.«

Mechthildis ließ das Buch fallen, sie erfaßte zitternd den Arm ihres alten Freundes und starrte ihm angstvoll ins Gesicht. »Besinnt Euch, Meister Baltzer!« rief sie. »Es ist schrecklich, was Ihr da sprecht.«

»Es wird noch schrecklicher dadurch, wie es geschah,« versetzte Meister Baltzer. »Er ist ehrenvoll gefallen, im Kampfe mit einem Bösewicht, den er seiner Pflicht getreu verhaften wollte, und sein Tod war rühmlicher als sein armseliges Leben. Aber der, den er verhaftet, war der Spießgeselle seines eigenen Vaters, Eures Oheims Sebaldus von Halveren; und durch das Geständniß dieses Kerls ist es nun klar und erwiesen, daß Herr Sebaldus von Halveren das ganze Hexengeschrei angestiftet hatte, um den alten Rath zu sprengen und sich die Herrschaft in der Stadt zu verschaffen. Ich vermuthe, er hat solch grauses Verbrechen nur gewagt, um seinen Sohn

obenauf zu bringen; denn er selber war allezeit ein unlustiger und weltscheuer Herr, was hätte er für sich von aller Herrschaft dieser Welt gebrauchen können? Nun ist durch die unwissende Pflichttreue dieses selben Sohnes das ganze dunkle Werk vernichtet, Herr Sebalduß, wenn er noch lebt, ist ein verlorener und verfemter Mann, und sein Sohn liegt auf der Totenbahre. Wer wird seiner noch gedenken, und wer wird beten für ihn?!«

Mechthildis hatte in angstvoller Spannung zugehört, nun sank sie in einen Sessel und verhüllte mit ihrem Tuche die weinenden Augen. »Komm!« sagte sie nach einer Weile aufstehend.

»Wohin?« fragte Meister Baltzer.

»Wohin?« wiederholte sie erstaunt. »Habt Ihr mir doch eben selber mit Eurem Bericht den Weg gewiesen!«

»Habt Ihr denn vergessen, was Euch Euer Oheim angethan hat?« fragte der alte Maler. »Zwar daß er auch die Gertrudis wider Euch selber aufgehetzt hat, das glaub' ich nicht. Wozu hätte es ihm nützen können? Er wollte sein Leben lang nichts, als was ihm meßbaren Nutzen versprach, und das war ja wohl sein Verhängniß. Aber mittelbar war er doch auch an Eurer Bedrängniß schuld, und ich meine –«

»Liebster Meister,« unterbrach ihn Mechthildis freundlich, »macht Euch doch nicht wieder einmal schlechter, als Ihr seid!«

Er blickte gerührt in die Augen, die ihm unter Thränen zulächelten. »Mein Gott, ja,« erwiderte er etwas stockend, »was ist an mir viel schlecht zu machen? Das

Beste, was ich von mir zu rühmen weiß, ist, daß ich Euer Herz kenne, und drum sag' ich nichts weiter, denn Euer Herz hat wieder mal recht. Aber wartet noch ein wenig. Mich dünkt, ich höre drunten Besuch, der Euch Wichtiges bringt. Richtig! das ist die Stimme des Domherrn, und dazwischen die spanische Excellenz. Nun, wahrhaftig, das ist ein Kavalier! Ich weiß keinen besseren in der Welt, unbeschadet natürlich des Vorrangs, den Ihr in Eurem Herzen ein für allemal einem anderen gegeben habt!«

»Wozu der Vorbehalt?« versetzte Mechthildis, während sie sich anschickte, den Gästen entgegenzugehen. »Ich weiß mich mit meinem Herrn und Liebsten auch in der Verehrung für Don Gonsalvo einig. Wollte Gott, es wären viele von den Großen so!«

Cordova war am Abend vorher nach dem Mechterhofe zurückgeritten. Nun kam er, um Mechthildis zu melden, daß alles zur Abreise am Mittag bereit sei. Unterwegs war er auf die Sänfte des Domherrn gestoßen, der in Begleitung eines kaiserlichen Notarius erschien, um den Kaufakt unterzeichnen zu lassen, an dem er die halbe Nacht durch gearbeitet hatte. Ueber die Ereignisse im Hause Halveren wußte er wenig Neues. Dies Wenige erzählte er, während er sich mit einer gewissen Wehmuth zum letztenmal von seiner schönen Nichte den Frühtrunk im Hause ihrer Ahnen kredenzen ließ. »Herr Sebaldus hat, wie es scheint, den Verstand verloren, den er so zum Verderben seiner Standesgenossen und Angesippten mißbrauchen wollte. Als sie zu ihm kamen, um ihn zu verhaften, hat er unten im Saale gestanden, immerfort Anordnungen zur

Aufbahrung seines Sohnes gebend, und gesagt: sie sollten ihn in Ruhe lassen, sie sähen doch, daß der Junker zum heiligen Apostel Thomas reisen wolle, er habe keine Zeit zur Politik. Der Rath hat einstweilen beschlossen, ihn im Hause bewachen zu lassen. Vor und in dem Hause ist ein ganzes Fähnlein Soldaten mit Piken und brennenden Lunten an der Muskete, um einen Angriff des Volkes abzuwehren. Im großen Saale haben sie den armen Junker Lambertus aufgebahrt, und es ist, als ob er noch in seinem Tode das Haus vor dem Verbrechen und dessen Folgen wahre. Denn das muß man unseren Bürgern lassen, vor allem, was todt ist, haben sie Ehrfurcht, und ich glaube, solange die Bahre im Hause steht, braucht es das Fähnlein Soldaten gar nicht.«

Der Notar nickte bestätigend. »Es ist ordentlich rührend,« sagte er. »Die Führer vom Bürgerwachcorps sind ja gleich heute früh zusammengetreten und haben sich verabredet, die Ehrenwache an der Bahre zu stellen. Mein Schreiber, der nach der Frühmesse dort war, hat gesehen, wie sie antraten, ganz feierlich, mit der rothweißen Stadtschärpe um den Leib, Schärpen und Degenkorb schwarz umflort. Wenn man nur auch etwas Näheres über die Schuld des Alten zu hören bekäme! Aber da weiß keiner etwas mehr, als der Schuft, der Feuerwächter, auf dem Wege zum Rathhaus seinen Wächtern vorgeprahlt hat. Denn der regierende Herr Bürgermeister hat den Kerl ja ganz unter vier Augen vernommen, und dann hat er ihn vier Bürgern zur Bewachung gegeben, die vorher schwören mußten, daß sie reinen Mund

halten wollen. Mit dem Frauenzimmer, des Hieronymus Eheweib, haben sie's ebenso gemacht, und nun sitzt der Rath schon wieder seit zwei Stunden zu Verhör und Berathung im geheimen Audienzsaale, die Thüren sind alle doppelt verschlossen und besetzt, und es scheint wirklich, als ob diesmal nichts von dem, was sie berathen, herauskommen wird, wenn sie's nicht selber von Amts wegen bekannt machen.«

»Das wäre denn unter all den Wundern dieser letzten Wochen wohl das allergrößte,« bemerkte Meister Baltzer.

Der Notar lächelte vorsichtig und vertiefte sich in seine Akten.

Unterdeß hatte sich Mechthildis mit den Stiftsdamen in ihren kleinen Wintergarten zurückgezogen. Dort wanden sie einen Kranz aus dunklen Cypressenzweigen, durchflochten mit Oleander und Sternblumen. Die beiden alten Damen erinnerten sich, wie sie vordem Mechthildis und ihre Gespielinnen unter den Buchenwipfeln von Marienforst diese Kunst gelehrt, sie verglichen jene schöne friedliche Zeit mit der Trauer und Aufregung der Gegenwart, und ihre Thränen flossen reichlich.

Nachdem sie zu den Herren zurückgekehrt, mußte Mechthildis eine gute Stunde lang Verlesung und Erläuterung der Kaufakten und Vollmachten über sich ergehen lassen. Endlich kam es zur Unterzeichnung. Der Notar bestand darauf, daß auch die Stiftsdamen unterschrieben, erst ihren Klostersnamen und dahinter, mit beigefügtem »in der Welt«, ihren ererbten Stand und Namen. »Man kann nie genug Zeugen haben,« meinte er.

Mit großer Feierlichkeit, ein wenig zitternd, unterzogen sich die beiden Damen dieser Aufgabe. Es war ihnen, als ob sie seit ihrer Profeßleistung keine so bedeutungsvolle Handlung mehr vollzogen hätten, und sehr tröstlich war es für sie, daß der spanische General sie auch hierbei nicht verließ und mit seinem ganzen, gut drei Zeilen füllenden Namen, Rang und Titel ihren Unterschriften gewissermaßen das Kavaliergeleit gab.

Meister Baltzer ließ es sich nicht nehmen, daß wenigstens er und der Knabe Hendricus den Damen nach dem Trauerhause folgten, zum Schutze gegen etwaige Ausschreitungen der Menge. Indeß erwiesen sich seine Befürchtungen als grundlos. Es war wohl erstaunlich viel Leben und Aufregung auf den Straßen, aber das Gesindel, das sie noch gestern unsicher gemacht, fehlte völlig, vor dem Ernste der plötzlichen Lösung war es in seine Schlupfwinkel zurückgekröchen, und in der Stimmung der anständigen Bürger waltete bei aller Neugier und Entrüstung doch ein friedlicher, fast freudiger Zug vor. Sie hatten einander und sich selbst so lange mit Argwohn und Angst gequält, überall Verbrechen gewittert; nun, da das eine große Verbrechen sich enthüllt und in seinen Abgrund alle Verdächtigungen zurückgekehrt waren, fühlten sie einen wahren Hunger nach Veröhnung und Freundlichkeit. Bereits waren mehrere der

wochenlang verfemten Häuser der Verdächtigten mit Abordnungen und Ständchen beschickt worden. Wo die hohe, schöne Gestalt Mechthildis' in ihrem dunklen Gewande, den Kranz in der Hand, zwischen ihren ehrwürdigen, an dem grauen Straßenmantel der Cistercienserinnen kenntlichen Begleiterinnen vorüberschritt, begegneten ihr ehrfurchtsvolle Grüße und bewundernde Blicke, und Meister Baltzer hatte erstaunlich viel Händedrucke im Vorbeigehen zu empfangen und zu erwidern.

Selbst vor dem Hause Halveren zeigte die Menge keine Neigung zu Gewaltthat und Lärm. Die Wachmannschaft unter dem Befehl des rothbärtigen Hauptmanns schien nur zur Parade dazustehen. Als Mechthildis sich mit ihrem Geleit näherte, senkte der Hauptmann den Degen zum Gruße, und die Soldaten hielten ihre Piken präsentirend in beiden Händen vor sich.

An der Thüre des Trauersaales empfing sie der alte Hausmeister, um sie schweigend hinein zu geleiten, mit demselben gefrorenen Anstand, als ob er wieder die Gäste zu einem patrizischen Feste zu empfangen habe; nur der lange Wimpel von schwarzem Flor, der von seiner rechten Schulter niederwehte, deutete an, welcher Feier es diesmal galt. Die Fenster und Hände des Saales waren mit dunklem Tuch verhüllt, in der Mitte stand der Katafalk aufgebaut, ganz von brennenden Kerzen auf riesigen Kandelabern und hohen Räucherpfannen umgeben. Auf dem Sarge lagen unter Blumen und immergrünen Reisern die Schärpe und der Degen, und zu Häupten, wo vier Führer von dem Bürgercorps in Paraderüstung

Wache hielten, lag ein Schild mit dem Halverenschen Wappen, mitten durchgespalten. Eine dumpfe Luft von Pflanzenduft, schmelzendem Wachs und verglimmendem Räucherwerk füllte den Raum, nur ganz gedämpft drang von draußen durch die schweren Fensterläden der Lärm des Tages herein und mischte sich mit dem eintönigen Gemurmel zweier Mönche, die zu Füßen des Sarges ihre Gebete hersagten. »*Quis memorabitur Tui post mortem? Et quis orabit pro Te?*« klang es in Mechthildis' Seele wieder. Das Murmeln der Kuttenmänner war ihr keine befreiende Antwort auf die Frage, und indem sie ihren Kranz am Sarge niederlegte, rannen Thränen unendlichen Mitleids aus ihren Augen auf die Cypressen.

An der Thüre wandte sie sich noch einmal zu dem Hausmeister um. »Wie geht es Eurem Herrn?« fragte sie leise.

Der Alte sah sie seltsam verwundert an, dann zuckte er traurig mit den Achseln. »Der gestrenge Herr sitzt droben in seinem Zimmer,« berichtete er, »man kann nicht sagen, wie es um ihn steht. Lange starrt er auf die Tischplatte, bewegt die Finger und murmelt, als ob er rechne; dann fährt er wieder auf und fragt, ob sein Sohn auch alles zur Reise gerichtet habe, spricht mit ihm, als ob er zugegen sei, und trägt ihm Grüße an den heiligen Apostel Thomas auf, das sei wohl ein geschickter Arzt. Er solle sich nur nicht nach ihm sehnen, er komme bald nach. Speise und Trank verschmäht er; die Aerzte schütteln den Kopf und meinen, es werde wohl nicht lange mit ihm währen.« Er verstummte eine Weile und blickte nieder, wie wenn er

noch etwas sagen wollte und sich's nicht getraute; plötzlich ergriff er die Hand Mechthildis' und drückte seine Lippen darauf: »Edles Fräulein,« stammelte er, »Ihr seid der erste Mensch, der freundlich nach ihm gefragt hat. Ihr wißt nicht, wie wohl Ihr mir damit gethan habt, der liebe Gott gebe Euch viel, viel Glück und Segen dafür!«

Mechthildis drückte ihm freundlich die Hand und verließ das Trauerhaus.

Auf dem Heimwege, unfern des Hauses, in dem sie am Tage zuvor ihres Samariteramtes gewaltet, begegnete ihr ein Diener der Kannemanns, der einen gewaltigen, kostbaren Kranz trug. Ueberrascht blieb sie einen Augenblick stehen. Der Diener wollte mit devotem Gruße vorüber, aber Meister Baltzer hielt ihn auf: »Wohin bringt Ihr denn das, Mann Gottes,« fragte er.

»Zu den Halverens,« antwortete der Diener. »Er ist von unserer Frau. Sie kommt selber nach, jetzt hat sie noch einen Besuch bei dem Herrn Rathssyndikus da drüben abzumachen. Schon den ganzen Morgen sind wir auf dem Rundgang zu den freigesprochenen Herrschaften.«

Damit deutete er auf die Sänfte, die vor dem nun nicht mehr verfemten Hause hielt, und trollte sich weiter.

Mechthildis sah ihren alten Freund mit einem fragenden Blicke an.

»O,« meinte der Meister Baltzer, »das wundert mich gar nicht. Das liegt so in der Natur. Wenn einer merkt, daß er eine gute Zeit mit Vorurtheilen und müßigem Hochmuth verplempert hat, dann bekommt er es auf einmal mit dem Gutthunwollen und möchte am liebsten gleich

an einem Tage alles gerade machen helfen, was er vorher ruhig krumm sein ließ. Das braucht mich die schöne Frau Johanna gar nicht zu lehren, ich glaube, ich habe es schon früher an besseren Leuten gesehen.«

»Danke schön, Meister Baltzer,« erwiderte Mechthildis. »Ihr versteht mit Eurem Hauch die dürrn Blätter so trefflich vom Zweig abzustreifen, nun ist es doch auch hübsch von Euch, daß Ihr sie ab und zu noch einmal ordentlich aufweht und am Boden rascheln laßt.«

Meister Baltzer blinzelte sie mit einem Lächeln lieblicher Unschuld an und sagte nichts.

In diesem Augenblick kam ein Trupp junger Leute vorbei, ehrsame Bürgerssöhne, auch ein paar dienstfreie Stadtsoldaten waren darunter. Diese fröhlichen Jungburschen begnügten sich nicht, das Fräulein von Mechter stumm zu grüßen, sie schwenkten die Hüte und riefen ihr den Gruß zu, der in den Ohren eines liebenden Weibes so schön klingt wie kein anderer – das Lob dessen, den sie liebt; und alles Volk, das auf den Straßen war, stimmte ein. Der Oberst Hans Friso hatte sich während seines Besuches bei dem Volke der Stadt, der er vordem seine ersten bescheidenen Dienste gewidmet, ein gutes Andenken erworben. Nun, da der Ortsstolz durch das Verbrechen des Herrn von Halveren einen so empfindlichen Knacks erlitten, suchten sie sich an diesem Andenken wieder etwas zu erholen, sie kehrten sich so wenig an das ketzerische Bekenntniß ihres ehemaligen Thurmwächters wie Mechthildis, mit fröhlichem Eifer schwenkten sie die Hüte und riefen seiner Braut zu: »Vivat der

Herr Oberst Friso! Vivat unser holländischer Oberst!« Und ein verwegener Bursche, ein rothhaariger Krauskopf mit zwei Augen wie Kohlen, rief zuletzt: »Vivat die schöne Frau Oberstin!«

»Ihr hört es,« sagte Meister Baltzer zu Mechthildis, während sie befangen und tief erröthend neben ihm weiterschritt. »Das Leben ruft Euch ›Willkommen!‹ zu. Thut ihm Bescheid, und laßt die Todten ihre Todten begraben!«

ACHTZEHNTES KAPITEL.

Vollkommen bewies die Reichsstadt in den nächsten Tagen, daß sie sich auf das Todtengräberamt verstand, das ihr Meister Baltzer zugewiesen. Mit einer Mäßigung, in der die Lehren des weiland Bürgermeisters Sebalduß von Halveren noch einmal einen vollen Triumph feierten, schied der Rath aus den Enthüllungen des lahmen Hieronymus und seiner Genossin alles aus, was geeignet schien, »das Ansehen der Obrigkeit beim gemeinen Mann zu schädigen«. Man stellte der Bürgerschaft bereitwillig die in einem Versteck des Martinsthurnes gefundene Verkleidung zur Ansicht aus, in welcher der lange Pilger den Doktor Sanatas gespielt hatte. Aber man verschwieg ihr, daß die Fäden des verbrecherischen Netzes über diesen Helfershelfer hinweg bis in die Geheimzimmer kaiserlicher und kurfürstlicher Räthe und vielleicht auch in die Zellen klösterlicher Fanatiker führten. Diese

Entdeckungen sparte man sich zu gelegentlicher diplomatischer Verwendung auf und ließ die gemeinen Werkzeuge als die eigentlichen Verbrecher erscheinen.

Es wäre bei aller Umsicht die größte Schwierigkeit für den Rath geblieben, ein Verfahren gegen den vornehmen Hauptschuldigen zu finden, das der Gerechtigkeit Genüge leistete und doch dem Ansehen des Standes nicht zu nahe trat. Aber diese Schwierigkeit löste Herr Sebaldus von Halveren selbst. Am zweiten Morgen, wenige Stunden nach der nächtlichen Beisetzung seines Sohnes, fanden ihn die Wachen entseelt in seinem Sessel. Man erinnerte sich seiner Worte, daß er dem Sohne bald nachreisen werde; und der Inhalt des Bechers, der zu Dreiviertel geleert vor ihm stand, bewies unschwer, welchen Weg er gewählt habe. Der Rath gewährte ihm ein stilles Begräbniß und ein geweihtes Grab, auf die Versicherung gefälliger Aerzte hin, daß der Selbstmord im Wahnsinn geschehen sei; und er hatte auch nichts gegen ihre weise Vermuthung einzuwenden, daß der Verstorbene wohl schon längst gestörten Geistes gewesen sei und in diesem Zustande Thaten versucht habe, die von seinem früheren segensvollen Streben so unerklärlich abstächen. Somit konnte der Rathsschreiber noch am Mittag vor Weihnachten das »Erkenntniß unserer gnädigen Herren« veröffentlichen, wonach Herr Sebaldus von Halveren »in offenkundig erwiesenem Irrsinn«, mit dem langen Pilger zusammen den lahmen Hieronymus und dessen Weib verleitet habe, durch ihre schändlichen Lügen

viele hochweisen, beziehungsweise tugend- und ehrenreichen Herren, Frauen und Fräulein ohne allen Grund eines Bündnisses mit dem † † † Teufel zu bezichten und solchergestalt das Wesen und die Regierung hochpreislicher Reichsstadt grausam zu verwirren. Der Scharfrichter hatte dafür gesorgt, daß von dem lahmen Hieronymus und dessen Weibe keine Ergänzung zu diesem obrigkeitlichen Befund mehr zu befürchten war. Die von den Verbrechern verdächtigten Standespersonen hatte der Rath natürlich feierlich allen Verdachtes ledig gesprochen und die auf sie bezüglichen Akten verbrennen lassen. Die Bürgerschaft gab sich mit dem Ausgange zufrieden. Dem Teufels- und Hexenwahn aber vermochte auch dieser so merkwürdig aufgelöste Hexenprozeß nichts anzuhaben. In der Auffassung des Volkes und seiner meisten geistlichen Berater verwandelte sich der angebliche Irrsinn des Herrn Sebaldus sogleich in Besessenheit. Während die ehrsamen Hausfrauen ihren großen Weihnachtshauputz vollendeten und den Weihnachtsschmaus rüsteten, vertieften sich ihre Männer beim Abendtrunk in die traurige Entdeckung, daß der Teufel einen weisen Rathsherrn und Altbürgermeister unvermerkt in Besitz nehmen und zum Hexenriecher machen könne. Und der gelehrte Pater Kleutermann, der geistliche Hofhistoriograph des Teufels, schnitt sich in seiner stillen Zelle eine frische Feder und schrieb, großer Gedanken voll, den Titel einer neuen Untersuchung nieder: »*Diabolus se ipse accusans*, das ist kurze, doch gründliche Betrachtung, wasmaßen der Teufel einen klugen, frommen und angesehenen Mann

berücken und gleichsam verhexen kann, daß er überall Teufelswerk wittert und viele unschuldige Seelen als vermeintliche Hexen in Leibes und Lebens Gefahr bringt.« –

–

So begruben die Todten ihre Todten, indeß das reinste Leben, aus ihrem Bannkreise erlöst, neuen, seligen Küsten zustrebte. Wenige Stunden nach der Rückkehr von ihrem Trauerbesuch hatte sich Mechthildis mit ihren Reisegefährten, im Geleite des Domherrn und der Stiftsdamen nach dem Mechterhofe hinausbegeben, wo Cordova sie, feldmäßig ausgerüstet, empfing. Dort, nachdem sie von den Freunden und ihrem Dienstvolk Abschied genommen, wartete ihrer ein gedeckter, köstlich mit Pelzwerk und Decken ausgepolsterter Schlitten, in dem sie mit dem Meister Baltzer Platz nahm. Ein zweiter Schlitten trug, unter der Obhut des Hausmeisters und des Knaben Hendricus, die wenige Habe des Meister Baltzers und Mechthildis' Gepäck; was ihr sonst noch von ererbtem Hausrath und Andenken in die neue Heimath folgen sollte, war unter der Fürsorge der neuen Besitzerinnen ihres Hauses sicher verwahrt, bis es der Hausmeister bei bequemerer Gelegenheit abholte. Ein starker Trupp spanischer Reiter stand als Bedeckung der Schlitten bereit; mit Verwunderung gewahrte Mechthildis, wie auch Cordova zu Pferde stieg und sich anschickte, den Zug zu führen. »Was heißt dies, Excellenz?« rief sie. »Ich habe Euch schon Lebewohl gesagt.« Er salutirte mit einem ernststen Lächeln. »Ihr werdet nicht erwarten, Sennora, daß

Cordova eine übernommene Geleitspflicht anderen überläßt,« sagte er und gab das Kommando zur Abfahrt. »Laßt ihn,« sagte Meister Baltzer. »Er ist, wie er sein will.«

Es war eine schnelle, glatte Fahrt über den gefrorenen Schnee, durch das weite, ebene, weißschimmernde Land, über Brücken und Brückchen; durch viele kleine Dörfer, aus deren Hütten furchtsame und verblüffte Gesichter dem klirrenden Geschwader nachstarrten; durch größere Dörfer und Städte mit spanischer Besatzung, wo man kurz Halt machte. Ueberall frische Pferde zum Vorspann und Aufmerksamkeit für jeden Wunsch der Reisenden: eine mächtige, sorgsame Hand hatte hier im voraus gewaltet, um Mechthildis die Reise leicht zu machen.

Im ersten Nachtquartier stand ein reichliches Mahl für Mechthildis und ihren Begleiter bereit; Hendricus wartete auf. »Ihr müßt ihm das schon erlauben,« meinte Meister Baltzer, »er will zeigen, daß er es doch allmählich lernt, und er hat sich so darauf gefreut.«

»Wo ist Cordova?« fragte Mechthildis unruhig. Meister Baltzer zuckte die Achseln. »Er wird draußen speisen, bei seinen Kürassieren, wenn er nicht vorzieht, allein mit Cervantes' Geist zu Nacht zu essen.«

»Führt mich zu ihm und laßt hier für ihn mitdecken,« forderte Mechthildis.

»Thun will ich es ja, aber helfen wird es Euch nichts,« erwiderte er. Und es half wirklich nichts, so herzlich Mechthildis auch mit Worten und Blicken bat.

»Möge mir Eure Gnade verzeihen, Sennora,« erklärte Cordova. »Wenn ich einmal wieder unter Eurem Dache

weilen darf, so werde ich es als die größte Ehre ansehen, Euch zu Tisch geleiten zu dürfen, und sollte Euch einmal Euer Weg auf eines meiner Schlösser in Spanien oder in meinen Palazzo zu Mailand führen, so bitte ich Euch, meine geringe Gegengabe nicht zu verschmähen. Hier aber bin ich nur der Führer einer *salva guarda*, übel stände es mir, wollte ich meinen Reitern ein schlechtes Vorbild geben und mit der sorglos plaudern und tafeln, deren Mahl und Ruhe ich zu bewachen habe.« Dabei blieb er, und Mechthildis mußte sich zufrieden geben, einen Reisemarschall zu haben, der für jeden ihrer Winke Erfüllung im voraus bereit hielt, aber ihren Dank, ja ihre Nähe sorgsam mied.

Am dritten Tage, nach der Mittagsrast, deutete Meister Baltzer vor dem Einsteigen nordwärts: »Da liegt unser Ziel,« sagte er lustig, »ein vier Meilen und drüber sind's immer noch, aber könnt Ihr das Nest nicht schon sehen? Das Auge der Liebe sieht ja so ausgezeichnet.«

Mechthildis schüttelte betrübt den Kopf. Nun, so nahe dem Ziele, war es ihr beinahe unerträglich, zu warten. Sie starrte hinaus in die weite Schneelandschaft. »Ist es das?« fragte sie ein paarmal, wenn wieder ein Häuserhaufe, ein Kirchthurm vor ihnen auftauchte, und sie ärgerte sich fast, daß Meister Baltzer bei seinem Nein immer noch so vergnügt lächeln konnte. Zuletzt, vom Schnee geblendet, fielen ihr die Augen zu, ihr Haupt lehnte sich zurück und sie sank in einen tiefen, traumlosen Schlaf. Der alte Freund zog leise, sanft wie mit Mutterhänden, die Pelzdecke fester über ihre Kniee und

betrachtete die schönen schlummernden Züge. So vieles hatte sie in diesen letzten Wochen erduldet und erlebt, so tapfer hatte sie stand gehalten; nun, in der Gewißheit des nahen Zieles, schlief sie ein wie ein müdes Kind, das vom ersten Ausflug heimkehrt und auf den Armen des Vaters entschlummert.

Der Tag neigte sich, in der Ferne, jenseits eines kleinen Flusses, wurden Mauern und Thürme einer Stadt sichtbar. Von der anderen Seite näherte sich ein Trupp bewaffneter Reiter der Brücke, zwei, einer in glänzender Offizierstracht und ein Trompeter, lösten sich von der Masse ab und trabten bis in die Mitte der Brücke; auch Cordova war mit einem einzelnen Begleiter den Seinen voraufgesprengt. Es gab ein kurzes Zwiegespräch, der holländische Führer schien sehr überrascht, gerührt, der Spanier wehrte höflich, gemessen ab; dann ein Händereichen, ein kurzes Salutiren, noch ein Ruf von drüben: »Auf Wiedersehen!« – »Im Felde, so Gott will!« rief Cordova zur Antwort und ritt zurück, dem Schlitten entgegen, der sich in langsamerem Gange der Brücke näherte. Meister Baltzer deutete auf die Schlafende. »Weckt sie nicht!« raunte Cordova, »lebt wohl!« Er deutete dem Fuhrmann hastig vorwärts, der Schlitten fuhr schneller, während die spanischen Reiter auf den Wink ihres Generals Kehrt machten und zurück trabten.

Jenseits der Brücke hielt der Schlitten. Mechthildis erwachte von dem Ruck. Schlaftrunken blickte sie um sich.

Sie hörte ein tiefes, wohllautendes Summen, das von den Thürmen der Stadt herüberzog. »Ach, die Weihnachtsglocken!« sagte sie. »Aber wo sind wir denn, Meister Baltzer?« Da erkannte sie den Offizier, der von seinem Roß gesprungen war und vor ihr stand. Sie warf die Decken zurück, und mit einem hellen, seligen Rufe sank sie an die Brust des Geliebten: erlöst nun, ganz erlöst in seiner Liebe, aus der dumpfen, beklemmenden Schwüle, in die sie Herkunft und Schicksal bisher gebannt hatten, – erlöst vom heißen Stein.